



Nach Frauen benannte Straßen, Plätze und Brücken in Hamburg Wer steckt dahinter?



Wer steckt dahinter?

Nach Frauen benannte Straßen, Plätze
und Brücken in Hamburg

Rita Bake



Landeszentrale
für politische Bildung
Hamburg



Freie und
Hansestadt Hamburg
Behörde für Schule und Berufsbildung
Amt für Weiterbildung
Landeszentrale für politische Bildung

Die Landeszentrale für politische Bildung ist Teil der Behörde für Schule und Berufsbildung der Freien und Hansestadt Hamburg. Ein pluralistisch zusammengesetzter Beirat sichert die Überparteilichkeit der Arbeit.

Zu den Aufgaben der Landeszentrale gehören:

- ❖ Herausgabe eigener Schriften
- ❖ Erwerb und Ausgabe von themengebundenen Publikationen
- ❖ Koordination und Förderung der politischen Bildungsarbeit
- ❖ Beratung in Fragen politischer Bildung
- ❖ Zusammenarbeit mit Organisationen und Vereinen
- ❖ Finanzielle Förderung von Veranstaltungen politischer Bildung
- ❖ Veranstaltung von Rathausseminaren für Zielgruppen
- ❖ Öffentliche Veranstaltungen

Unser Angebot richtet sich an alle Hamburgerinnen und Hamburger. Die Informationen und Veröffentlichungen können Sie während der Öffnungszeiten des Informationsladens abholen. Gegen eine Bereitstellungsgebühr von 15 € pro Kalenderjahr erhalten Sie bis zu 5 Bücher aus einem zusätzlichen Publikationsangebot.

Die Landeszentrale Hamburg arbeitet mit den Landeszentralen der anderen Bundesländer und der Bundeszentrale für politische Bildung zusammen. Unter der gemeinsamen Internet-Adresse www.politische-bildung.de werden alle Angebote erfasst.

Die Büroräume befinden sich in der Dammtorstraße 14, 20354 Hamburg.

Der Informationsladen ist im Dammtorwall 1, 20354 Hamburg.

Öffnungszeiten des Informationsladens:

Montag bis Donnerstag: 13.30 Uhr bis 18.00 Uhr, Freitag: 13.30 Uhr bis 16.30 Uhr

In den Hamburger Sommerschulferien: Montag bis Freitag: 12.00 Uhr bis 15.00 Uhr

Erreichbarkeit:

Telefon: (040) 42823 - 4808

Telefax: (040) 42823 - 4813

E-Mail: politischebildung@bsb.hamburg.de

Internet: www.hamburg.de/politische-bildung

Impressum:

Copyright: August 2011, Landeszentrale für politische Bildung, 6. aktualisierte Aufl.

Umschlag: Adrea Orth, Bilder und Zeichnungen: Birgit Kiupel

Druck: Schütthedruck GmbH, 21079 Hamburg

ISBN: 978-3-929728-70-5

Rita Bake

Wer steckt dahinter?

Nach Frauen benannte
Straßen, Plätze und Brücken
in Hamburg

Landeszentrale für politische Bildung
Hamburg
6. aktualisierte und erweiterte Auflage

Straßenbenennungen: Seismograph gleichstellungspolitischer Strömungen

Vorwort zur 6. aktualisierten Auflage

Straßenamen sind Teil der persönlichen Adresse jeder Bürgerin und jedes Bürgers. Deshalb ist es naheliegend, dass nach Personen benannte Straßen zur Beschäftigung und Auseinandersetzung mit dem Lebenslauf derjenigen Menschen anregen, nach denen die eigene Wohnstraße benannt wurde.

In Straßennamen drückt sich auch die Stadtgeschichte aus. Grad und Stand der Aufarbeitung der Geschichte zeigen sich an der Benennung von Straßen nach Personen, so z. B. bei der Aufarbeitung der NS-Zeit. Und endlich bietet die Straßenbenennung nach Personen die Chance, historische Ereignisse und gesellschaftspolitische Zusammenhänge, die an einer Person der Zeitgeschichte exemplarisch aufgezeigt werden können, breiten Bevölkerungskreisen zugänglich und deutlich zu machen und auf diese Weise im Gedächtnis zu bewahren.

Angesichts dieser vielen Möglichkeiten, Geschichte zu vermitteln und bewusstseinsbildend zu wirken, ist es unabdingbar, dass bei der Benennung von Straßen nach Personen die gleichberechtigte Berücksichtigung von Frauen und Männern ihren Niederschlag findet, denn damit kann im öffentlichen Bewusstsein gleichstellungspolitisch viel bewirkt werden. 8535 benannte Straßen durchziehen Hamburg wie ein kompliziertes Schnittbogenmuster. Die meisten Straßen erhielten Flur- und Geländebezeichnungen. Daneben gibt es eine Vielzahl von Straßen, die z. B. nach Pflanzen und Tieren benannt sind, auf ehemaligen klösterlichen und kirchlichen Besitz oder öffentliche Gebäude und Wirtshäuser hinweisen, andere sind der deutschen Grenzfrage nach dem Ersten Weltkrieg gewidmet oder erinnern an Dörfer und Städte der Umgebung.

Rund 2300 Straßen sind nach Männern und 332 nach Frauen benannt. Das bedeutet: gerade mal ca. 12 Prozent der nach Personen benannten Straßen sind nach Frauen be- und mitbenannt („mitbenannt“ bedeutet: Diese Straßen wurden nach Familien, Ehe- und Geschwisterpaaren selben Nachnamens benannt: 27 Mal). In diesen 12 Prozent sind auch diejenigen Frauen mit inbegriffen, die Fabelwesen, Märchenfiguren oder literarische Gestalten darstellen. Da gibt es z. B. die Hexentwiete und den Hexenberg. Aber auch bei den nach Männern benannten Straßen kommen Märchengestalten wie z. B. der Hänselstiege vor. Den Meister der Hexen, den Teufel, suchen wir allerdings vergeblich. In diesem Falle wurde wohl angesichts des schlechten Images, das der Teufel hat, auf die Darstellung der dominanten Herrschaftsrolle des Teufels unter den Geistern verzichtet.

Der geringe Anteil der geehrten Frauen (die rund 70 Straßen, die lediglich nach freigeählten Frauennamen oder nach den Gattinnen und Töchtern der Geländebesitzer benannt sind, werden im Folgenden nicht berücksichtigt) macht deutlich, dass viele Berufe und gesellschaftspolitische Aktivitäten, denen Frauen nachgegangen sind, und berufliche und ehrenamtliche Positionen, die sie errungen haben, als weniger erwünschenswert und nicht zu ehren erachtet wurden. Aufzuholen ist diese große Diskrepanz zwischen den nach Männern und Frauen benannten Straßen dennoch nicht, denn die Möglichkeit, in einem Stadtstaat wie Hamburg neue Straßen zu bauen ist logischerweise begrenzt.

Wurden zwischen Dezember 2003 und Juni 2005 noch vierzehn Straßen nach Männern und nur zwei Straßen nach Frauen benannt, so wurden von Juni 2005 bis Februar 2009 von den insgesamt 122 neu benannten Straßen und Wegen 14 Straßen, Wege und Plätze nach Frauen und 16 nach Männern benannt.

Diese positive Entwicklung hielt jedoch nicht an. Zwischen Januar 2009 und August 2011 sind insgesamt 67 Straßen, Wege und Parks benannt worden; davon 29 nach Personen und 38 nach anderen Namensmotiven.

Von den 29 nach Personen benannten Straßen wurden 21 nach Männern und lediglich acht nach Frauen benannt. Das ist ein Verhältnis von 72% zu rund 28%.

Bisher gab ich als einen Grund für die geringe Benennung von Straßen nach Frauennamen die Kriterien für den Begriff „bedeutend“ an, denn wie man an der Auswahl der durch einen Straßennamen zu ehrenden Personen unschwer erkennen kann, sind die Auswahlkriterien vielfach geprägt durch eine Sichtweise, die in erster Linie Tätigkeiten als bedeutend erachteten, wenn diese Männern zugeordnet wurden. Das entspricht einem jahrhundertalten patriarchalen Denken, was seinen öffentlichen Ausdruck fand z. B. in der großen Anzahl erfolgter Benennungen von Straßen nach Mitgliedern des Rats, des Senats, der Kirchspielverwaltungen, der Deputationen, der Bürgerschaft, nach Kaufherren, Wissenschaftlern, Architekten, Ingenieuren und Männern der Verwaltung. Auf diesem Gebiet waren Frauen lange Zeit nicht tätig bzw. nicht zugelassen, und deshalb konnten Frauen hier keine Berücksichtigung finden. Doch hat sich mittlerweile einiges geändert. Es gibt immer mehr Frauen z. B. im Senat und in der Bürgerschaft. So verstarb 2005 Hamburgs erste Senatorin Paula Karpinski. Doch bis heute ist noch keine Straße nach ihr benannt. Dagegen wurde 2010 eine Treppe nach dem 2007 verstorbenen Immobilienbesitzer Willi Bartels benannt, die zu seinem Hotel „Hafen Hamburg“ an den Landungsbrücken führt. Ganz in der Nähe befindet sich auf dem Stintfang die Jugendherberge. Von dort hat man einen wunderschönen Blick auf die Landungsbrücken und die Elbe. Als dieser Platz nach dem Krieg bebaut werden sollte, hatte sich die damalige Jugendsenatorin Paula Karpinski dafür stark gemacht, dass dort - nicht wie von den Herren im Senat geplant - ein Hotel errichtet werde, sondern eine Jugendherberge. Ihre Begründung dafür, die dann auch durchschlagenden Erfolg hatte: „Die Jugendherberge ist der Ort, zu dem viele junge Menschen aus allen Städten, ja sogar aus allen Ländern kommen. Sie sehen auf den Hafen, erblicken dieses rege Leben dort und sind begeistert. Wenn sie älter werden, erinnern sie sich und kommen wieder und sind dadurch für Hamburg ein Wirtschaftsfaktor.“

Vor diesem geschichtlichen Hintergrund wäre es angemessen, dass nun endlich bald auch eine Straße oder ein Platz nach Paula Karpinski benannt wird, z. B. der auf einem unbenannten öffentlichen Fußweg zu erreichende Platz vor der Jugendherberge mit Blick auf den Hafen?

Betrachtet man sich die zwischen 2009 bis zum August 2011 nach Männern und Frauen benannten Straßennamen, dann fällt auf: Bei den Frauenstraßennamen handelt sich es in fünf Fällen um Opfer des Nationalsozialismus (Marie Jonas, Martha Muchow, Dorothea Bernstein, Henny Schütz und Flora Neumann, letztere auch Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus); in einem Fall um eine Künstlerin (Hanne Darboven), in einem weiteren Fall um eine Gewerkschafterin und Betriebsrätin (Frieda Wicking) und um eine Volksschauspielerin (Heidi Kabel).

Unter den Männern, die durch die Benennung einer Straße, eines Weges, Parks oder Platzes geehrt wurden, sind: der Naturschützer Hans-Ulrich Höller, der sich um den Naturschutz in der Boberger Niederung verdient gemacht hat; der Schulleiter Jan Külper; der deutsche Komiker Heinz Erhardt; der Erfinder des nach ihm benannten Punktchriftsystems für Blinde Louis Braille; der Komponist Pjotr Iljitsch Tschaikowski; der Gewerkschafter Albert Gebel; der deutsche Architekt Fernando Lorenzen; der Besitzer von Immobilien auf St. Pauli und „König von St. Pauli“ Willi Bartels; der Boxer Max Schmeling; der Pazifist und Menschenrechtler Mahatma Gandhi; der ehemalige Direktor des Barmbeker Krankenhauses

und spätere Präsident der Gesundheitsbehörde Andreas Knack; der ehemalige Zweite Bürgermeister von Hamburg Wilhelm Drexelius (er hatte auch an Grundgesetz und Verfassung der FHH mitgewirkt); der Elektroingenieur und Mitbegründer der FDP Alfred Johann Levy; der erste medizinische Direktor der Frauenklinik Finkenau Julius Fressel; der Filmproduzent und Mitbegründer des Studio Hamburg Gyula Trebitsch; der Landwirt aus einer alteingesessenen Wellingsbütteler Bauernfamilie und Vorbesitzer des Geländes Hans Hinrich Göhler; der Grundbesitzer Hein Adolf Hinsch, der zur Entwicklung des Stadtteils Wellingsbüttel vom Bauerndorf zum Villenviertel beitrug; Groß Flottbeks erster Pastor Hermann Niebuhr; der Bürgerschaftsabgeordnete und langjährige Vorsitzende der CDU-Fraktion in der Bezirksversammlung Altona Jürgen Töpfer; der am Kinderkrankenhaus Rothenburgsort praktizierende Kinderarzt jüdischer Herkunft und Verfolgte des Nationalsozialismus Carl Stamm; der Bürgerschaftsabgeordnete Leo Leistikow, der den Antrag zur Errichtung der Frauenklinik Finkenau nach einer Petition u. a. der Hamburger Frauenvereine in die Bürgerschaft einbrachte.

Viele dieser Namen haben einen engen Bezug zum jeweiligen Stadtteil, so dass es sicherlich berechtigt ist, nach ihnen eine Straße etc. zu benennen. Gleichwohl gäbe es an der einen oder anderen Stelle sicherlich auch eine Frau, nach der die dortige Straße hätte benannt werden können, so z. B. nach der in Groß Flottbek im Papenkamp 29 beheimateten Politikerin und Bürgerschaftsabgeordneten Dr. Harriet Wegener (1890-1980), Mitbegründerin des Hamburger ZONTA-Clubs. Für ihr Engagement beim Wiederaufbau Hamburgs auf kulturellem Gebiet erhielt sie 1970 das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse.

In Hamburg lebten genügend Frauen, die es verdienten, nach ihnen eine Straße zu benennen. Oft waren Frauen jedoch auf anderen Gebieten tätig als Männer. Aber das heißt selbstverständlich nicht, dass die Frauen in ihren Bereichen nicht ebenso Wichtiges und Bedeutendes für die Gesellschaft geleistet haben wie Männer auf deren Gebieten. Es ist also immer nur eine Frage des Betrachtungswinkels und der Bewertung von Tätigkeiten. Um ein Beispiel zu nennen: Ist die Arbeit einer Hebamme nicht genauso von Bedeutung für den Fortbestand der Menschheit wie die Tätigkeit eines Ortsamtsleiters, nach dem vor Jahren in Billstedt eine Straße benannt wurde? Denn taten die Hebammen ihre Arbeit nicht gut, dann hätte vielleicht so mancher zukünftige Ortsamtsleiter gar nicht das Licht der Welt erblickt... Voraussetzung für eine paritätische Benennung von Straßen nach Frauen und Männern ist also stets auch der andere Blick auf die Leistungen von Frauen und Männern, der eine Auseinandersetzung mit den immer noch vielfach angewandten patriarchal geprägten Bewertungskriterien von „wichtig“ und „bedeutend“ beinhaltet.

Die Benennung von Straßen nach Personen ist ein Spiegel der Gesellschaft, und das jetzige Missverhältnis von Frauen und Männern im Stadtbild ist nun wirklich nicht mehr zeitgemäß.

Dr. Rita Bake,
Stellvertretende Leiterin der Landeszentrale für
politische Bildung, Hamburg
August 2011

Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit

Ein knappes Viertel aller Hamburger Straßen ist nach Personen benannt. Und das sorgt oftmals für Zündstoff – besonders dann, wenn es sich dabei um Personen der Zeitgeschichte handelt, deren politisches Wirken sich im Nachhinein als undemokratisch herausstellt. So sei an den Versuch erinnert, die Hindenburgstraße umzubenennen, nachdem für einen Teil der Bevölkerung Hindenburg als Steigbügelhalter Hitlers galt. Doch Senat und Bürgerschaft machten deutlich: die Straßenbenennung sei bereits in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts erfolgt, deshalb solle an der Benennung festgehalten werden, handle es sich hier doch um die Ehrung Hindenburgs als Reichspräsident und seiner Verdienste bei der Schlacht bei Tannenberg. Das Ergebnis dieser politischen Auseinandersetzung: die Bezeichnung „Hindenburgstraße“ blieb.

Anders verlief 1986 die Geschichte mit der Umbenennung der Frenssenstraße in Anne-Frank-Straße. In einer Kleinen Anfrage des SPD-Abgeordneten Bodo Schümann vom 8.11.1984 an den Senat betreffs Umbenennung von öffentlichen Straßen, Plätzen und Wegen, wies der Abgeordnete darauf hin, dass Gustav Frenssen „schon vor 1920 für die Vernichtung ‚unwerten‘ Lebens eintrat, die Vertreibung und Vernichtung von Juden befürwortete und einer ‚Rassenreinheit‘ das Wort redete“. Zwei Jahre nach diesen Ausführungen wurde 1986 die Frenssenstraße in Anne-Frank-Straße umbenannt.

Schon diese Beispiele zeigen, wie sensibel mit Straßenbenennungen umzugehen ist. Gleichzeitig machen sie deutlich, welche Bedeutung Straßenbenennungen zukommt. 1984 ließ der CDU-Bürgerschaftsabgeordnete Eduard Prosch in einer Kleinen Anfrage an den Hamburger Senat u. a. klären,

„welche Straßen und Plätze Hamburgs mit Namen jüdischer Menschen während der nationalsozialistischen Herrschaft umbenannt und welche dieser Straßen und Plätze nach 1945 wieder rückbenannt wurden?“. Es stellte sich heraus: Die meisten dieser Straßen und Plätze hatten ihren ursprünglichen Namen zurückerhalten, oder neue Straßen waren nach den Personen benannt worden, deren Namen in der Zeit des Nationalsozialismus von den Straßenschildern „gelöscht“ worden waren. So im Falle der 1921 nach der langjährigen Direktorin der Schule des Paulsen-Stifts, der Jüdin Anna Wohlwill, benannten Straße am Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung. Als 1936/37 „nach Juden und Marxisten benannte Straßen“ umbenannt werden sollten, erhielt die nach Anna Wohlwill benannte Straße den Namen „Felix-Dahn-Straße“ – Verfasser volkstümlicher historischer Romane wie „Ein Kampf um Rom“, aus denen eine zeitgebundene Steigerung des nationalen Gefühls deutlich wird. Noch heute trägt die Straße diesen Namen. Nach Anna Wohlwill wurde nach dem Zweiten Weltkrieg, 1948, im Stadtteil St. Pauli die Jägerstraße umbenannt.

Aber nicht alle Umbenennungsvorschläge, die während der Zeit des Nationalsozialismus gemacht wurden, wurden auch umgesetzt: Obwohl bereits auf der Umbenennungsliste vertreten, blieb der Name „Helma-Steinbach-Straße“ bestehen – benannt nach der Aktivistin der Arbeiterbewegung und Mitbegründerin der Konsumgenossenschaft „Produktion“.

Auch nach Jüdinnen und Juden benannte Straßen, die auf der Umbenennungsliste der Nationalsozialisten standen, blieben manchmal von einer Umbenennung verschont. Diese „lasche“ Handhabung wurmte den Hamburger Reichsstatthalter Karl Kaufmann. Im November 1936 schrieb er deshalb an das mit den Straßenumbenennun-

gen betraute Hamburgische Staatsamt: er teile nicht die vom Staatsamt vertretene Auffassung, „daß es wohl nicht notwendig sei, aus der Reihe der jüdischen Straßennamen diejenigen umzubenennen, die als jüdische Namen nicht ohne weiteres erkenntlich sind (...)“. Er fordere daher das Staatsamt auf, auch für diese jüdischen Straßen „baldmöglichst Vorschläge vorzulegen“.

Doch trotz dieses Appells und der Rüge an das Staatsamt wurde z. B. die Sophienallee, die 1863 im Stadtteil Eimsbüttel nach der Frau des jüdischen Grundeigentümers Samuel Ephraim benannt worden war, nicht umbenannt. Allerdings wurde dem Hamburger Adressbuchverlag mitgeteilt, dass in den Erläuterungen zu diesem Straßennamen der Hinweis auf den jüdischen Ursprung zu unterbleiben habe. Aus welchen Gründen das Staatsamt den Forderungen des Reichsstatthalters nicht in allen Fällen folgte, ist nicht bekannt.

Als dann der Zweite Weltkrieg ausbrach und es auch keine geeigneten Straßenschilder mehr gab, wurden viele der schon bewilligten Umbenennungen nicht mehr durchgeführt.

Einiges entging in dieser Zeit aber auch dem Argusauge der NS-Obrigkeit. So benannten 1936 die nationalsozialistischen Machthaber eine Straße nach Elsa Brändström, dem „Engel von Sibirien“, die sich während des Ersten Weltkriegs aufopferungsvoll um die Kriegsgefangenen in Sibirien gekümmert hatte. Als Elsa Brändström auf die Anfrage Hitlers, ob sie für sein Winterhilfswerk Propaganda machen wolle, mit einem entschiedenen „Nein“ antwortete, daraufhin mit ihrem Mann in die USA emigrierte und sich dort intensiv um Einreisegenehmigungen für politisch Verfolgte aus Deutschland bemühte, erfolgte dennoch keine Umbenennung der Straße.

Gleich nach der Befreiung vom Nationalso-

zialismus nahm die britische Militärregierung Straßenumbenennungen vor. Die allseits bekannten Nazi-Größen wurden nun nicht mehr durch einen Straßennamen geehrt. Ehemals nach Juden und Jüdinnen benannte Straßen erhielten wieder ihren Platz in der Öffentlichkeit. Doch trotz aller Bemühungen, niemals mehr eine Straße nach einem Nationalsozialisten zu benennen, schlichen sich Namen ehemaliger Nationalsozialisten bei Straßennamensbenennungen ein, ohne dass die Namensvergeber davon etwas ahnten. Erst die historische Forschung späterer Jahrzehnte brachte dies ans Licht. So wurde 1945 nach dem 1943 verstorbenen ehemaligen Leiter des Hamburger Tropeninstituts, Professor Peter Mühlens, eine Straße im Stadtteil Langenhorn (Peter-Mühlens-Weg) benannt. Vor noch nicht allzu langer Zeit deckten historische Forschungen zur Geschichte des Nationalsozialismus auf, dass Prof. Peter Mühlens sowohl in seiner Stellung als Institutsdirektor als auch als praktisch tätiger Arzt an medizinischen Fleckfieber- und Malariaforschungsversuchen beteiligt gewesen war, die an Insassen des KZ Neuengamme, an Juden und Jüdinnen des Warschauer Ghettos, an sowjetischen Zwangsarbeitern und an psychisch Kranken der Heilanstalt Langenhorn durchgeführt worden waren. Ein Beweis hierfür ist das Schreiben Prof. Mühlens vom 10.1.1942 an den Obersturmbannführer Sievers in Berlin-Dahlem: „Ein Fleckfieber-Ausbruch im Konzentrationslager Neuengamme bei Hamburg gibt mir Veranlassung, um Ihre Vermittlung zu bitten, daß mir als dem hygienischen Berater der hiesigen Gesundheitsverwaltung bei Ausbrüchen derartiger Epidemien vom Reichsführer-SS die Erlaubnis erteilt wird, die Konzentrationslager besuchen und unter Umständen bei den Kranken Behandlungsversuche sowie Erprobungen von Entlausungsmitteln vorneh-

men zu dürfen. Auch die von mir im Tropeninstitut eingerichtete Fleckfieber-Forschungsstation braucht Material von frischen Fällen. Ohne solche Arbeitsfelder mit Kranken können die im Laboratorium (bei Versuchstieren u. a.) erzielten Forschungsergebnisse nicht praktisch ausgewertet werden. Das Hamburger Tropeninstitut steht für jede Mitarbeit bei der Fleckfieberforschung und -bekämpfung zur Verfügung.“

1996 wurde der Peter-Mühlens-Weg nach der Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus, Agnes Gierck, umbenannt. Mit dieser Umbenennung soll, wie das damalige SPD-Ortsausschussmitglied Renate Herzog erklärte, „der vielen Menschen gedacht werden, die aus geringen Gründen verhaftet und gefoltert wurden“. Mit den Stimmen von SPD und GAL votierte eine Mehrheit im Ortsausschuss für die Umbenennung. Die Vertreter der CDU enthielten sich oder stimmten gegen den Antrag. CDU-Sprecher Herward Wiederhold schlug stattdessen vor, Straßen künftig auch nach verdienten Kommunalpolitikern der Nachkriegszeit zu benennen, und führte den langjährigen Ortsausschussvorsitzenden Otto Friedrich Muxfeldt (SPD) an. Dem CDU-Antrag konnte schon deshalb nicht Rechnung getragen werden, weil es einen Grundsatzbeschluss der Bezirksversammlung Hamburg Nord gibt, neu gebaute Straßen vorrangig nach Widerstandskämpferinnen und -kämpfern gegen den Nationalsozialismus zu benennen.

Die 1950 erfolgte Benennung einer Straße nach dem ehemaligen Direktor des Germanischen Seminars der Universität Hamburg, Conrad Borchling, gibt zu denken, wenn man berücksichtigt, wie mit der Bitte um eine Straßenbenennung nach seiner jüdischen und bei der Deportation umgekommenen Kollegin Agathe Lasch, der ersten Lehrstuhlinhaberin an der Universität Hamburg, verfahren wurde. Bereits 1948 hatte

die Bibliothekarin des Germanischen Seminars, Marie Luise Winter, den Vorschlag unterbreitet, eine Straße in Hamburg nach Agathe Lasch zu benennen. Als die Behörde daraufhin um eine Stellungnahme bei dem damaligen Seminardirektor Niekerken bat, einem ehemaligen NSDAP-Mitglied und einstigen Schüler Agathe Laschs', der nun auf Agathe Laschs ehemaliger Stelle amtierte, erklärte dieser: „Bei einer Erfragung im Kollegenkreise (...) war man geteilter Meinung. Die Gegner des Gedankens vertraten die Ansicht, daß man Straßennamen nicht zum Gegenstand politischer Zwiſtigkeiten machen sollte, und daß es nicht im Sinne dieser bescheidenen, stillen Frau sei, wenn sie auf diese Weise an die Öffentlichkeit gezerzt würde.“ Weiter wurde gesagt, „die Zahl der um Hamburgs Kulturleben ebenso verdienten Männer und Frauen sei so groß, daß es nicht genug [Straßen] gäbe, sie alle zu ehren“. Die Straßenbenennung nach Agathe Lasch wurde daraufhin 1948 abgelehnt.

Solche Bedenken hatte der Kollegenkreis offensichtlich nicht, als es darum ging, den 1946 verstorbenen Direktor des germanischen Seminars, Conrad Borchling, zu ehren. Borchling, der schon im Ersten Weltkrieg den flämischen Teil Belgiens als deutsche Provinz reklamiert hatte, wurde bereits im Mai 1933 NSDAP-Mitglied und unterstützte mit seiner in einer großgermanischen Ideologie wurzelnden Wissenschaft den neuen Staat. Nach dem Krieg wurde Conrad Borchling von der britischen Militärregierung seines Amtes enthoben und zu Lebzeiten nicht rehabilitiert.

All dies hinderte jedoch die Stadt Hamburg nicht, des Verstorbenen öffentlich zu gedenken. Seit dem 26.7.1950 gibt es in Hamburg einen Borchlingweg ganz in der Nähe des seit 1970 nach Agathe Lasch umbenannten Othmarscher Kirchenwegs, einer an der Autobahn endenden Sackgasse. Wie

formulierte doch Walter Jens so treffend: „Wieviel schwerer ist es doch, ein einzelnes individuelles Opfer zu ehren als viele Millionen.“

Männer versus Frauen: **Straßenbenennungen nach** **Männern und Frauen**

Noch immer sind zu wenige Straßen nach Frauen benannt. Dabei mangelt es nicht an bedeutenden Frauen. Und diese gibt es nicht erst – wie manchmal irrtümlich angenommen wird – seit dem Aufkommen der bürgerlichen Frauenbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nein, bedeutende Frauen können in der Geschichtsschreibung genauso weit zurückverfolgt werden wie die Spur bedeutender Männer. Nur ist es seit jeher eine Frage der Definition, wer als bedeutend gilt. Welche Kriterien dabei angesetzt werden, definieren sich in diesem Fall aus den Geschlechtsrollenbildern der jeweiligen historischen Epochen. So war im Mittelalter die Frau als Heilige sicherlich bedeutend. Und so wurde auch bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Hamburg eine Straße nach einer Heiligen benannt: der Heiligen Katharina von Alexandrien (Katharinenbrücke). In den nächsten Jahrhunderten folgten dann weitere Heilige, so St. Gertrud (18. Jhd.) und St. Annen (19. Jhd.).

Als bedeutend galten im 19. Jahrhundert im Zuge des Entstehens der ersten weiblichen Wohltätigkeitsvereine auch solche Damen der bürgerlichen Gesellschaft, die sich der ehrenamtlichen Wohltätigkeit verschrieben hatten. So wurde nach der Etatsrätin und Wohltäterin Helene Donner die Helenestraße benannt oder die Elise-Averdieck-Straße nach der Leiterin des Diakonissenhauses „Bethesda“. Ebenso als bedeutend galten bekannte Schauspielerinnen (erste Mit-Benennung 1899 bei der Straßenna-

mensvergabe „Ackermannstraße“ nach der Schauspielerfamilie Ackermann), Schriftstellerinnen/Dichterinnen (erste Mit-Benennung 1867 bei der Vergabe des Straßennamens nach der Gelehrtenfamilie Unzer), Adlige (erste Benennung einer Straße in der ersten Hälfte des 20. Jhds.: Auguste-Victoria-Kai), literarische Gestalten (erste Benennungen: Erste Hälfte 20. Jhds.: Ortrud- und Sentastraße). 1929 im Zuge der Arbeiterbewegung erfolgte die Benennung einer Straße nach einer Gewerkschafterin und Führerin der proletarischen Frauenbewegung, Helma Steinbach – und im selben Jahr die Ehrung für eine Patriotin des Vaterlandes: Anna Lühring.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden bei den Straßenbenennungen auch einer Bäuerin (Mechthildweg, 1948) und der Geliebten und Förderin eines Dichters (Elise-Lensing-Weg, 1948) gedacht.

Erst seit den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts werden auch Straßen nach Malerinnen (Modersohnstraße) benannt. Das ist nicht verwunderlich, wurden Frauen doch erst seit der Jahrhundertwende nach und nach zum Studium an staatlichen Akademien zugelassen.

Auffällig ist, dass 1950 gleich zwei Frauen aus der bürgerlichen Frauenbewegung eine Ehrung durch Straßenbenennungen erhielten (Heymannstraße und Helene-Lange-Straße). In den nächsten zwei Jahrzehnten wurden die Frauen der bürgerlichen Frauenbewegung bei der Straßennamensvergabe wieder vergessen, obwohl viele dieser Frauen Bedeutendes für die Gleichstellung der Frau geleistet hatten. Doch zwischen Ende der 50er Jahre bis Ende der 60er Jahre herrschte eine Latenzzeit in der Frauenpolitik, sowohl in der Bürgerschaft als in den Frauenverbänden. Letztere verloren als Organe einer eigenständigen Frauenbewegung im Bewusstsein der Öffentlichkeit. Die veröffentlichte Meinung z. B. nahm die

Ziele der Frauenemanzipation und der Gleichstellung nicht mehr wahr. Vielleicht wirkte sich diese frauenpolitische Gesamtsituation auch auf die Auswahl der Straßennennungen aus. Nicht nur die Namen bedeutender Frauen der bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegung fanden sich nicht auf neu aufgestellten Straßenschildern wieder, ebenso kaum Namen von Frauen, die in beruflich exponierter Stellung gestanden hatten. Es wurde zwar noch einer Archäologin (Mestorfweg, 1953) und einer Botanikerin (Amalie-Dietrich-Stieg, 1953) gedacht. Aber dann war auch Schluss, obwohl mittlerweile auf ein erhebliches Repertoire bedeutender Frauen zurückgegriffen werden konnte.

Erst im Zuge der neuen Frauenbewegung ab Ende der 60er Jahre wurde es vielen Frauen bewusst, dass viel zu wenig Straßen nach bedeutenden Frauen benannt wurden. Und so ging 1973 die Arbeitsgemeinschaft Hamburger Frauenorganisationen (ahf) mit dieser Forderung an die Öffentlichkeit. Als Folge dieser neuen Frauenbewegung und auch durch den verstärkten Einsatz der ersten Leiterin der „Leitstelle für die Gleichstellung der Frau“, Eva Rühmkorf, und der damaligen Ersten Vorsitzenden des Landesfrauenrates Hamburg, der Journalistin Helga Diercks-Norden, werden seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts bei Straßennennungen Frauen stärker berücksichtigt. So wurde z. B. 1984 ein Stieg nach der Frauenrechtlerin Gertrud Bäumer und eine Straße nach Lilly Braun benannt.

Seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts werden nun auch bei den Straßennennungen Frauen geehrt, die auf Gebieten tätig waren, die in den Augen der männlich dominierten Öffentlichkeit bis dato wenig beachtet worden waren. So gibt es seit 1984 einen nach einer Hebamme benannten Weg (Gertrud-Werner-Weg). Und seit 1995 kommen die Hexen nicht nur als Mär-

chengestalten vor, sondern es wird durch die Benennung einer Straße nach Mette Harden der Hexenverfolgung gedacht, der Millionen unschuldiger Frauen zum Opfer fielen.

Doch selbst wenn Frauen auf gleichem Gebiet wie Männer Bedeutendes geleistet hatten, war es nicht selbstverständlich, dass sie durch die Benennung einer Straße nach ihrem Namen ebenso geehrt wurden. Deshalb beschloss der Senat 2001 auf Initiative des Senatsamts für Bezirksangelegenheiten und von Dr. Rita Bake von der Landeszentrale für politische Bildung, bei einer Gruppe von 14 Straßennamen die an den Straßenschildern angebrachten Erläuterungen zu den Namensgebern um Informationen zu deren Ehefrauen oder weiblichen Verwandten zu ergänzen, wenn diese ebenfalls Herausragendes geleistet hatten. Es ging dabei also nicht – wie einige Tageszeitungen kolportierten – um die Ehefrau x, y eines bedeutenden Mannes. Das hätte zu Recht – wie süffisant in den Gazetten vermerkt – bei mehrmals verheirateten Männern wegen des nur begrenzt zur Verfügung stehenden Platzes auf den Schildern zu Schwierigkeiten geführt. Die Zeitungen führten als Beispiel den damaligen Bundeskanzler Schröder an.

Aber darum ging es ja auch gar nicht. Unmissverständlich hatte die Senatspressestelle das Projekt vorgestellt.

Es handelte sich um folgende Straßen:

→ Reimarusstraße: benannt nach Hermann Samuel R., Professor am Hamburgischen Akademischen Gymnasium, und dessen Sohn, Dr. Johann Albert R., ebenfalls dort Professor. Nun auch benannt nach der Tochter und Schwester Elise R., Erzieherin, Schriftstellerin und zentrale weibliche Persönlichkeit der Aufklärung in Hamburg.

→ Wichernsweg: benannt nach dem Theologen und Gründer des Rauhen Hauses.

Nun auch benannt nach Amanda W., leitende Mitarbeiterin ihres Mannes.

→ Meriandamm: benannt nach dem Kupferstecher, Verleger und Schöpfer zahlreicher Stadtansichten, Matthäus M. Nun auch benannt nach dessen Tochter Sibylla M., Forscherin, Blumen- und Insektenzeichnerin, Herausgeberin, Autorin und Illustratorin von Büchern über Insekten.

→ Klopstockstraße: benannt nach dem Dichter Friedrich Gottlieb K. Nun auch benannt nach seiner Ehefrau Meta Moller, Schriftstellerin.

→ Schopenhauerweg: benannt nach dem Philosophen Arthur Sch., nun auch nach dessen Mutter, der Schriftstellerin Johanna Sch. benannt.

→ Reichardtstraße: benannt nach dem Komponisten und Musikschriftsteller Johann Friedrich R., jetzt auch nach dessen Tochter Caroline Luise R., Sängerin, Musikpädagogin und Komponistin benannt.

→ Gottschedstraße: benannt nach dem Literaturtheoretiker Prof. Johannes Christoph G. Nun auch benannt nach dessen Ehefrau, der ersten vollbeschäftigten Journalistin Deutschlands, Luise Adelgunde G.

→ Bozenhardweg: benannt nach dem Schauspieler Albert B. Nun auch nach dessen Ehefrau, der Schauspielerin Karli B. benannt. Beide waren – sie als erste Frau – Ehrenmitglied des Thalia-Theaters.

→ Schumannstraße: benannt nach dem Komponisten, Pianisten und Musikschriftsteller Robert Sch. Nun auch nach dessen Ehefrau, der Komponistin und Pianistin Clara Sch. benannt.

→ Schlegelsweg: benannt nach den Dichterbrüdern August Wilhelm Sch. und Friedrich Sch. Nun auch nach der Ehefrau des ersteren, Caroline Schlegel-Schelling benannt, Schriftstellerin, Übersetzerin und Redakteurin.

→ Werfelring: benannt nach dem Schriftsteller Franz W. Nun auch nach dessen Ehe-

frau, der Komponistin und Musikschriftstellerin Alma Mahler-W. benannt.

→ Klabundeweg: benannt nach dem Journalisten und Bürgerschaftsabgeordneten Erich K. Nun auch nach dessen Ehefrau, der Rechtsanwältin, Richterin und 1966 ersten Gerichtspräsidentin in der Bundesrepublik Deutschland als Präsidentin des Landesarbeitsgerichts Hamburg, Clara K. benannt.

→ Herschelstraße: benannt nach dem Astronomen und Entdecker des Planeten Uranus, Sir William H. Nun auch benannt nach dessen Schwester, der Astronomin und Ehrenmitglied der Royal Astronomical Society, Caroline H.

→ Traunweg: benannt nach dem Fabrikanten und Mitbegründer der New-York-Hamburger Gummiwaren Compagnie, Christian Justus Friedrich T. Nun auch nach dessen Ehefrau Bertha T., Vorkämpferin der Hamburger Frauenbewegung, Mitbegründerin diverser Frauenorganisationen benannt.

Mit dieser Aktion wurden 14 bedeutende Frauen geehrt, ohne dass eine Straße umbenannt werden musste.

Ackermannstraße

Hohenfelde, seit 1899. Konrad Ernst Ackermann, Schauspieler, und seine Töchter Dorothea und Charlotte Ackermann, Schauspielerinnen

Konrad Ernst Ackermann (1.2.1712 oder 1710 Schwerin - 13.11.1771 Hamburg) gründete die erste stehende Schauspielbühne in Hamburg und erhielt 1753 das Preußische Privileg zum Bau eines eigenen Theaters. 1755 eröffnete er sein erstes Theater in Königsberg, das erste größere Privattheater in Deutschland mit ca. 800 Plätzen. Ein Jahr später war Ackermann schon wieder auf Wanderschaft. Von 1764 bis 1767 hauptsächlich in Hamburg. Dort eröffnete er 1765 das Commoedienhaus an der Stelle des alten Opernhauses am Gänsemarkt. Doch das Publikum zeigte sich desinteressiert. Ackermann ging wieder auf Gastspielreisen.

Marie Magdalena Charlotte Ackermann (23.8.1757 Straßburg - 14.5.1775 Hamburg) wurde von ihrem Halbbruder Friedrich Ludwig Schröder die „erste Schauspielerin Deutschlands“ genannt. Begann im Alter von 4 Jahren in Kinderrollen aufzutreten. Als knapp 12jährige spielte sie jugendliche Liebhaberinnen. Außerdem tanzte sie Solopartien in mimischen Balletten. Sie war schön, blond und schlank und „hatte im Gegensatz zu ihrer kleinäugigen Schwester große, lebhaftige Augen, die von Geist und Feuer sprühten“. (Herbert Eichhorn: Konrad Ernst Ackermann. Emsdetten 1965.) Ihren größten Erfolg erzielte sie als Emilia Galotti. Damit feierte sie im Hamburger Commoedienhaus große Erfolge. Allerdings „getadelt“ wurde ihr „unweibliches“ Reiten, auf das ein Epigramm in Hamburg zirkulierte: „Das war Emilia, Galottis Tochter? Nein, es kann Emilia nicht sein. Sie, die jüngst andachtsvoll, Um sich nicht seh'n zu lassen, Im Schleier hin zur Messe schlich, Setzt öffentlich aufs Pferd sich.

Und reitet männlich durch die Gassen.“ (Barbara Becker-Cantarino: Von der Prinzipalin zur Künstlerin und Mätresse. In: Renate Möhrmann (Hrsg.): Die Schauspielerin. Frankfurt a. M. 1989.) Charlotte starb bereits im Alter von 17 Jahren. Als Todesursache wurde „Schlaganfall“ angegeben. Aber auch die Vermutung „Selbstmord“ nach „moralischem Fall“ (Schwangerschaft) wurde geäußert.

Dorothea Caroline (12.2.1752 Danzig - 21.10.1821 Altona), ebenfalls Schauspielerin. Spielte als 12jährige junge Liebhaberinnen. „Sie spielte die Minna von Barnhelm und die Sara Sampson unter den etwa 80 (!) neuen Rollen vom März 1759 bis Ende 1771; davon waren 13 im Singspiel.“ (Barbara Becker-Cantarino s. o.) Dorothea musste sich mühsam durchsetzen, denn sie galt als hässlich. Ihr Gesicht war von Pockennarben entstellt. Lessing nannte sie „kleinäugiges Dortchen“. Am 2.7.1778 heiratete sie den Arzt und Schriftsteller Johann Christoph Unzer. Die Ehe wurde 1790 geschieden. Danach trat Dorothea Caroline nicht mehr als Schauspielerin auf. In ihrem Alter hätte sie die „Alte“ spielen müssen, „die auch schauspielerisch wenig attraktiv war, weil es nur wenige Partien in der dramatischen Literatur gab (und gibt). Um als Berufsschauspielerin Erfolg zu haben, mußte die Frau nun zunehmend eine ‚junge Schöne‘ sein, die den Wünschen des (männlichen) Publikums entsprach.“ (Barbara Becker-Cantarino s. o.)

Sophie Charlotte (10.5.1714 Berlin - 13.10.1792 oder 1793 Hamburg) geb. Bierichel, verwitwete Schröder. Mutter von Dorothea und Charlotte Ackermann und des Schauspielers Friedrich Ludwig Schröder, ebenfalls Schauspielerin. Ging 1740 zum Theater und hatte zwei Jahre lang als Prinzipalin eine eigene Truppe. 1749 heiratete sie Konrad Ernst Ackermann. Sophie Charlotte spielte die tragi-

sche Heroine, und da sie viel vom Theaterbetrieb verstand, führte sie die Geschäfte des von ihrem Mann geleiteten Theaters.

Agathe-Lasch-Weg

*Othmarschen seit 1971, 1970–1971:
Laschweg, vorher Othmarscher Kirchenweg. Erste Lehrstuhlinhaberin an der Universität Hamburg, als Jüdin von den Nazis deportiert. (4.7.1879 Berlin – am 12.8.1942 deportiert)*

Am 12. August 1942 in Berlin zusammen mit ihren beiden Schwestern von der Polizei abgeholt. Der Transport jüdischer BürgerInnen aus Berlin ging am 15. August ab, kam aber nicht am Bestimmungsort, dem Konzentrationslager Theresienstadt, an. Ob Agathe Lasch in einem anderen Vernichtungslager ums Leben kam, ob sie bereits den Transport nicht überstand oder ob sie ihrem Lungenleiden erlag, ist unbekannt.

Agathe Lasch war das dritte von fünf Kindern einer jüdischen Kaufmannsfamilie. Besuchte eine höhere Mädchenschule und das Lehrerinnenseminar.

Im Herbst 1898 bestand sie die Lehrerinnenprüfung, konnte als Jüdin jedoch an keiner staatlichen Schule eine Anstellung finden und musste an Privatschulen unterrichten.

1906 Abitur. Als ab 1908 in Preußen Frauen zum Studium zugelassen wurden, bewarb sich Agathe Lasch. Der Berliner Germanist Roethe weigerte sich, Frauen in seine Seminare aufzunehmen, und lehnte die Zulassung von Agathe Lasch ab. Sie ging an die Universitäten Halle und Heidelberg und studierte dort Germanistik. Bekam durch Vermittlung von Professor Wilhelm Braune an der Heidelberger Universität ein einjähriges Stipendium. 1909 Doktorarbeit über die Berliner Schriftsprache. Aussichten auf eine wissenschaftliche Karriere bestanden im deutschen Kaiserreich für Agathe Lasch als Frau und Jüdin nicht. Sie

ging 1910 an das führende amerikanische Frauencollege Bryn Mawn in Pennsylvania und unterrichtete dort deutsche Philologie. Trotz der in ihrem Geburtsland erlebten Benachteiligung litt Agathe Lasch unter der antideutschen Stimmung, die in den USA nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges herrschte. Sie ließ deshalb ihren Vertrag, der 1916 ablief, nicht erneuern und kehrte nach Deutschland zurück. 1917 erhielt Agathe Lasch, die durch ihr 1914 erschienenes und bis heute noch als Standardwerk geltendes Buch über die mittelniederdeutsche Grammatik einen überragenden Ruf in der Germanistik erworben hatte, in Hamburg eine Stelle als Wissenschaftliche Hilfsarbeiterin am Deutschen Seminar. Nach Eröffnung der Universität Hamburg im Jahre 1919 habilitierte sich Agathe Lasch. Am 29. Juni 1923 wurde sie durch Senatsbeschluss „zum Professor“ ernannt. Als 1926 ein Extralehrstuhl für Niederdeutsche Philologie eingerichtet wurde, stand Agathe Lasch als einzige Kandidatin auf der Berufungsliste.

Seit ihrem 38sten Lebensjahr arbeitete sie am Hamburgischen (niederdeutschen) Wörterbuch und überarbeitete das Mittelniederdeutsche Wörterbuch. Sie untersuchte die Entwicklung der Sprache in ihrer Abhängigkeit von sozialen Faktoren; Sprachgeschichte sah sie eng verknüpft mit der politischen Zeitgeschichte. Für das Hamburger Wörterbuch untersuchte sie die Gegenwartssprache und führte zahllose direkte Befragungen durch. Agathe Lasch fühlte sich jedoch durch die zeitintensive Tätigkeit am Wörterbuch eingeengt in ihrer eigenen Arbeit.

Bei Machtantritt der Nationalsozialisten drohte der jüdischen Professorin aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ die sofortige Entlassung. Eingaben ihrer Schülerinnen und die Stellungnahme skandinavischer Germani-

sten verhinderten dies zunächst, aber zum 30. Juni 1934 wurde sie endgültig in den „Ruhestand“ versetzt.

Agathe Lasch erhielt zwar ihre volle Pension, durfte aber in Deutschland nicht mehr publizieren. 1937 zog sie zu ihren Schwestern nach Berlin. 1938 wurde ihr dort der Zutritt zu den Bibliotheken verboten. Bemühungen um Lektorenstellen in Lund und Oslo sowie um einen Lehrstuhl an der estnischen Universität in Dorpat scheiterten trotz positiver Beurteilungen seitens Conrad Borchlings, des Direktors des Germanischen Seminars in Hamburg, am Einschalten des Deutschen Auswärtigen Amtes.

1941 bat Agathe Laschs ehemalige Schülerin Claudine de l'Aigle den Leiter der Landesunterrichtsbehörde Witt zugunsten der Professorin eine Eingabe bei der Geheimen Staatspolizei Berlin einzureichen. Aus den Unterlagen der Staatsverwaltung lässt sich ersehen, wie Schulbehörde, Rektorat der Universität und Germanisches Seminar die Eingabe mit dem Verweis auf die jeweilige Nichtzuständigkeit hin und her schoben. Borchling beendete den Vorgang, er empfand sich außerstande, entsprechende Schritte in der Angelegenheit von Frl. Prof. Lasch zu unternehmen.

Die Pensionszahlungen wurden eingestellt, die persönliche Bibliothek Agathe Laschs beschlagnahmt.

Die Hansestadt Hamburg ehrt heute das Andenken ihrer ersten Universitätsprofessorin. Im Dezember 1992 wurde der vom Hamburger Senat mit 5.000 DM ausgestattete Agathe-Lasch-Preis zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses auf dem Gebiet der norddeutschen Sprachforschung zum ersten Mal vergeben. Und immerhin gibt es seit 1970 den Agathe-Lasch-Weg in Hamburg-Othmarschen.

Siehe dazu weiteres in dem Kapitel „Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit“.

Bis November 1993 trug das Straßenschild neben den Lebensdaten lediglich den Zusatz „Philologin“. Auf Anregung des Historischen Seminars der Universität Hamburg und einer engagierten Bürgerin, Charlotte Rehn, wurde das Schild schließlich ergänzt. Es weist nun ausdrücklich darauf hin, dass Agathe Lasch die erste Professorin auf einem Lehrstuhl an der Hamburger Universität war und als Jüdin Opfer des Nationalsozialismus wurde. *Ingo Böhle*

Agathenstrabe

Eimsbüttel, seit 1899. Frei gewählter Name

Agnesstrabe

Winterhude, seit 1866. Agnes Ahrens geb. Repsold. Schwägerin des Unternehmers Adolph Sierich – Besitzer des Geländes

Agnes-Gierck-Weg

Langenhorn-Nord, seit 1997. Vorher Peter-Mühlens-Weg.

Agnes Gierck geb. Höhne, Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus, Langenhorn Hausfrau. (28.2.1886 Weimar - 1944 Hamburg)

Agnes Höhne, geboren am 28.2.1886 in Weimar, besuchte in Hamburg die Volksschule bis zur Selektta und arbeitete anschließend als Hausangestellte und Plätterin. 1909 heiratete sie den Arbeiter Karl Gierck und bekam drei Kinder. In den 20er Jahren trat das Ehepaar der KPD bei. Während der Zeit des Nationalsozialismus bestand Agnes Giercks politische Arbeit für die KPD darin, Spenden für Familien von Verfolgten zu sammeln, Parteibeiträge zu kassieren und Schmiere zu stehen. Am 1.10.1934 wurde sie von der Gestapo verhaftet und im April 1935 wegen Volksverhetzung und Vorbereitung zum Hochverrat zu zwei Jahren Zuchthaus – ihr Mann, ihr Sohn und Schwiegersohn zu je andert-

halb Jahren Kerker – verurteilt. Nach ihrer Entlassung nahm sie die illegale Widerstandstätigkeit wieder auf. Durch die Jahre der Verfolgung und Haft sowie den Tod beider Söhne erlebte Agnes Gierck das Kriegsende nicht mehr. Sie starb 1944 nach langer Krankheit.

Agnes-Wolffson-Straße

Bergedorf, seit 1985. Mäzenin, Wohltäterin, Stifterin. Gründerin von Haushaltungsschulen. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (30.11.1849 Hamburg – 18.3.1936 Hamburg)

Geboren als Tochter des Rechtsanwalts und Reichstagsabgeordneten Dr. Isaak Wolffson. Hatte noch vier weitere Geschwister (eins starb im Kleinkindalter). Als ihr Vater Witwer wurde, führte sie ihm bis zu seinem Tode den Haushalt.

Durch ihre Mutter Johanna, geb. Hirsch, und die im Wolffsonschen Hause als Hausdame tätige Minna Leppoc erhielt Agnes Wolffson Zugang zum Frauenverein zur Unterstützung der Armenpflege, in dem sich Frauen der 48er Revolution zusammengeschlossen hatten, um auf freisinniger und humanitärer Basis den Armen zu helfen und ihnen Hilfe zur Selbsthilfe anzubieten. Von ihren Eltern lernte Agnes Wolffson selbständiges Handeln, das Entwickeln eigener Ideen und deren Umsetzung, aber auch das Dienen und Sorgen um andere. Bereits mit 17 Jahren unterrichtete sie unentgeltlich deutschen Aufsatz und Gedichte in der Schule des Paulsenstifts. Zu Hause pflegte sie ihre beiden Schwestern und ihre Mutter bis zu deren Tod.

Da Agnes Wolffson unverheiratet blieb, wurde sie auch von ihrem Bruder, einem Rechtsanwalt, als verfügbare und sorgende Tante seiner vier Kinder beansprucht. Erst nach dem Tod des Vaters, nun bereits 46jährig, begann sie ihr eigenes Leben zu leben, das durch ihren bisherigen Lebensweg

bereits stark vorgezeichnet war. So adoptierte sie 1896 ein neunjähriges Mädchen, dessen Eltern bei der Cholera gestorben waren. Besonders wichtig erschien ihr der Haushaltsunterricht für Volksschülerinnen. Hier sollten junge Frauen sparsame Wirtschaftsführung lernen, was für Arbeiterhaushalte sehr notwendig war. Da solch ein Unterricht nicht an den staatlichen Volksschulen angeboten wurde, gründete Agnes Wolffson, die durch ihr väterliches Erbe über ein beträchtliches Vermögen verfügte, eine eigene Haushaltungsschule – sprich Schulküche. Am 15. September 1896 startete Agnes Wolffsons Schule mit 6 Kursen mit je 20 Schülerinnen. Ostern 1897 wurde eine zweite Schule an der Kieker Straße 7 und um 1900 die dritte Schule an der Humboldtstraße eingerichtet. Schulgeld wurde nicht genommen. Die Schülerinnen lernten Kochen und Backen, Waschen und Plätten, Einmachen und Reinmachen, Kinder- und Krankenpflege sowie Wirtschaften mit Hilfe eines zu führenden Wirtschaftsbuches. 1899/1900 gab es 18 Kurse mit 465 Schülerinnen. Als 1906 an zwei staatlichen Mädchenvolksschulen Haushaltsunterricht versuchsweise obligatorisch eingeführt wurde, schenkte Agnes Wolffson dem Hamburger Staat ihre drei Schulküchen und sah damit ihre Arbeit auf diesem Gebiet als beendet an. Nun wandte sie sich den Töchtern der Oberschicht zu. 1902 errichtete sie in der Tesdorpfstraße eine Lehranstalt für alle Zweige der Haushaltungskunde. Agnes Wolffson stellte die Lehrerinnen ein, entwickelte den Lehrplan, der sich von dem der Volksschülerinnen wesentlich unterschied. Hier ging es z. B. um die Kunst der feinen Küche. Auch mussten die Eltern für ihre Töchter ein hohes Schulgeld zahlen.

Doch obwohl die Schule gut angenommen wurde und Agnes Wolffson für den Fortbestand der Schule einen beträchtlichen finan-

ziellen Zuschuss beigesteuert hatte, schrieb die Schule wegen des geringen Startkapitals und der allgemeinen Teuerung rote Zahlen. Agnes Wolffson musste schließlich den Hamburger Staat um einen Zuschuss bitten – solches tat sie nicht gern.

1901 gehörte Agnes Wolffson dem Vorstand des Vereins für Ferien-Wohlfahrtsbestrebungen an. Er gründete die Ferienkolonie Waltershof, wo sich Volksschülerinnen und -schüler, die in schlechten Wohnverhältnissen lebten, zwei Wochen lang tagsüber erholen konnten. 1911 wurde die Kolonie wegen der anstehenden Hafenerweiterung nach Moorwerder verlegt. Agnes Wolffson beaufsichtigte die Küche der Ferienkolonie und stellte den Küchenzettel zusammen.

1910 gründete Agnes Wolffson in der Nordenstraße ein Arbeiterinnenheim. Das Martha-Helenen-Heim, das nach Agnes Wolffsons verstorbenen beiden Schwestern benannt war, bot 60 erwerbstätigen Frauen Unterkunft in Einzelzimmern sowie die Teilnahme an Lehrkursen, die der Förderung der Allgemeinbildung dienen sollten. Am 3. August 1914 richtete Agnes Wolffson im Martha-Helenen-Heim die erste Hamburger Kriegsküche ein.

Durch die Inflation verlor Agnes Wolffson einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens, musste das Heim schließen und ihr Haus in der Badestraße verkaufen. Sie lebte nun in engen finanziellen Verhältnissen. 1925 entschloss sich der Senat, ihr eine Ehrenrente auszuzahlen.

Agnes Wolffson war weiterhin in vielen Gremien und Vorständen tätig, so im Kuratorium des Vereins Soziale Frauenschule, des Sozialpädagogischen Instituts und des Paulsen Stifts. Agnes Wolffson war ehrenamtliches Mitglied im Armenkollegium der Allgemeinen Armenanstalt und im Vorstand der Hamburger Rentnerhilfe tätig. Noch im Alter von 80 Jahren führte sie als

Bezirksausschussdame für den Stadtteil St. Georg die Rentnerfürsorge fort. So verteilte sie einmal in der Woche die Essensmarken.

Geehrt wurde sie 1922 wegen ihrer Verdienste um die Haushaltungsschule mit der Anna-Wohlwill-Gedenkmünze. Zu ihrem 80. Lebensjahr benannte der Senat die Haushaltungsschule in der Humboldtstraße 99 in Agnes Wolffson-Schule um. Da Agnes Wolffson Jüdin war, wurde ihr die Ehrenrente nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten gekürzt.

Albertine-Assor-Straße

Schnelsen, seit 1993. Gründerin und langjährige Leiterin, erste Oberin, der später nach ihr benannten, in der Nähe der Albertine-Assor-Straße gelegenen evangelischen Diakonie- und Krankenanstalten. (22.3.1863 Zinten/Ostpreußen – 22.2.1953 Hamburg)

Albertine Assor wuchs mit vier Geschwistern auf. Ihr Vater gab, nachdem er 44 Jahre als Maurerpolier gearbeitet hatte, seinen Beruf auf, um Prediger in verschiedenen Baptistengemeinden zu werden. Ab Januar 1891 wohnte Albertine Assor in Berlin, um dort eine Ausbildung im Schneiderhandwerk zu absolvieren. Doch das große soziale Elend ließ sie anders entscheiden. Sie wandte sich der Gemeindediakonie zu, wurde ab Juli 1891 Gemeindegewerkschwester in Berlin-Moabit und kümmerte sich um arbeitslose junge Frauen und Straßenkinder. 1894 arbeitete sie in einem Bochumer Wohnheim für junge Frauen, ab 1895 war sie Gemeindegewerkschwester im Berliner Norden, ab Oktober 1901 Gemeindegewerkschwester in Stade, ab November 1902 Oberin des Diakonissenhauses Tabea in Altona. Ihre selbstbewussten Ansichten kollidierten mit der Weltfremdheit des Hausvorstandes des Diakonissenhauses, und es kam zum Bruch. Albertine Assor verließ ihre Stelle und

gründete am 1.5.1907 zusammen mit sieben weiteren abtrünnigen Schwestern in einer kleinen Mietwohnung in der Fettstraße 20 im Hamburger Stadtteil Eimsbüttel ein baptistisches Diakonissen-Mutterhaus mit dem Namen Siloah (stille Sendung). Nach eineinhalb Jahren hatte der Verband schon 22 Schwestern. 1908 erfolgte der Umzug in den Schulweg 35/37. Die Schwestern, die eine qualifizierte Ausbildung an einer Krankenpflegeschule erhielten und dort auch ihr Staatsexamen ablegten, arbeiteten anfangs hauptsächlich in der häuslichen Krankenpflege. Von wohlhabenden Patienten wurden Honorare verlangt, arme kostenlos betreut. Siloah-Schwestern waren auch in Privatkliniken tätig. Das verdiente Geld kam in eine Gemeinschaftskasse, aus der alle Kosten bestritten wurden. Für ihren vierwöchigen Jahresurlaub stand den Schwestern ein Haus in Malente und später in Bad Pyrmont zur Verfügung. Weil Albertine Assor nicht wollte, dass Schwestern im Alter von ihren jungen Mitschwestern finanziell abhängig wurden, wurden die Schwestern sozialversichert. Diese Einstellung wurde ihr von anderen Diakonissenhäusern als „mangelndes Gottvertrauen“ ausgelegt. Ein wichtiges Anliegen von Albertine Assor war: Frauen helfen Frauen, ein neues Selbstwertgefühl zu entwickeln. Deshalb übernahm sie im Januar 1909 ein Mädchenheim für alleinstehende erwerbstätige Mädchen in Hamburg-Eilbek. 1911 erfolgte sein Umzug in die Alexanderstraße 25 in der Nähe des Hauptbahnhofes. Dort fanden notleidende Frauen Unterkunft. 1910 wurde der Schwesternverband gegründet, 1918 ein Haus in der Tornquiststraße 50 gekauft und zum Mutterhaus umgebaut. Eifersucht, Ehrgeiz und Unverstand führten im Oktober 1919 zur Suspendierung Albertine Assors von ihrem Amt als Oberin bei Siloah. Sie hielt sich

daraufhin zuerst einmal bei Verwandten in Ostpreußen auf. Organisierte aber bereits ein Jahr später die Wanderfürsorge. Ab 1921 wurde sie die 1. Vorsitzende des Schwesternverbandes, ab Januar 1922 Leiterin eines christlichen Erholungsheimes in Schorborn/Solling. Als Siloah in eine Krise geriet, entschlossen sich die Schwestern, Albertine Assor zurückzuholen. Im März 1925 wurde sie wieder als Oberin eingesetzt. 1927 pachtete sie für Siloah das Krankenhaus Am Weiher, das ab 1928 eine eigene Krankenpflegeschule erhielt. Weitere Einrichtungen der Schwesternschaft: 1928 Kauf des Hauses Tornquiststraße 48 als Altenheim; Kauf des Erholungsheims Helenenquelle in Bad Pyrmont. 1930 Umzug des Mädchenheims in die Heimhuderstraße 78, dort Einrichtung eines Leichtkrankenhauses für Frauen. Hier wurden u. a. erkrankte Dienstmädchen untergebracht, die bei ihrer Herrschaft nicht ausreichend versorgt wurden. 1935 Kauf des Hauses Mittelweg 111 als Leichtkrankenhaus für Männer. Hier konnten u. a. erkrankte Seeleute Unterkunft finden. 1938 Kauf der Klinik Johnsallee. 1941 legte Albertine Assor ihr Amt nieder. Kurz darauf wurde auf staatliches Drängen der jüdische Namen Siloah „getilgt“ und das Werk in Albertinen-Haus umbenannt. Heute trägt das Werk zu Ehren seiner Gründerin den Namen Albertinen-Diakoniewerk e.V. Es gehört zum Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden. Alle Einrichtungen – das Albertinen-Krankenhaus und die Altenwohnanlage Albertinen-Haus – befinden sich in Hamburg Schnelsen.

Albertinenstieg

Schnelsen, seit 1993. Nach dem von Albertine Assor gegründeten Diakonissenhaus Siloah – heute das nahegelegene Albertinen-Haus

Alexandra-Stieg

*Rothenburgsort, seit 2006. Nach
Alexandra Doris Nefedov (19.5.1942
Heydekrug, jetzt Silute – 31.7.1969
Tellingstedt), geb. Treitz, populäre
deutschsprachige Sängerin der 60-er Jahre
unter ihrem Namen Alexandra*

Doris Treitz wuchs mit ihren zwei Schwestern im Memelland auf. Ihre Familie flüchtete 1944 vor der Roten Armee in den Norden Westdeutschlands. Sie lebten nun in Kiel, wo Doris Treitz ein Mädchengymnasium besuchte. Sie erhielt Klavierunterricht, brachte sich das Gitarrenspiel bei und schrieb schon früh eigene Lieder und Gedichte. 1962 nahm sie an der Miss-Germany-Wahl teil und belegte den neunten Platz. Kurz vor dem Abitur brach sie die Schule ab und wollte Modedesignerin werden. Sie begann ein Grafikstudium an der Muthesius-Werkkunstschule. 1961 zog sie mit ihrer geschiedenen Mutter und einer ihrer Schwestern nach Hamburg in ein Mehrfamilienhaus im Stadtteil Rothenburgsort. Die 19-Jährige Doris Treitz besuchte nun die Meisterschule für Mode, lernte aber bald schon den 30 Jahre älteren russischen Emigranten Nikolai Nefedov kennen, der bei ihnen zur Untermiete wohnte. Sie heirateten und wollten in die USA auswandern. Doch bevor es dazu kam, gebar Doris Nefedov im Alter von 20 Jahren ihren Sohn Alexander. Damit schien ihr ihre Karriere als Sängerin und Schauspielerin nicht mehr realisierbar. Schließlich scheiterte die Ehe und Nikolai Nefedov emigrierte allein in die USA. Doris Nefedov nahm in Anlehnung an den Namen ihres Sohnes, den Künstlerinnennamen Alexandra an. Sie versuchte ihr Studium zu beenden, arbeitete nebenbei als Zeichnerin und ihre Mutter versorgte das Kind. Nach dem Abschluss an der Margot-Höpfner Schauspielschule in Hamburg erhielt Alexandra ein Engagement an einem Theater in Neumünster. Sie

nahm Gesangsunterricht und wurde von dem Schallplattenproduzenten Fred Wyrich entdeckt. Alexandras Manager wurde Hans R. Beierlein. Ihre ersten Tourneen hatte sie mit dem Orchester Hazy Osterwald. Mit ihrer rauchigen tiefen Stimme und ihrem Aussehen bediente sie ein neues Format in der Schlagerindustrie: Russland.

Ihren Durchbruch hatte Alexandra mit 25 Jahren. Ihre ersten beiden Erfolge waren „Zigeunerjunge“ und „Sehnsucht“. Alexandra wollte sich aber nicht auf das slawisch-folkloristische Format einengen lassen. Sie bekam Kontakt zu den französischsprachigen Chansoniers wie Yves Montand und Gilbert Bécaud und arbeitete in Brasilien mit dem Musiker und Sänger Antonio Carlos Jobim zusammen. In Deutschland befreundete sie sich mit Udo Jürgens.

1969 zog Alexandra nach München. Im selben Jahr entschied sie sich auf Grund physischer und psychischer Belastungen für eine Auszeit. Sie wollte mit ihrer Mutter und ihrem Sohn auf Sylt Urlaub machen. Mit ihrem ersten eigenen Wagen, einem Mercedes 220 SE Coupé, fuhr sie am 31. Juli von Hamburg, wo sie noch einen Termin bei ihrer Plattenfirma wahrgenommen hatte, auf den Landstraßen Richtung Sylt. Sie soll mit der Technik des Autos nicht vertraut gewesen sein, denn am Armaturenbrett war ein Notizzettel angeheftet mit Bedienungsanleitungen für das Fahrzeug. Auf der Bundesstraße 203 bei Tellingstedt kam es an einer schwer einsehbaren Kreuzung zu einem Unfall mit einem Lastwagen, da Alexandra das Stoppschild übersehen hatte. Alexandra starb noch am Unfallort, ihre Mutter wenig später im Krankenhaus. Der sechsjährige Sohn Alexander, der auf der Rückbank geschlafen hatte, wurde nur leicht verletzt. Die genauen Umstände des Unfalls wurden bis heute nicht geklärt. Selbsttötungs- und Sabotageatheorien kursierten immer wieder.

Warum nach Alexandra eine Straße in Hamburg benannt wurde, berichtete das Hamburger Abendblatt 2007 kurz vor der Einweihung am 19. Mai 2007. Da Alexandra einige Jahre im Stadtteil Rothenburgsort gewohnt hatte, war dies der Grund für die SPD-Fraktion Hamburg-Mitte gewesen, in diesem Stadtteil eine Straße nach Alexandra zu benennen. „Den Stein ins Rollen brachte SPD-Mitglied Jan Oppermann: Vor etwa drei Jahren machte er einen Fahrradausflug durch Schleswig-Holstein. Oppermann kam an der Kreuzung vorbei, auf der die gebürtige Litauerin den tödlichen Verkehrsunfall hatte. (...) An der Unfallstelle ‚kam ihm die Idee‘ erinnert sich Oppermanns Parteifreund Axel Wieder, der ebenfalls von Beginn an dabei war. Denn: Kurz zuvor war eine Flutschutzmauer in Rothenburgsort verbreitert worden, auf der Spaziergänger und Radfahrer nun Platz hatten – doch die neue Promenade brauchte noch einen Namen. Als ein SPD-Fraktionsmitglied während eines Treffens auch noch sagte, dass er in der früheren Wohnung von Alexandra und ihrer Mutter lebt, war die Entscheidung gefallen.“

Alma-Wartenberg-Platz

Ottensen, seit Nov. 1996

(vorher als Friedenseichenplatz bekannt, aber ohne offizielle Bezeichnung)

Alma Wartenberg geb. Stähr (22.12.1871 in Ottensen-25.12.1928 in Altona), Frauenrechtlerin, sozialdemokratische Politikerin aus Ottensen, Vorkämpferin für Geburtenregelung und Mutterschutz

Geboren wurde Alma Wartenberg in „Mottenburg“, dem ärmeren Teil von Ottensen, als eines von 12 Kindern einer traditionell sozialdemokratischen Zigarrenmacherfamilie. Schon ihre Mutter Maria Stähr betätigte sich unter dem Sozialistengesetz in getarnten Frauenbildungsorganisationen. Als junge Frau arbeitete Alma Wartenberg als

Dienstmädchen, bis sie den Schlosser Ferdinand Wartenberg heiratete, mit dem sie vier Kinder hatte. Politisch trat sie in die Fußstapfen ihrer Mutter und baute vor Ort die proletarische Frauenbewegung maßgeblich mit auf. Von 1902 bis 1906 wurde sie auf Frauenversammlungen jährlich wieder zur sozialdemokratischen Vertrauensfrau im Wahlkreis Ottensen/Pinneberg gewählt. Um das politische Engagement von Arbeiterfrauen zu fördern – auch gegen den Widerstand vieler männlicher Parteigenossen – bereiste sie als Agitatorin schleswig-holsteinische Wahlkreise und erweiterte zu einer Zeit, als Frauen per Reichsgesetz die Mitgliedschaft in politischen Organisationen noch verboten war, das Netz weiblicher Vertrauenspersonen und Frauenversammlungen – parallel zur Parteistruktur, aber mit relativer Autonomie. Als Delegierte nahm sie an Frauenkonferenzen und Parteitagen teil. 1905 gehörte sie mit zu den Initiatorinnen einer Protestkampagne gegen ein skandalöses Urteil des Altonaer Schwurgerichtshofes, als vier junge Männer aus bürgerlichen Kreisen wegen Vergewaltigung eines Dienstmädchens überführt, aber dennoch freigesprochen wurden. Entgegen der sozialdemokratischen Parteilinie und auch im Widerspruch zur Führung der proletarischen Frauenbewegung befürwortete Alma Wartenberg eine Zusammenarbeit mit den „Radikalen“ innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung. Ausgestattet mit einer gehörigen Portion Eigensinn und einem starken Willen, die Interessen der Frauen nicht denen der Partei unterzuordnen, geriet Alma Wartenberg schon 1906 in Konfrontation mit führenden Funktionären: Ein Parteiausschlussverfahren gegen sie musste zwar eingestellt werden, aber als Vertrauensfrau wurde sie trotz Unterstützung ihrer Genossinnen abgesetzt. Von nun an legte Alma Wartenberg den Schwerpunkt ihres politischen Engagements auf das Thema Mutterschutz und Geburten-

kontrolle. Ihr lag an der Verbesserung der Lebensverhältnisse und der Gesundheit von Frauen. Die hohe Säuglingssterblichkeit, die weite Verbreitung der „Frauenleiden“ infolge der vielen Geburten und Fehlgeburten und auch der häufig praktizierten Abtreibungen sowie auch die erschreckende Unkenntnis der Arbeiterfrauen über körperliche und sexuelle Vorgänge hatten sie alarmiert. Sie forderte einen besseren Schutz der Mütter und der schwangeren Arbeiterinnen. Ihr Spezialgebiet wurde die Aufklärung der proletarischen Frauen. Dabei kamen ihr Kenntnisse zugute, die sie als Dienstmädchen in einer Arztfamilie beim Aushelfen in der Sprechstunde gesammelt hatte. Sie zog mit Lichtbilder-Vorträgen über den weiblichen Körperbau, über Empfängnisverhütung und Mutterschutz von Stadt zu Stadt. Im Anschluss an ihre stark besuchten Vorträge – mehrere Hundert Zuhörerinnen waren keine Seltenheit – verkaufte sie öffentlich Verhütungsmittel. Damit brachte sie die Justiz, die Beamtenärzteschaft und kirchliche Kreise im konservativen Kaiserreich gegen sich auf. Mehrfach drohten ihr Gefängnisstrafen wegen „Vergehens gegen das sittliche Empfinden“. Auch innerhalb der Partei blieb Alma Wartenberg sehr umstritten. Als kurz vor dem ersten Weltkrieg die Gesetze gegen Verhütungsmittel und das Abtreibungsverbot verschärft werden sollten, erklärte Alma Wartenberg, dass allein die Frau das Recht habe, über ihren Körper und die Zahl ihrer Geburten zu bestimmen. Entgegen der offiziellen Parteilinie unterstützte sie innerhalb der Sozialdemokratie die heftig debattierte Idee eines „Gebärstreiks“ als Protest gegen den staatlichen „Gebärzwang“, eine Idee, die vor allem bei Arbeiterfrauen auf Zustimmung stieß.

In der neuen Republik ließ sich Alma Wartenberg als Abgeordnete für die SPD in das Altonaer Stadtverordnetenkollegium wählen und saß seit 1925 als einzige Abgeordnete

im schleswig-holsteinischen Provinziallandtag. 1927 legte sie nach einem Schlaganfall alle Ämter nieder und starb 1928 im Alter von nur 57 Jahren. Ihr unerschrockenes Engagement für das Recht der Frauen auf Selbstbestimmung und freien Zugang zu Verhütungsmitteln war wegweisend und ist immer noch aktuell.

Die Benennung des Alma-Wartenberg-Platzes geht auf historische Forschung und Initiative der Frauengeschichtsgruppe im Stadtteilarchiv Ottensen zurück.

(Text: Birgit Gewehr von der Frauengeschichtsgruppe im Stadtteilarchiv Ottensen)

Am Elisabethgehölz

Hamm-Nord, seit 1924. Benannt nach dem dort sich befindenen Elisabethgehölz im ehemaligen Sievekingschen Park.

Elisabeth war die Tochter des Syndikus Dr. Karl Sieveking

Am Feenteich

Uhlenhorst, seit 1948. Benannt nach der angrenzenden Alsterbucht Feenteich

„Die alten heidnischen Götter und Göttinnen, Stammesvorfahren und PriesterInnen verwandelten sich im französischen, deutschen und britischen Volksglauben in Feen. WaliserInnen wie Irinnen nannten die Feen ‚Mütter‘ oder Segen der Mutter, das Feenland galt ihnen als das Land der Frauen – eine Reminiszenz an die matriachale Gesellschaftsform ihrer Stammesahnen. Im Book of the Dun Cow beschrieb die Feenkönigin ihr Reich als das Land des ewigen Lebens, ein Ort, an dem es weder Tod noch Sünde noch Missetaten gibt. Jeder Tag ist ein Festtag. Wir verrichten jedes wohlthätige Werk ohne kleinliches Gezänk. Feenhügel galten als Eingänge zum heidnischen Paradies, das angeblich unter der Erde, dem Wasser oder den Hügeln entfernter, irgendwo im westlichen Ozean liegender Inseln verborgen war, dort, wo die Sonne erlosch.“ (Barbara G.

Walker: Das geheime Wissen der Frauen. Ein Lexikon. Frankfurt a. M. 1993.)

Am Luisenhof

Farmesen-Berne, seit 1927. Benannt nach dem der Straße benachbarten Luisenhof

Amália-Rodrigues-Weg

Bahrenfeld, seit 2003. Portugiesische Fado-Sängerin. (Juli 1920 Lissabon – 6. 10. 1999 ebd.)

Amália Rodrigues wurde 1920, ihr genaues Geburtsdatum wusste sie selbst nicht, als Tochter einer Einzelhändlerfamilie geboren. Schon als Kind musste sie mithelfen, um zum kargen Lebensunterhalt der Familie beizutragen, indem sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwester auf dem Markt Obst verkaufte. Das Singen wurde schon früh zu ihrer Leidenschaft: In ihrer Nachbarschaft sang sie portugiesische Schlager und erntete dafür bereits ersten Lohn in Form von Bonbons.

Mit neunzehn Jahren bekam sie in einem Lokal in Lissabon ihr erstes Engagement als Fado-Sängerin. Schnell wurde Amália Rodrigues so beliebt, dass sie auch in anderen Fado-Lokalen auftrat. 1943 gab sie ihr Auslandsdebüt in Madrid, 1945 reiste sie nach Brasilien, um dort zu singen, und nahm ihre erste Schallplatte auf. Es folgen weitere Tourneen durch Europa und Amerika, selbst nach Japan kam Amália Rodrigues. Spätestens 1956, als sie im L'Olympia, dem damals berühmtesten Variété-Theater in Paris, auftrat, war sie ein international gefeierter Star.

Parallel zu ihrer musikalischen Laufbahn, trat Amália Rodrigues auch im Revuetheater auf und spielte in mehreren Filmen mit. Neben traditionellen portugiesischen Fado-Liedern gehören auch Flamencostücke, italienische und französische Schlager und Jazzlieder zu ihrem Repertoire. Viele bekannte portugiesische Dichter und Komponisten schrieben Lieder für sie.

Amália Rodrigues, die, wie ein portugiesischer Politiker zu ihrem Tod schrieb, „Stimme Portugals“, wurde 1999 als bisher einzige Frau im Pantheon neben bedeutenden portugiesischen Politikern und Künstlern beigesetzt.

Der Bezirk Altona, in dem viele der in Hamburg lebenden Portugiesen eine zweite Heimat gefunden haben, benannte im Mai 2003 eine Straße nach Amália Rodrigues, um den deutsch-portugiesischen Beziehungen Rechnung zu tragen, die durch zahlreiche kulturelle und gastronomische Angebote gerade in Hamburg-Altona intensiv gepflegt werden. *Kerstin Klingel*

Amalie-Dietrich-Stieg

Barmbek-Nord, seit 1968. Geb. Nelle, Botanikerin, Forschungsreisende, Kustodin des Museums für Natur- und Völkerkunde in Hamburg. (21.5.1821 Sie-benlehn/Sachsen – 9.3.1891 Rendsburg)

Geboren als fünftes Kind eines Beutlers. Heiratete den Apothekergehilfen Wilhelm Dietrich, der aus einer Botanikerfamilie stammte und der sich ganz seinen botanischen Sammlungen und Studien verschrieben hatte. Die gemeinsame Tochter wurde, während ihre Eltern auf Forschungsreisen waren, in fremde Hände gegeben. Monatelang durchzog das Ehepaar Deutschland. Auf ihrem Rücken trug Amalie Dietrich eine schwere Kiepe mit botanischen Objekten. Neben ihr zottelte ein Hund, der einen Handwagen zog. Wilhelm Dietrich übertrug seiner Frau das Sammeln, Ordnen und Präparieren von Pflanzen und Kleintieren. Die Ehe scheiterte. Amalie Dietrich sammelte allein weiter, verkaufte ihre Objekte an Apotheken, Schulen und Gelehrte – und lebte mit ihrer Tochter Charitas (siehe: Charitas-Bischoff-Treppe) in Armut. Ihren wissenschaftlichen Durchbruch erlangte Amalie Dietrich in Hamburg, wohin sie gezogen war, um in dieser reichen Stadt ihren Lebensunterhalt durch

den Verkauf ihrer Sammlungen zu finanzieren. Der wohlhabende Kaufmann und Kryptogamenspezialist Heinrich Adolf Meyer nahm sich ihrer an und vermittelte sie an den Überseehändler Cesar Godeffroy, der ein Museum für Natur- und Völkerkunde errichten wollte. Amalie Dietrich fuhr für ihn 1863 nach Australien. Sie war die erste Frau, die solch eine Expedition unternahm. Nach zehn Jahren kehrte sie zurück. Als die Firma Godeffroy Konkurs machte, gingen Teile des Godeffroyschen Museums in den Besitz der Stadt über. Amalie Dietrich erhielt als Kustodin eine städtische Anstellung, was damals für eine Frau sehr außergewöhnlich war. Die „Acacia Dietrichiani“ und die „Bononia Dietrichiana“ und zwei Algenarten wurden nach ihr benannt.

Amalienstraße

Harburg, seit 1875. Benannt nach Amalie geb. Kort, Frau des Kaufmanns Ludwig Weusthoff

Amalie-Schoppe-Weg

Barmbek-Nord, seit 1930. Emma Sophie Katharina geb. Weise. Auch: Adalbert von Schonen. Erzählerin, Redakteurin und Autorin von Frauenratgebern. Gönnerin Friedrich Hebbels. (9.10.1791 Burg/Fehmarn – 25.9.1858, laut Brockhaus, Schenectady/New York) Arzttochter, Bekannte Rahel Varnhagens. Autorin der „Briefstellerin für Damen“. Diese Schrift gehörte in der zweiten Hälfte des 19. Jhds. in jeden gutsituierten Haushalt. Amalie Schoppe, die mit Fanny Tarnow eine Hamburger Mädchenschule leitete, war Mutter von drei Söhnen. Nach sieben unglücklichen Ehejahren trennte sie sich 1821 von ihrem Mann, einem Rechtsanwalt. Seit 1822 veröffentlichte sie fast jährlich Erzählungen und Romane. Amalie Schoppe förderte den Schriftsteller Friedrich Hebbel, ließ in ihrer Zeitschrift „Neue

Pariser Modeblätter“ (Hamburg 1827 bis 1846) Hebbels Gedichte drucken. Amalie Schoppe war auch Redakteurin der „Iduna“ (Altona 1831–1839), einer Zeitschrift für die Jugend beiderlei Geschlechts. Sie veröffentlichte viele Kinder- und Jugendschriften, historische Romane, Reise- und Gedenkbücher. Mehrere ihrer Werke wurden übersetzt. 1851 zog sie zu ihrem Sohn Alphons in die USA. Hier richtete sie eine Schule für deutsche Kinder ein.

Amalie-Sieveking-Weg

Volksdorf, seit 1957. Gründete 1832 den weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege. (25.7.1794 Hamburg – 1.4.1859 Hamburg)

Senatorentochter und -enkelin. Die Eltern starben früh, hinterließen Amalie kein Vermögen. Nach dem Tod der Eltern wurde Amalie von ihren beiden Brüdern getrennt und kam zu Verwandten, wo sie den kranken Sohn des Hauses pflegen und durch Handarbeiten und deren Verkauf zu ihrem Lebensunterhalt beitragen musste. In diesem Haushalt wurde sie mit Religion und Frömmigkeit vertraut gemacht. Amalie Sievekings berufliche Laufbahn führte sie in die pädagogische Richtung. Sie beteiligte sich an der 1815 gegründeten Freischule für Mädchen und richtete selbst eigene Schulkurse ein. Durch sittliche und religiöse Erziehung wollte Amalie Sieveking die Mädchen zu tüchtigen Hausfrauen und Müttern erziehen.

Amalie Sievekings Hinwendung zur Armenpflege erfolgte nach der Enttäuschung über eine unerwiderte Liebe zu ihrem Vetter Karl Sieveking. Für sie bedeutete dies göttliche Vorsehung, denn sie begab sich nun in den Stand der Unverheirateten und wollte, um nicht eine unnütze alte Jungfer zu werden, eine sinnvolle Aufgabe übernehmen. So erwuchs der Plan, ähnlich den katholischen Frauenorden, eine Gemeinschaft von Pro-

testantinnen zu gründen. Der Ausbruch der Cholera in Hamburg im Jahre 1831 gab den entscheidenden Ausschlag, auf dem Gebiet der tätigen Nächstenliebe zu arbeiten. Amalie Sieveking meldete sich als Pflegerin in der Cholera-Quarantäne des St. Ericus-Hospitals. Dort beließ sie es jedoch nicht beim Pflegen der Kranken, sondern machte sich sogleich an die Organisation des chaotischen Krankenhauswesens. Gleichzeitig entwarf sie die Statuten für einen zu gründenden Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege. Armen, die unschuldig in Armut geraten waren, sollte geholfen werden. So genannte verwahrloste Arme erhielten keine Zuwendung.

Um sich über den Zustand der Armen ins Bild zu setzen, machte die Vereinsvorsteherin – Amalie Sieveking war es 27 Jahre lang – den ersten Besuch bei der empfohlenen Armenfamilie.

Amalie Sievekings Helferinnen kamen aus dem gehobenen Bürgertum. Sie hatten genügend Zeit und auch die finanzielle Unabhängigkeit, sich unentgeltlich solch einer Tätigkeit zu widmen. Voraussetzung für die Aufnahme in den Kreis der Helferinnen war eine evangelische Glaubenshaltung und die Überzeugung, dass der Unterschied zwischen Arm und Reich gottgewollt sei. Arme sollten als Unmündige gesehen werden, denen durch Mitgefühl und Zuspruch geholfen werden sollte. Sie erhielten Naturalien, Kleidung, Haushaltsgegenstände und es wurde ihnen Arbeit vermittelt. Finanzielle Unterstützung bekamen die Armen nur selten. Wer besonders fromm war, erhielt zusätzliche kleine Zuwendungen.

1840 gründete Amalie Sieveking ein Armenwohnstift, das Amalienstift, welches 9 Wohnungen und ein Kinderkrankenhaus mit 2 Zimmern und 14 Betten enthielt. Die ehrenamtlichen Helferinnen kontrollierten die StiftsbewohnerInnen. Hielten diese

sich nicht an die strenge Hausordnung, besuchten nicht die täglichen Andachten, schickten ihre Kinder nicht regelmäßig zur Schule oder machten ihre Wohnung nicht genügend sauber, mussten sie mit Strafe rechnen.

Von der 1848 ausbrechenden bürgerlichen Revolution hielt Amalie Sieveking überhaupt nichts. Sie empfand es als völlig widersinnig, der Arbeiterschicht zu erklären, dass diese sich selbst aus ihrem Elend befreien solle. Demokratie bedeutete für Amalie Sieveking Anarchie.

Amalie Sievekings Armenverein wurde zu einer festen Institution der hamburgischen Armenpflege und von den wohlhabenden Bürgern Hamburgs mit reichen Spenden bedacht. Viele Städte in Deutschland und im Ausland gründeten ähnliche Vereine.

Amandastraße

Eimsbüttel, seit 1865. Vermutlich frei gewählter Name

An der Marienanlage

Marienthal, seit vor 1907. Hier befand sich eine Lehmkuhle, die nach der Zuschüttung in eine Grünanlage umgewandelt wurde

Angelikaweg

Fuhlsbüttel, seit 1946. Frei gewählter Name

Anita-Rée-Straße

Bergedorf, seit 1984. Jüdische Malerin der Hamburger Sezession. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (9.2.1885 Hamburg – 12.12.1933 Kampen auf Sylt)

Geboren als zweite Tochter eines jüdischen Kaufmanns, der 1871 die deutsche Staatsbürgerschaft bekommen hatte. Ihre Mutter war – wie es in der NS-Zeit hieß – Halb-jüdin, in Venezuela geboren und katholisch erzogen. Anita Rée wuchs mit ihrer Schwe-

ster als „höhere Tochter“ in einer kultivierten Sphäre liberalen Bürgertums auf. Die Schwestern besuchten eine Privatschule und wurden protestantisch getauft und konfirmiert. Anita Réé wurde 1905 Schülerin des Hamburger Malers Arthur Siebelist. In seiner Schule lernte sie die Freilichtmalerei und die klassischen Genres. Nach einer unglücklichen Liebe zu dem Maler Franz Nölken ging sie für ein Jahr (1912/13) nach Paris. Von 1913 bis 1922 lebte sie dann als freischaffende Künstlerin in Hamburg im Haus ihrer Eltern am Alsterkamp 12, hatte dort auch ihr Atelier. 1913 nahm sie an einer Ausstellung bei Commeter teil und gehörte fortan zur Hamburger Avantgarde. Sie wurde Gründungsmitglied der Hamburgischen Sezession und stellte selbst regelmäßig aus. Der dreijährige Aufenthalt in Positano (Italien) von 1922 bis 1925 wurde für sie zum Schlüsselerlebnis. Ihr Malstil entwickelte sich vom Impressionismus zu einem neusachlichen Stil. Sie wurde bekannt, erhielt nach ihrer Rückkehr nach Hamburg viele Portraitaufträge und Aufträge von Fritz Schumacher für zwei Monumentalwerke. Das Wandbild der „klugen und törichten Jungfrauen“ in der Gewerbeschule für weibliche Angestellte in der Uferstraße wurde 1942 zerstört, während das in der Caspar-Voght-Schule gemalte „Orpheus und die Tiere“ heute noch zugänglich ist. Anita Réé hatte einen großen Freundeskreis und beruflichen Erfolg. Dennoch war ihre Innenwelt zerrissen. Hinzu kam, dass mehrere Liebesbeziehungen scheiterten. Als das Haus ihrer Eltern verkauft wurde, lebte sie in verschiedenen Wohnungen, ärmlich und möbliert, obwohl sie ausreichende finanzielle Mittel besaß. 1932 lehnte der Kirchenvorstand der Ansgarkirche das von ihr für den Neubau der Ansgarkirche an der Langenhorner Chaussee gemalte Altarbild wegen „kultischer Bedenken“ ab. Im gleichen Jahr verlor sie

ihre Wohnung. Da sie nicht wusste wohin, begab sie sich in die Einsamkeit nach Sylt. Ein Jahr später machte sie ihrem Leben ein Ende. Die Kunsthalle besitzt die größte Sammlung der Arbeiten Anita Réés.

Anita-Sellenschloh-Ring

Langenhorn, seit 2002. Widerstandskämpferin. Lehrerin. (6. 12. 1911 Hamburg – 4. 11. 1997 ebd.)

Als Tochter eines Eimsbüttler Bäckers, der wegen einer schweren Kriegsverletzung, die er sich im ersten Weltkrieg zugezogen hatte, seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte und die meiste Zeit arbeitslos war, wuchs Anita Sellenschloh in sehr armen Verhältnissen auf und musste bereits als Kind mitarbeiten, um zum kargen Unterhalt der Familie beizutragen.

Trotzdem hatte sie die Möglichkeit, die damalige „Reformschule“ in der Telemannstraße, die die Selbstständigkeit und individuelle Entwicklung der Schülerinnen und Schüler förderte, zu besuchen.

Im Alter von 16 Jahren trat Anita Sellenschloh zunächst den „Falken“ bei, der sozialistischen Arbeiterjugend, wechselte dann allerdings bald zum kommunistischen Jugendverband (KJVD). Sie nahm an Demonstrationen teil und spielte politisches Straßentheater. Im Rahmen ihrer Tätigkeit im KJVD reiste sie 1929 in die Sowjetunion, wo sie vier Monate in einer Zigarettenfabrik in Leningrad arbeitete. Zurück in Deutschland betreute sie zunächst den Aufbau der Antifa-Jugend in Hamburg, bevor sie 1931 nach Berlin ging, um dort für die Zeitung „Der Arbeitslose“ zu arbeiten. Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten im Januar 1933 wurde die Zeitung verboten und Anita kehrte nach Hamburg zurück.

Bis 1943 wurde sie neun Mal verhaftet, während der Verhöre im „Stadthaus“ – dem Gestapo-Hauptquartier – brutal misshan-

delt und mehrere Male inhaftiert. Doch sobald sie freigelassen war, schrieb und verteilte sie immer wieder Flugblätter und fungierte als Kurier zwischen verschiedenen Widerstandsgruppen. 1943 heiratete sie, bekam eine Tochter und floh mit ihrer Familie aus dem durch die Bombenangriffe schwer zerstörten Hamburg aufs Land nach Schleswig-Holstein.

Nach Kriegsende absolvierte Anita Sellen-schloh, nach Hamburg zurückgekehrt, eine Ausbildung zur Lehrerin, ein langgehegter Berufswunsch, und unterrichtete ab 1948 an der Fritz-Schumacher-Schule, bis sie 1952 an der Volks- und Realschule Am Heidberg Lehrerin wurde. Hier arbeitete sie bis zu ihrer Pensionierung 1974. Ein Schwerpunkt ihres Unterrichts war die Aufarbeitung der Zeit des Nationalsozialismus.

Nach ihrer Pensionierung widmete sie sich verstärkt ihrem sozialen Engagement, sie trat als Zeitzeugin an Schulen und Universitäten auf, war eine der Gründerinnen der Willi-Bredel-Gesellschaft e.V., Mitglied bei der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN), und beim Auschwitz-Komitee.

Kerstin Klingel

Annaberg

Billstedt, seit vor 1938. Frei gewählter Name

Anna-Hollmann-Weg

Blankenese, seit 1942. Romanfigur aus Gustav Frenssens Roman „Der Untergang der Anna Hollmann“, Berlin 1912

Tragische Schicksalsgeschichte. Der Roman beginnt mit dem Tod eines jungen Blankeneser Seemanns, der auf der „Anna Hollmann“ erkrankte und starb.

Anna-Lühring-Weg

Horn, seit 1929. Lützower Jäger, Heldenmädchen. (3.8.1796 Bremen – 25.8.1866 Hamburg)

Geboren als fünftes Kind eines Bremer Zimmermeisters. In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1814 verließ sie in den Kleidern ihres Bruders ihr Elternhaus in der Bremer Brautstraße, um zu den Lützower Jägern zu gelangen, die vorher durch Bremen gezogen waren. Unter dem Namen Eduard Kruse trat sie als freiwilliger Jäger in das Lützower Korps ein und zog mit ihm in den Krieg. Was sie zu diesem Schritt bewogen hatte, ist nicht eindeutig zu ermitteln. Vielleicht waren es die verklärten Vorstellungen vom Heldenruhm, die damals stark verbreitet waren. Vielleicht die Sehnsucht nach Abenteuer und Freiheit. Ihr Vater glaubte an ein Liebesverhältnis zu einem Soldaten, das seine Tochter dazu veranlasst hatte, sich in das Lützower Jägerkorps als Mann verkleidet einzuschleichen.

Niemand merkte, dass „Eduard Kruse“ eine junge Frau war. Anna Lühring gab sich mutig und züchtig. Sie nahm an der Belagerung Jülichs teil, zog mit nach Frankreich. Auf dem Marsch gen Frankreich erreichte das Korps in Aachen ein Brief von Vater Lühring. Dadurch wurde die Identität des Jägers Kruse entdeckt. Doch das inständige Bitten Anna Lührings und ihr vorbildlicher Lebenswandel waren die ausschlaggebenden Kriterien, sie in der Kompanie zu belassen. Allerdings wurden ihre Kameraden nicht in das Geheimnis um den Soldaten Kruse eingeweiht, nur der Hauptmann und der Kompaniechef wussten Bescheid. Als das Korps in Frankreich einmarschiert war, wurde am 8.4.1814 das Kriegsende verkündet. Die Lützower zogen nach Berlin zurück, wo sich das Korps auflöste. Dort, in Berlin, wurde Anna Lühring von Wilhelm von Preußen empfangen und von der Fürstin Radziwill ausgezeichnet und beschenkt. Vater Lühring jedoch wollte seine Tochter nicht zurück haben. Er grollte ihr, hatte sie sich in seinen Augen doch zu unanständig verhalten. Der Hofrat und

Schriftsteller Karl Gottlob Heun intervenierte beim Bremer Senator Johann Smidt. Der Bremer Senat versprach daraufhin, Anna Lühring gebührend zu ehren. Durch diese Zusage wurde auch Vater Lühring umgestimmt, und so kehrte Anna Lühring 1915 nach Bremen zurück. Der Einzug in Bremen war imposant, neben dem Wagen ritten ehemalige Lützower Jäger, an den Straßenrändern standen jubelnde Menschen. Doch schon bald wurde es wieder still um Anna Lühring. 1820 ging sie nach Hamburg, arbeitete dort in einem Geschäft für weibliche Industrieartikel, heiratete 1823 den Kellner Lucks und wurde 1832 Witwe. Sie lebte an der Horner Landstraße in äußerst bescheidenen Verhältnissen und versuchte sich mit Näharbeiten über Wasser zu halten. Manchmal erhielt sie auch private Spenden. Nachdem sich ehemalige Lützower Jäger für sie eingesetzt hatten, bekam sie ab 1860 von ihrer Mutterstadt Bremen eine regelmäßige kleine Pension. Anna Lühring wurde auf dem Kirchhof zu Hamm in Hamburg beigesetzt. 43 Jahre nach ihrem Tod erhielt die Grabstätte einen neuen Grabstein. Immer dann, wenn patriotische Gesinnung gefragt war, wurde sich Anna Lührings erinnert – so im Ersten Weltkrieg, als auch die weibliche Bevölkerung zu vaterländischen Taten aufgerufen wurde.

Anna-Siemsens-Gang

Bergedorf, seit 1984. Pädagogin und Frauenrechtlerin. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (18.1.1882 Mark/Westf. – 22.1.1951 Hamburg)

Dr. Anna Siemsen, mit vier Geschwistern in einem Pastorenhaushalt aufgewachsen, wurde schon als Kind mit den sozialen Spannungen der damaligen Zeit konfrontiert und machte sich genauso wie ihre Geschwister Gedanken um soziale Gerechtigkeit. Anna Siemsens Leitspruch war:

„Nach der Vollkommenheit und nach der Glückseligkeit der anderen“ zu trachten. So zu leben wurde ihr nicht leicht gemacht, denn sie wurde Zeit ihres Lebens von den politisch herrschenden Schichten ungerecht behandelt, verfolgt und unterdrückt.

Anna Siemsens beruflicher Lebensweg: Wegen Krankheit Abbruch des Besuchs einer höheren Mädchenschule, auf autodidaktischem Wege dann Vorbereitung auf das Lehrerinnenexamen, daneben tätig als Privatlehrerin, weil sie ihre Familie finanziell unterstützen musste. Promotion. Nach dem Examen Lehrerin am staatlichen Düsseldorf Mädchengymnasium und nach dem Ersten Weltkrieg in Düsseldorf die erste weibliche Beigeordnete für Erziehungsfragen. Sie widmete sich hauptsächlich dem Berufsschulwesen. 1919 Leiterin des Düsseldorf Fach- und Berufsschulwesens. Im selben Jahr holte der preußische Kultusminister Haenisch sie in sein Ministerium nach Berlin. Von 1921–1923 Oberschulrätin, 1923 Berufung nach Jena als Dozentin und später als Honorarprofessorin für Pädagogik an der dortigen Universität, bekam die Aufgabe übertragen, das höhere Schulwesen zu organisieren, konnte aber ihre Tätigkeit nur kurz ausüben, da die dortige demokratisch gewählte Arbeiterregierung durch die Reichswehr aufgelöst worden war – an eine demokratische Schulreform war nicht mehr zu denken. 1932 Entzug der Professur durch den thüringischen nationalsozialistischen Innenminister Frick.

Der politische Lebensweg: Kämpfte mit Marie Stritt für die rechtliche Gleichstellung der Frau im Bürgerlichen Gesetzbuch. Seit 1918 Mitglied der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD), 1919 Stadtverordnete in Düsseldorf. 1923 Übertritt in die SPD. Nach ihrer Jenaer Zeit bis 1929 im Präsidium der Deutschen Friedensgesellschaft, im Vorstand der Deutschen Liga für Menschenrechte und der deutschen

Sektion der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit tätig. 1928 Kandidatur für die SPD zum Reichstag, musste ihr Mandat aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig (1930) abgeben. Trat vehement gegen den Panzerkreuzerbau auf und wurde 1931 Mitglied der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP). Setzte sich für einen europäischen Zusammenschluss ein. 1924 Veröffentlichung des Buches „Literarische Streifzüge durch die Entwicklung der europäischen Gesellschaft“. Veröffentlichung der Bücher „Parteidisziplin oder sozialistische Überzeugung“ und „Auf dem Weg zum Sozialismus“. In diesem Buch übte sie Kritik am sozialdemokratischen Parteiprogramm.

Anna Siemsen, Pazifistin und Sozialistin, emigrierte 1933 nach dem Reichstagsbrand in die Schweiz, blieb dort bis 1946. Auch ihre Brüder August und Hans verließen Deutschland. Nur ihr Bruder Karl blieb als Rechtsanwalt in Düsseldorf zurück.

In Zürich Heirat mit dem Sekretär der Schweizer Arbeiterjugend Walter Vollenweider. Es war eine politische Heirat, durch welche Anna Siemsen die schweizerische Staatsbürgerschaft erhielt. Schrieb im Exil viele Artikel über die Friedens-, Frauen-, Europa- und Arbeiterbewegung, wurde Redakteurin der Zeitschrift „Die Frau in Leben und Arbeit“, fuhr nach Spanien, als dort der Bürgerkrieg ausbrach, um den Widerständlern gegen das Franco- und Hitlerregime Mut zu machen. Richtete im Auftrag der Zentralstelle für Flüchtlinge internationale und deutsche pädagogische Kurzlehrgänge ein.

Ende 1946 Rückkehr nach Deutschland gegen den Widerstand ihres Mannes. Der Hamburger Schulsenator Landahl holte sie nach Hamburg. Sie sollte hier die Stelle eines Oberstudiendirektors unter Anrechnung ihrer Dienstjahre und mit gleichzeitiger Übertragung eines Lehrauftrags für neuere Literatur an der Uni-

versität Hamburg bekommen. Ab 1.1. 1947 übernahm sie zuerst einmal die Leitung des Notausbildungslehrgangs, des, wie es später hieß, Sonderlehrgangs für die Ausbildung von Volksschullehrern. Der Lehrgang wurde Anfang Januar 1948 beendet. Im selben Jahr erschien in Neuauflage eines ihrer Hauptwerke „Die gesellschaftlichen Grundlagen der Erziehung“. Während ihrer Tätigkeit als Leiterin des Notausbildungslehrgangs wartete Anna Siemsen darauf, dass das Versprechen Landahls eingelöst würde und sie eine Planstelle bekäme. Am 6.3.1947 erfolgte die lapidare Erklärung des Organisationsamtes: wegen der angespannten Haushaltslage könne die Planstelle nicht genehmigt werden. So war nach Abschluss des Sonderlehrgangs Anna Siemens Tätigkeit beendet. Sie durfte nicht mehr am Entwurf eines Schulprogramms und am Aufbau eines neuen demokratischen Schulwesens teilnehmen.

Ihre pädagogischen Ideen konnte sie noch in der Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Lehrer (ASL) Hamburgs vorbringen. Anna Siemsen war auch in der Sozialistischen Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa aktiv. Die deutsche Sektion erhielt später den Namen Anna Siemsen-Kreis.

Anna-Susanna-Stieg

Schnelsen, seit 1948, vorher Mittelweg. Gestalt aus einem Reimgedicht aus Karl Müllenhoffs Buch: Sagen, Märchen und Lieder, 1845, S. 483. Motivgruppe: Holsteinische Geschichte, Sagen und Märchen

Im Zuge des Großhamburg-Gesetzes, wodurch z. B. Altona, Ottensen und andere Gebiete Hamburger Stadtteile wurden, ergaben sich bei den Straßennamen häufig Doppelungen. Aus diesem Grund entschloss sich 1938 das NS-Regime, den Mittelweg

in Anna-Susanna-Stieg umzubenennen, denn „insbesondere Namen aus dem niederdeutschen Raum“ und „Personen der schleswig-holsteinischen Geschichte“ sollten bei der neuen Straßennamensvergabe berücksichtigt werden. Zu der Umbenennung kam es erst nach dem Zweiten Weltkrieg.

Anna Susanna,
Sta up un böet Füer.
,Och nä, myn lewe Moder,
Dat Holt is so düer.‘

Schüer my den Grapen
Un fäg’ my dat Hues,
Hüet Avent kaemt hier
Dre Junggesellen int Hues.

Wöllt se nich kamen,
So wöllt wy se halen
Mit Päer un mit Wagen,
Mit Isern beflagen.

Könnst se nich danzen,
So wöllt wy se leren;
Wy wöllt se de Scho
In Botter umkeren.

Anna-von-Gierke-Ring

Bergedorf, seit 1992. Kinderfürsorgerin, leitende Mitarbeiterin verschiedener Kinderfürsorge- und Jugendwohlfahrtsorganisationen. Mitglied der Nationalversammlung 1919. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (14.3.1874 Breslau – 3.4.1943 Berlin)

Tochter des Sozialpolitikers, Rechtshistorikers und Juristen Otto von Gierke. Helferin in der Kinderfürsorge. 1898 Leiterin eines Berliner Mädchenheims. Ab 1908 Vorsitzende des Vereins Jugendheim in Berlin-Charlottenburg, aus dem 1883 ein Jugendheim hervorging. Dazu gehörte auch eine Haushaltsschule, ein Kindergärtnerinnenseminar und eine Wohl-

fahrtsschule. Anna von Gierke war Mitglied in vielen Wohlfahrtsverbänden. Ab 1910 übernahm sie die Leitung des Charlottenburger Landjugendheims Finkenkrug. 1919/20 wurde sie Mitglied der Weimarer Nationalversammlung. 1933 wurde Anna von Gierke wegen ihrer jüdischen Abstammung aus ihrer Tätigkeit entlassen. Von Anna von Gierke stammt die Wortschöpfung „Sozialpädagogik“. Sie begründete den 5. Wohlfahrtsverband, der nach 1945 in Paritätischer Wohlfahrtsverband umbenannt wurde.

Anne-Barth-Weg

Stellingen, seit 2006. Nach Anne Marie Barth geb. Ehlers (10.9.1899 Altona-Stellingen – 25.6.1986 Wennigsen), Verfolgte des Nationalsozialismus

Anne Marie Barth wurde 1899 in Stellingen geboren und lebte dort bis 1984 im Brunckhorstweg 2. Nach dem Besuch der Volksschule war sie von 1914 bis 1920 „in Stellung“ und arbeitete von 1920 bis 1924 im Fernsprechamt. 1925 heiratete sie den acht Jahre älteren Schlosser Johann Barth. Das Ehepaar bekam drei Kinder, das jüngste wurde 1931 geboren.

Anne Barth gehörte mit ihrem Mann den in der NS-Zeit verbotenen Zeugen Jehovas an. Wegen ihrer religiös motivierten Verweigerungshaltung als Zeugen Jehovas geriet das Ehepaar ins Visier der Verfolger. 1935 wurde Johann Barth, der als Stellwerksführer bei der Reichsbahn tätig war, wegen der Verweigerung des Dienstes auf Hitler mit 4/5 der Pension entlassen. 1936 erfolgten mehrere Hausdurchsuchungen. Am 26. August 1936 wurde Anne Barth verhört. In dem Verhörprotokoll wurde vermerkt: „Seit dem Jahre 1932 gehöre ich den ‚Ernsten Bibelforschern‘ an. (...) Wenn mir vorgehalten wird, dass in unserer Wohnung noch jetzt immer Anhänger der Bibelforscher verkehren, so kann ich darauf erwidern, dass es stimmt. Er verkehren bei uns die

Brüder (...) und die Schwester (...). Mit diesen unterhalten wir uns über das Wort Gottes. Wenn mir vorgehalten wird, daß ich doch gewusst habe, dass die ‚Ernsten Bibelforscher‘ verboten sind, so kann ich auch darauf erwidern, dass ich von dem Verbot wußte. Wir werden aber von dem Wort Gottes geleitet und darum haben wir die Bibel zur Hand genommen. Wenn ich über die weiteren Brüder und Schwestern, die bei uns verkehren, eine Auskunft geben kann, so muß ich sagen, dass ich es nicht tue. Wir wissen ganz genau, dass die Verfolgung so groß ist. Ich mache auch weiter keine Angaben. Ich will kein Judas sein und wir haben auch eine viel zu große Verantwortung.“ Anne Barth wurde nach der Vernehmung entlassen, weil sie drei unmündige Kinder hatte.

Johann Barth wurde im August 1936 wegen „fortgesetzter Betätigung für die verbotenen ‚Ernsten Bibelforscher‘ (Zeugen Jehovas)“ festgenommen und kam ins Gefängnis Altona in Untersuchungshaft. Am 1. September 1936 kam es wegen oben genannter Beschuldigung vor dem Schleswig-Holsteinischen Sondergericht in Altona zur Anklage. Angeklagt wurde nun auch Anne Barth und vier weitere Zeugen Jehovas, denen vorgeworfen wurde, an den Zusammenkünften in der Wohnung der Eheleute Barth teilgenommen zu haben. Am 24. September 1936 erfolgte der Freispruch für die Angeklagten. Hierzu kam es, weil das Ehepaar Barth in der Verhandlung den Mut aufbrachte, deutlich zu machen, dass ihre Angaben – in ihrer Wohnung hätte es Zusammenkünfte mit den Brüdern (...) und der Schwester (...) gegeben – nicht aus freien Stücken erfolgt waren, sondern unter Androhung massiver Schläge. Da der Kriminalangestellte, der das Ehepaar verhört hatte, nicht beschwören wollte, dass es sich nicht so zugetragen hatte und er weitere Aussagen zu diesem Punkte verweigerte,

kam das Gericht zum Freispruch „mangels ausreichender Beweise“.

Anfang 1937 kam Johann Barth für ½ Jahr in Schutzhaft. Im November 1937 wurde er zu 2 ½ Jahren und Anne Barth zu einem Jahr Gefängnis wegen verbotener Bibelforschertätigkeit verurteilt. Für Anne Barth wurde die Strafe zu einer dreijährigen Bewährung ausgesetzt.

Die Familie stand weiterhin unter Staatskontrolle. Johann Barth wurde eine zeitlang die väterliche Gewalt über die beiden älteren Kinder entzogen und man bedrohte Anne Barth ihr das jüngste Kind zu nehmen, wenn es nicht in den BDM eintrete.

1965 starb Johann bei einem Unfall. 1984 zog Anne Barth zu ihrer Tochter nach Weninggen.

„Die Zeugen Jehovas, wie sich die Angehörigen der Internationalen Bibelforscher-Vereinigung seit 1931 nannten, wurden 1933 als erste Glaubensgemeinschaft verboten. Die Nationalsozialisten sahen in ihnen ‚Wegbereiter des jüdischen Bolschewismus‘, angegriffen wurde ihr Bekenntnis zur Gleichheit der Rassen und ihre ‚Fremdenlenkung‘ aus den USA. Die Zeugen Jehovas gerieten in scharfen Gegensatz zum nationalsozialistischen Staat. Sie verweigerten den Hitlergruß, nach ihrem Verständnis war nur Gott ‚Heil‘ zuzusprechen. Sie traten nationalsozialistischen Vereinigungen nicht bei, gaben ihre Kinder nicht in die Hitlerjugend und übten keinen Kriegsdienst aus wegen des biblischen Gebots, nicht zu töten. Nach dem Verbot der Organisation führten sie ihre Religionsgemeinschaft illegal weiter. Die Geschlossenheit der Gruppe und ihr starker Glaube führten zu einer hohen Beteiligung an Widerstandsaktionen. Dagegen gingen Gestapo und Justiz hart vor. Mit Kriegsbeginn nahm die Verfolgung noch zu. Zwischen 1933 und 1945 wurden über 1300 Zeuginnen Jehovas in den Konzentrationslagern gefangen gehalten und

dort wie die rund 3000 männlichen Gefangenen in einer eigenen Häftlingskategorie gekennzeichnet mit dem ‚lila Winkel‘.“ (Birgit Gewehr: Stolpersteine in Hamburg-Altona. Biographische Spurensuche. Hamburg 2008, S. 25.)

Anne-Frank-Straße

Blankenese und Sülldorf, seit 1986;

vorher: Frenssenstraße. (12.6.1929

Frankfurt a. M.– März 1945 KZ Bergen-Belsen)

Kind einer 1933 emigrierten und 1940 in Amsterdam untergetauchten jüdischen Familie. Schrieb zwischen 1942 und 1944 Tagebuch auf dem Dachboden des Hauses in der Prinzengracht, wo sie sich mit ihrer Familie vor der Gestapo versteckt hielt. Sie beschreibt ihr Leben in dem Hinterhofversteck und ihre Angst vor Entdeckung. Die Familie wurde entdeckt und nach Auschwitz deportiert. Anne Frank und ihre Schwester starben im Konzentrationslager Bergen-Belsen an Typhus. Anne Franks Tagebuchaufzeichnungen wurden nach dem Zweiten Weltkrieg unter dem Titel „Das Tagebuch der Anne Frank“ publiziert und als Theaterstück umgeschrieben. Am 1. Oktober 1956 fand im Hamburger Thalia Theater die Premiere statt. Das Stück wurde über hundertmal aufgeführt.

1986 wurde die nach dem Schriftsteller Gustav Frenssen benannte Frenssenstraße in Anne-Frank-Straße umbenannt. Siehe dazu näheres im Kapitel „Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit“.

Annemarie-Ladewig-Kehre

Bergedorf, seit 1987. Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus.

Motivgruppe: Verdiente Frauen. (5.6.1919 – 21.4.1945 KZ Neuengamme)

Besuch der Kunstschule von Gabriele Schmilinsky, danach Graphikerin bei der Firma Reemtsma. Nach den Nürnberger

Rassengesetzen galt sie als Halbjüdin. Gehörte mit ihrem Bruder und ihrem Vater der Widerstandsgruppe Kampf dem Faschismus (KdF) an, in der Menschen aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten organisiert waren. Das Programm beruhte auf einer liberal-bürgerlichen und antifaschistischen Grundhaltung. Zusammen mit ihrem Vater und ihrem Bruder wurde Annemarie Ladewig am 22.3.1945 von der Gestapo verhaftet und in die Gestapo-Haftanstalt Fuhlsbüttel gebracht. Eine Widerstandsarbeit gegen das NS-Regime konnte Annemarie Ladewig nicht nachgewiesen werden. Dennoch gehörte sie zu den 13 Frauen, die in den Nächten vom 21. bis zum 23.4.1945 im KZ Neuengamme ohne einen Gerichtsbeschluss erdrosselt wurden. (Siehe Margarete-Mrosek-Bogen.) Auch ihr Vater und ihr Bruder wurden zur gleichen Zeit im KZ Neuengamme ermordet.

Annenstraße

St. Pauli, seit 1856. Vermutlich frei gewählter Name in Anschluss an die im Norderteil der Vorstadt St. Pauli schon vorhandenen, mit weiblichen Vornamen belegten Straßennamen

Anny-Tollens-Weg

Rahlstedt, seit 2002. Kommunalpolitikerin, Leiterin und Geschäftsführerin der Kinderstube Rahlstedt. (3. 12. 1911 Hildesheim - 10. 4. 1989 Hamburg)

Die als Anna Tollens in Hildesheim geborene Anny Tollens kam bereits als Kind mit ihren Eltern nach Hamburg.

Bald nach dem Zweiten Weltkrieg begann Anny Tollens, sich kommunalpolitisch zu engagieren. Sie war Mitglied im Ortsausschuss Rahlstedt und in der Wandsbeker Bezirksversammlung. Im Rahmen ihrer aktiven Mitgliedschaft im Bürgerverein Rahlstedt e.V. als Leiterin des Arbeitskreises Soziales gründete Anny Tollens

1964 den bis heute bestehenden Seniorenkreis „Du und ich“. 1969 hob sie zusammen mit der Vereinigung Jugendheim die Kinderstube Rahlstedt aus der Taufe, deren Leitung und Geschäftsführung sie bis zu ihrem Tod übernahm.

Aenny Tollens bekam 1976 das Bundesverdienstkreuz verliehen und 1989 die Wandsbeker Medaille.

Kerstin Klingel

Antonie-Möbis-Weg

Eidelstedt, seit 1991. Clara Hedwig Antonie geb. Schmidt. Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus, Arbeiterin, Kommunistin, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft von 1931–1933.

(5.3.1898 Spremberg/Niederlausitz – 16.8.1976 Hamburg)

Sechstes und jüngstes Kind einer Arbeiterfamilie. Der Vater, ein Lokomotivführer, starb 1910. 1912 starb die Mutter. Antonie Möbis, nun Vollwaise, musste gleich nach Abschluss der Hauptschule ihren Lebensunterhalt selbst verdienen, zuerst von 1912 bis 1917 als Hausmädchen, dann ab Juni 1917 als Industriearbeiterin auf der Deutschen Werft in Kiel. Hier setzte sie sich für gewerkschaftspolitische Ziele ein, trat im Januar 1919 in die Gewerkschaft ein, war von 1920 bis Juni 1923 Mitglied der SPD und seit Juni 1923 Mitglied der KPD. Wegen ihres politischen Engagements wurde sie arbeitslos und kam auf die „schwarze Liste“, was bedeutete, dass sie in Kiel keine Arbeit mehr fand. Deshalb zog sie im Sommer 1925 nach Hamburg. Hier Arbeit in verschiedenen Bereichen, z. B. als Hilfspflegerin in der „Irrenanstalt“ Friedrichsberg und als Reinmachefrau. Dazwischen immer wieder Arbeitslosigkeit. Am 1.8.1931 wurde sie wegen „Zersetzungshochverrats“ inhaftiert. Weil sie im September 1931 in die Hamburgische Bürgerschaft gewählt wurde, wurde sie am 4.11.1931 aus dem Untersuchungsgefängnis entlassen.

Antonie Möbis war bis 1933 Mitglied (KPD) der Hamburgischen Bürgerschaft. Während der NS-Diktatur lebte sie im Widerstand. Sie war vom 16.9.1933 bis 20.3.1934 im Hamburger Untersuchungsgefängnis inhaftiert, dann vom 21.3.1934 bis 12.5.1936 15 Monate in Einzelhaft im Zuchthaus Lauerhof bei Lübeck. Nach der Strafverbüßung kam sie ins KZ Mooringen, aus dem sie am 27.8.1936 entlassen wurde. Im November 1939 wurde sie denunziert. Sie wurde von der Gestapo verhört, eine Inhaftierung konnte abgewendet werden. Fünf Jahre später kam es zur erneuten Inhaftierung. Vom 22.8.1944 bis 24.10.1944 saß sie im KZ Fuhlsbüttel. In ihrem „Antrag auf Ausstellung eines Ausweises für politisch, rassisch und religiös durch den Nazismus Verfolgte“ vom 18.12.1946 beantwortete sie die folgenden Fragen zu ihrer Zeit in den Konzentrationslagern: „Wurden Sie mißhandelt? Ja, getreten und gestoßen. Haben Sie gesundheitliche Schäden erlitten? Ja. Nervenleiden im rechten Arm.“ Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete Antonie Möbis als Stationsfrau im Hamburger Hilfskrankenhaus am Weidenstieg.

Antonistraße

St. Pauli, seit 1800, frei gewählter weiblicher Straßenname

Armgartrstraße

Hohenfelde, seit 1872. Armgart de Komolressche. Älteste bekannte Müllerin der dortigen Kuhmühle. 1481 wird sie in der Mitgliederliste der Hausdiener Bruderschaft genannt

Arnemannweg

Barmbek-Nord, seit 1930. Mathilde Arnemann geb. Stammann. Patriotin, Mäzenin, Wohltäterin, Ehrenbürgerin von Karlsbad. (26.3.1809 Hamburg – 21.8.1896 Hamburg)

Tochter des Zimmermeisters Johann Christoph Stammann und seiner Ehefrau Sophia Margarethe geb. Paetz. Besuch einer Privatschule. Am 19.12.1829 heiratete sie den wohlhabenden Altonaer Kaufmann und schwedischen Generalkonsul Karl Theodor Arnemann, nach dem die Arnemannstraße und die Karl-Theodor-Straße benannt sind. Sie führten ein großes Haus: im Sommer auf ihrem Landsitz in Nienstedten, im Winter in ihrem großen Stadthaus in der Palmaille in Altona. Nach dem Tod ihres Mannes im Jahre 1866 wandte sich Mathilde Arnemann sozialen Aufgaben zu. In den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71 ließ sie Lazarette einrichten, leitete diese, organisierte Pflegedienste und kümmerte sich auch persönlich um Verwundete und Hinterbliebende. In Karlsbad, in das sie viele Jahre zur Kur fuhr, gründete sie die Elisabeth-Rosen-Stiftung, um Kranken mit geringem Einkommen eine Heilbehandlung zukommen zu lassen. (Name der Stiftung gebildet nach der Heiligen Elisabeth und den Rosen, die am Gründungstag verkauft wurden.) Während der Choleraepidemie im Jahre 1892 ging sie zu den Erkrankten und versuchte, deren Not zu lindern. Für ihre wohlthätige Arbeit erhielt Mathilde Arnemann das Preußische Luise-Kreuz verliehen. Beliebt und bekannt war sie auch in Künstlerkreisen. Denn bereits während ihrer Ehe hatte sie gemeinsam mit ihrem Ehemann Kunst gesammelt und gleichzeitig junge Talente gefördert.

Aschenputtelstraße

Billstedt, seit 1952. Märchen

„Ein Mädchen, sanftmütig und gut, verliert seine Mutter. Es sieht sich eines Tages einer schlimmen Stiefmutter gegenüber und außerdem zwei unguten Stiefschwestern.“ (Ulf Diederichs: *Who's who im Märchen*. München 1995.) Aber Ende gut, alles gut: Ein Königssohn verliebt sich in Aschen-

puttel, und beide werden ein glückliches Paar – die falschen Schwestern bestraft.

Ulf Diederichs schreibt: „Die folgenreichste Adaption gelang Walt Disney mit dem Zeichentrickfilm ‚Cinderella‘ (1950). Wie schon mit ‚Snow White‘ 1937 (Schneewittchen) gelang ihm die Kreation eines amerikanischen Idols, einer Leitfigur, die Hoffnungen, Ängste, Möglichkeiten auf sich vereinte. Für die einen ein Aufstiegsmodell, wurde es für andere zum Triumph des Guten, zur Belohnung und Anerkennung braven Verhaltens. (...) Furore machte Colette Dowling mit der Enthüllung des ‚Cinderella-Complex‘ (1981) als einer regelrecht antrainierten weiblichen Angst vor Unabhängigkeit. Das „Aschenputtel-Syndrom“, Kennzeichnung einer bestimmten Verhaltensstörung, ging als Terminus in den psychologischen Wortschatz ein.“

Assorweg

Schnelsen, seit 1993. Benannt nach Albertine Assor „siehe Albertine-Assor-Straße“

Augustasträße

Bergedorf, seit vor 1936. Benannt nach der Frau eines Grundstückseigentümers

Auguste-Baur-Straße

Blankenese, seit vor 1903. Auguste Caecilie. Wohltäterin und Stifterin. (14.6.1821 Hamburg – 20.4.1895 Hamburg)

Eines von 11 Kindern des Konferenzrates Georg Friedrich Baur, der auf dem Schwalkenberg bei Blankenese ein herrliches Grundstück mit Park und Villa besaß (heute Baur's Park). Seiner unverheiratet gebliebenen Tochter ließ Georg Friedrich Baur im westlichen Teil des Parks eine stattliche Villa erbauen. Die sozial eingestellte Auguste Baur vermachte der Blankeneser Kirche eine namhafte Schenkung.

Augustenhöh

Bahrenfeld, seit 1892. Benannt nach der Frau des Grundeigentümers und Hausmachers Richard Sagermann, der 1892 diese Straße als Privatstraße anlegte

Augustenpassage

St. Pauli, seit 1954. Auguste Victoria, deutsche Kaiserin und Königin von Preußen, Gemahlin Kaiser Wilhelm II. (22.10.1858 Dolzig/Kr. Sorau – 11.4.1921 Haus Doorn/Niederlande)

Tochter des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Heirat am 27.2.1881 mit Wilhelm, Prinz von Preußen, dem späteren Kaiser Wilhelm II. Sieben Kinder. Galt als ein wenig bigott. Sie versuchte, die Krisen in der Regierung und in der Familie auszugleichen. „Wirkte (...) der politischen und literarisch freiheitlichen Entwicklung der Jahrhundertwende entgegen.“ (Lexikon der Frau, Zürich 1953/1954.) Sie war mehrmals in Hamburg. So am 18. Juni 1898 zur Enthüllung des Reiterstandbilds Kaiser Wilhelms I. vor dem Altonaer Rathaus und am 5. September 1904 im Rahmen der Herbstmanöver.

Auguste-Schmidt-Weg

Bergedorf, seit 1987. Deutsche Frauenrechtlerin. Mitbegründerin des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (3.8.1833 Breslau – 10.6.1902 Leipzig)

Tochter eines Hauptmanns der Artillerie. Ausbildung als Lehrerin. Im Alter von 28 Jahren Leiterin einer privaten höheren Mädchenschule in Leipzig, danach Leiterin des Erziehungsinstituts von Ottilie von Steyber. Hier wurde sie u. a. auch Lehrerin von Clara Zetkin. Zusammen mit Luise Otto-Peters (Luise-Otto-Peters-Weg) gründete sie 1865 den Leipziger Frauenbildungsverein, aus dem der Allgemeine Deutsche Frauenverein hervorging. 1869

Mitbegründerin des Vereins deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen, 1890 des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins. Bis 1895 zusammen mit Luise Otto-Peters Herausgabe der Vereinszeitschrift des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins „Neue Bahnen“. Danach gab sie die Zeitschrift allein heraus. War von 1894 bis 1899 Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine. Setzte sich besonders für die freie Berufswahl von Frauen aus allen sozialen Schichten ein. Schrieb nebenher noch die Novellen „Tausendschönchen und Veilchen“ (1868) und 1895 die Erzählung „Aus schwerer Zeit“.

Auguste-Victoria-Kai

Steinwerder, seit 1902. Als Kai des Kaiser-Wilhelm-Hafens nach der deutschen Kaiserin Auguste Victoria benannt „siehe Augustenpassage“

Bacherweg

Niendorf, seit 1982. Clara und Dr. Walter Bacher. Politisch und rassistisch verfolgtes Ehepaar. Motivgruppe: Opfer des Nationalsozialismus

Clara Bacher: Lehrerin an der Privatschule Hofweg 88, Mitglied der SPD. (15.10.1898 Hamburg – am 19.7.1942 deportiert nach Theresienstadt)

Dr. Walter Bacher: Studienrat an der Klosterschule. SPD Mitglied. (30.6.1893 – am 19.7.1942 deportiert nach Theresienstadt)

Clara Bacher: Geboren in der Overbeckstraße 4a, Parterre. Tochter des Kaufmanns Gustav Haurwitz und seiner Frau Bertha, geb. Hauer. Die Eltern gehörten der jüdischen Religionsgemeinschaft an, ließen aber ihre fünfjährige Tochter Clara am 29.7.1903 evangelisch taufen. Mit sieben Jahren trat Clara in die erste Klasse der angesehenen „Unterrichtsanstalten des Klosters St. Johannis“ ein, der ersten Höheren Mädchenschule der Stadt Hamburg, und

machte dort 10 Jahre später ihren Lycealabschluss. Noch im selben Jahr (1915) wechselte sie in das der Schule angegliederte Lehrerinnenseminar über. Als sie es 1920 verließ, standen die Zeiten schlecht für die frisch examinierte Lehrerin: in den politischen und wirtschaftlichen Krisen der Nachkriegszeit war es fast aussichtslos, eine Anstellung zu finden. So taucht Clara Haurwitz' Name erst 1922 in der Personaliste einer Schule, des Lyceums von Fräulein Predöhl am Hofweg 88, auf – mit einem inflationsbedingten Gehalt von 2256.55 Reichsmark.

An dieser kleinen neunklassigen Privatschule unterrichtete Clara Haurwitz in den folgenden Jahren verschiedene naturwissenschaftliche Fächer. Eine spätere Schülerin ihres Mannes schildert sie als „lebenslustig und gut aussehend“. Schmal sei sie gewesen, schwarze Haare hätte sie gehabt und blaue Augen. Im Jahre 1929 erscheint sie auf der Gehaltsliste ihrer Schule mit einem neuen Familiennamen: Clara hatte den Studienrat Dr. Walter Bacher geheiratet, der seit einigen Jahren an ihrer alten Schule Latein und Griechisch unterrichtete.

Auch er hatte jüdische Eltern, war evangelisch getauft, war – wie Clara – Mitglied der SPD und teilte ihre politischen Überzeugungen: zusammen mit Claras Bruder Rudolph nahmen die Bachers Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre aktiv an den Veranstaltungen und Ausflügen der sozialdemokratischen Volksheimbewegung und der Sozialistischen Arbeiterjugend teil. Dann endeten mit einem Schlag die guten Jahre. Wenige Wochen vor dem Machtantritt der Nationalsozialisten war Clara Bacher noch in den Vorstand der neugegründeten Vereinigung ehemaliger Kloster-schülerinnen gewählt worden. Ein dreiviertel Jahr später vermeldet das Protokoll, daß „Herr Dr. Bacher (...) beurlaubt“ und „Frau Dr. Bacher aus der Vereinigung ausgetre-

ten“ sei. Die sofort mit Hitlers Ernennung einsetzende Repression gegen politische Gegner und Juden hatte auch das Ehepaar Bacher nicht verschont: er wurde, möglicherweise auf Grund einer Denunziation aus Kollegenkreisen, im Mai 1933 beurlaubt und im Juli aus dem Schuldienst entlassen; sie musste ihren Sitz im Vorstand räumen, während sich die restlichen Mitglieder noch bei derselben Zusammenkunft „rückhaltlos zu der Staatsauffassung (bekennen), wie sie von der Regierung des Reiches und des hamburgischen Staates vertreten wird“. Ein halbes Jahr später – ihr Mann hatte sich vergeblich um eine Anstellung an der jüdischen Knabenschule Talmud Tora beworben – verlor auch Clara Bacher ihre Arbeit; das Lyceum von Fräulein Predöhl schloss wegen finanzieller Schwierigkeiten seine Pforten.

In den folgenden Jahren lebte Clara Bacher mit ihrem Mann, der infolge der Auswanderung anderer jüdischer Lehrer schließlich doch an der Talmud-Tora-Schule angenommen worden war, und ihrer kranken Schwiegermutter in der Gottschedstraße 4, im Stadtteil Winterhude. Zeitweilig unterrichtete sie nebenamtlich Rechnen und Mathematik in der Fortbildungsschule, aber ihre Bemühungen um eine reguläre Anstellung blieben erfolglos.

Auch ihre Auswanderungspläne – wohl zu spät verfolgt – zerschlugen sich. Ihr Bruder, Dr. Rudolph Haurwitz, der ihr und ihrem Mann eng verbunden war, musste sein Anwaltsbüro schließen. Er hielt sich noch einige Zeit mit einem Radiogeschäft über Wasser. Eines Tages nahm er sich mit einem Pistolenschuss das Leben. Auch seine und Claras Mutter schied 1941 durch Freitod aus dem Leben.

Nachdem im Juni 1942 alle jüdischen Schulen in Deutschland geschlossen worden waren, war auch die letzte Frist für das Ehepaar Bacher abgelaufen. Am 19.7.,

einem heißen Sommersonntag, brachte sie der Deportationszug in das Konzentrationslager Theresienstadt. Das letzte schriftliche Zeugnis, das in Hamburg zurückblieb, war das Protokoll des Gerichtsvollziehers über die Versteigerung von vier Silberbestecken aus dem Besitz der „Clara Sara Bacher“ zu einem Erlös von Reichsmark 65.65.

In Theresienstadt überlebte Clara Bacher, in den Listen als „Arbeiterin“ geführt, noch zweieinhalb Jahre, bis sie zusammen mit 1549 weiteren Männern und Frauen den Zug nach Auschwitz besteigen musste. Dort traf der Transport am 9.10.1944 ein, eine Woche vor Claras 46. Geburtstag.

Ihr Mann, der ehemalige Studienrat Dr. Walter Bacher, war einige Tage vor seiner Frau in eine der Gaskammern von Auschwitz-Birkenau geschickt worden.

Falls Clara nicht in dem Güterwaggon gestorben ist, wurde sie auf dieselbe Weise umgebracht. Nur 76 Häftlinge tschechischer Herkunft überlebten diesen Transport.

Barbara Brix, Lehrerin der Klosterschule

Behnkenkammer

Wandsbek, seit 1950, benannt nach der Kammerdame der Gemahlin Herzog Johann Adolphs

Er schenkte der Kammerdame auf diesem Gelände ein Stück Land.

Bei der St. Gertrudkirche

Uhlenhorst, seit 1913. Benannt nach der Lage der Straße, die an drei Seiten der St. Gertrudkirche entlangläuft

Bei St. Annen

Altstadt, seit 1869. Benannt nach der damals abgebrochenen St. Annen-Kapelle

Berta-Kröger-Platz

Wilhelmsburg, seit 1982. Berta Maria Sophie geb. Bischoff. Bürgerschaftsab-

geordnete, Einzelhändlerin, Hausangestellte. (24.9.1891 Harburg – 14.1.1962 Hamburg)

Nach dem Besuch der Volksschule, Hausangestellte. Seit 1912 Mitglied der SPD. Von 1919 bis 1927 Mitglied des Gemeinderats Wilhelmsburg und von 1919 bis 1921 Mitglied des Kreistages Harburg. 1921–1933 Mitglied des Preußischen Landtags, Wahlkreis Hannover-Ost. Hier war sie hauptsächlich im Rechtsausschuss und bei der Beratung sozialpolitischer Fragen tätig. Während der Zeit des Nationalsozialismus hatte sie als Einzelhändlerin ein Brotgeschäft am Vogelhüttendeich, das sie auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg neben ihrer politischen Arbeit weiterführte. Mitglied des Vorstandes des SPD-Bezirks Hamburg Nord-West. Mitglied des Bezirksfrauenausschusses Hamburg. Zweite Vorsitzende der Hamburger Arbeiterwohlfahrt und Kuratoriumsmitglied des Wilhelmsburger Krankenhauses. Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft von Oktober 1946 bis Januar 1962. Ihre politischen Schwerpunkte: Gefängnisfragen und Wiedergutmachung. Seit 1957 Mitglied des Präsidiums der Hamburgischen Bürgerschaft.

Seit 1952 Mitglied des Bürgerausschusses, 14 Jahre Deputierte der Gefängnisbehörde.

Bertha-Keyser-Weg

St. Pauli, seit 1983. Helferin der Armen. (24.6.1868 Maroldsweisach bei Coburg – 21.12.1964 Hamburg)

Wuchs mit ihren vier Geschwistern in einfachen Verhältnissen auf. Nachdem der Vater, ein Schmiedemeister, gestorben war, geriet die Familie in finanzielle Nöte. Bertha kam zu einem Onkel nach Nürnberg und musste in seiner Bäckerei mitarbeiten. 1885 zog die Mutter mit den Geschwistern nach, Bertha arbeitete nun in einer Spielzeugfabrik, um zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen. Später ging sie nach Wien,

1902 nach England, arbeitete dort zunächst als Hausangestellte, dann als Reisebegleiterin. Nach dem Tod der Mutter gab Bertha diese Tätigkeit auf und widmete sich ihrer Berufung, der Tätigkeit in wohltätigen Einrichtungen. Sie arbeitete in einem Diakonissenhaus, schied dort jedoch ein Jahr später wegen unterschiedlicher Auffassung, wie Hilfe zu leisten sei, wieder aus. Bertha Keyser wollte den Kranken nicht nur mit Rat und Tat zur Seite stehen, sondern ihnen auch kleine materielle Wünsche erfüllen. Nach einem Gastspiel als Kammerzofe bei einer französischen Gräfin, zog es sie wieder zu den Armen. Sie ging in die Armenwohnviertel von Paris, lebte dort in einer Kürschnerwerkstatt, half beim Felle spannen und Pelznähen, malte Bilder und verkaufte sie für fünf Francs das Stück. Dann erhielt sie das Angebot, als Aufseherin in einem Frauengefängnis zu arbeiten. Bertha Keyser führte dort einige Neuerungen ein: sang mit den weiblichen Häftlingen, hielt mit ihnen Andacht und betete mit ihnen. Weil sich einige Mädchen dabei nicht gut betrugten, wurden Bertha Keyser diese Tätigkeiten verboten. Sie kündigte, wurde Erzieherin in einem Mädchenheim im Elsaß. Auch dort blieb sie nicht lange. Die Anstaltsleitung monierte Bertha Keyser zu große Nachsichtigkeit gegenüber den Mädchen. Ihr Weg führte sie nun zur Heilsarmee. Doch auch dort schied sie bald wieder aus, weil ihr die Heilsarmee zu reglementiert arbeitete. Sie zog nach Nürnberg, um im dortigen Armenviertel eine eigene Missionsarbeit aufzubauen. 3 1/2 Jahre später (1912) übergab sie diese Arbeit der Landeskirche und zog 1913, dem Ruf des Leiters der Hamburger Strandmission folgend, nach Hamburg. Dort arbeitete sie ehrenamtlich im Missionshaus in der Richardstraße. Auch hier kam es zu Konflikten. Bertha Keyser behandelte alle Insassen gleich, was der üblichen Praxis wider-

sprach. Neid und Missgunst erschwerten ihr die Arbeit. Bertha Keyser baute eine eigene Mission auf. Die ersten Räume befanden sich am Alten Steinweg 25. Hier schuf sie die Mission unter der Straßenjugend, hinzu kamen die Betreuung von Obdachlosen und Prostituierten, Armenspeisungen, Straßengottesdienste und Gefängnis- und Krankenbesuche. Die Finanzierung erfolgte durch Spenden reicher Kaufleute, Firmen oder Privatpersonen, die Bertha Keyser persönlich aufsuchte.

Im letzten Kriegsjahr zog Bertha Keyser in eine größere Wohnung am Neuen Steinweg, in der ca. 60 Menschen übernachteten konnten. Da sich jedoch die Hausbewohner über den lauten Betrieb beschwerten, wurde es Bertha Keyser verboten, Obdachlose zu beherbergen. Sie musste ausziehen und fand in der Jugendherberge in der Böhmenstraße ein neues Zuhause mit 80 Betten. In den Jahren der Wirtschaftskrise richtete Bertha Keyser drei Feldküchen ein, aus denen täglich 600 Portionen Mittagkost an die Armen verteilt wurden. 1925 fand Bertha Keyser eine neue Bleibe in der Winkelstraße, nahe der Musikhalle. Nun hatte die Mission ein Haus für sich allein. 1927 richtete Bertha Keyser ein Frauenobdachlosenheim in der Winkelstraße 7 ein, das den Namen „Fels des Heils“ erhielt. Für obdachlose Männer fand sie in der Nähe des Hauptbahnhofes ein neues Domizil in der Stiftstraße.

Als die Hamburger Behörde aus der Winkelstraße eine Bordellstraße mit Eisentoren machte, die die Straße verschlossen, fand Bertha Keyser in der Rothesoodstraße eine neue Unterkunft. 1929 gründete sie einen Evangelisch-Sozialen Hilfsverein. Die Beiträge der Mitglieder dienten zur Unterstützung der Mission.

Während des Zweiten Weltkrieges konnten trotz der schwierigen Umstände die Armenspeisungen in Kellern und Bunkern weiter-

hin durchgeführt werden. Als 1943 ihr dreistöckiges Heim „Fels des Heils“ in der Rothesoodstraße den Bomben zum Opfer fiel, suchte sie sofort nach einem neuen Haus. 1945 konnte sie ein kleines Zimmer in der Langen Reihe Nr. 93 mieten. Dort wohnte sie mit Schwester Anna Bandow, die ihr den Haushalt führte, und dort wurden auch die zahlreichen Essensgäste beköstigt. Auch waren mehrere Großküchen bereit, für Bertha Keyzers Missionswerk mitzukochen. Unter Hamburgs Firmen und Kaufleuten erwarb sich Bertha Keyser viele Freunde, Gönner und Spender, die sie regelmäßig mit Sach- und Geldspenden unterstützten. Eine große Hamburger Kaffee-firma zahlte die Miete ihrer kleinen Laden-wohnung im Bäckerbreitengang Nr. 7, wo- hin sie gezogen war, nachdem sich die Nachbarschaft aus der Langen Reihe über sie beschwert hatte.

Berthastraße

Barmbek-Süd, seit 1866. Benannt nach der Tochter des Grundeigentümers F.H.D. Wagner

Bertha-Uhl-Kamp

Groß Flottbek, seit 1979. Leiterin der ehemaligen Kuratoriumsschule in Groß Flottbek, heute Gebäude der Volkshochschule West, Waitzstraße 31. (25.12.1867 – 30.3.1955 Hamburg)

Viele Menschen in Flottbek und Othmarschen erinnern sich noch an das Bertha-Lyceum, die frühere höhere Schule für Mädchen, die heute fortgeführt wird als Koedukationsschule Gymnasium Hochrad. Doch kaum jemand weiß etwas über die Frau, die mit dem Namen Bertha-Lyceum geehrt wird. Selbst ehemalige Schülerinnen schütteln den Kopf, wenn sie danach gefragt werden, ob sie etwas über Bertha Uhl wissen. Es ist das Verdienst des Bürgervereins Flottbek-Othmarschen, dass die Stadt eine

neue Straße in Groß Flottbek nach ihr benannte. Seit 1979 gibt es den Bertha-Uhl-Kamp, eine kleine Sackgasse, in einer Siedlung von Stadthäusern, abgehend von der Baron-Voght-Straße in der Nähe der Flottbeker Reithalle.

Um die Jahrhundertwende entstand im aufstrebenden Dorf Groß Flottbek, das sich zu einem Villenvorort entwickelte, der Wunsch nach einer angemessenen Schulbildung für die Kinder der bessergestellten Bevölkerung. Der Pinneberger Landrat Scheiff und der Blankeneser Propst Paulsen beriefen zum 22. Januar 1901 die Groß Flottbeker Gemeindeversammlung ein und baten die Gemeindevertreter um finanzielle Unterstützung für die Einrichtung von sogenannten Vorschulklassen, die die Flottbeker Kinder auf die höheren Schulen der Nachbarorte Altona und Blankenese vorbereiten sollten. Gebildet wurde eine Schule mit einem Kuratorium als Aufsichtsgremium, das nicht der Gemeinde gehörte. Die enge Verbindung wurde aber dadurch deutlich, dass der Gemeindevorsteher Lüdemann gleichzeitig auch zum Kuratoriumsvorsitzenden gewählt wurde. Das Kuratorium bestand aus angesehenen Männern der Gemeinde und hatte u. a. die Aufgabe, die Schulkonzession zu beantragen und die Schulleiterin zu berufen. Die ersten Lehrerinnen kamen von einer gescheiterten Privatschule, offizieller Schulleiter wurde zunächst Propst Paulsen. Die intern eingesetzte Schulleiterin, Fräulein Stehn, konnte aus „äußeren Gründen nicht dauernd für die Schulleitung gewonnen werden“. So übertrug das Kuratorium zu Ostern 1902 die Schulleitung an Fräulein Bertha Uhl, die zuvor 12 Jahre an einer Schule in Eberswalde gearbeitet hatte. Mit 34 Jahren kam sie nach Groß Flottbek. Auf Grund der guten Arbeit der ersten drei Lehrerinnen konnte sie die Schule mit großem Erfolg weiter ausbauen. Aus der dreiklassigen Vorschule wurde durch jährli-

chen Aufbau einer Klasse eine 10klassige Höhere Mädchenschule mit Knabenvorschule, die im Jahre 1909 die Anerkennung als Lyceum erhielt. 1915 übernahm die Gemeinde Groß Flottbek die bisherige Kuratoriumsschule als öffentliches Lyceum und erkannte damit auch die hervorragende Arbeit der Direktorin Bertha Uhl an. Doch eine ernstliche Erkrankung führte dazu, dass Bertha Uhl vom Sommer 1915 bis Ostern 1916 beurlaubt werden musste und anschließend ihr Amt niederlegte. Ihr zu Ehren erhielt die Schule den Namen Bertha-Lyceum. Diesen Namen behielt sie bis zur Eingemeindung in die Stadt Hamburg 1938. Doch was nun offiziell Oberschule für Mädchen in Hamburg-Groß Flottbek hieß, blieb im Bewußtsein der Bevölkerung noch über Jahre das Bertha-Lyceum. Bertha Uhl zog nach Berlin, kehrte aber nach dem Zweiten Weltkrieg nach Groß Flottbek zurück und wohnte in der Höl-derlinstraße. Sie brachte ihrer alten Schule reges Interesse entgegen und hielt Kontakte zu früheren Schülerinnen aufrecht.

Jürgen Timm

Bettinastieg

Osdorf, seit 1953. Elisabeth Catharina Bettina von Arnim. Schriftstellerin.

(4.4.1785 Frankfurt/M. – 20.1.1859 Berlin)

Sie wurde als siebtes Kind des Großkaufmanns Pietro Antonio und der Maximiliane La Roche, Enkelin von Sophie von La Roche und Schwester von Clemens Brentano geboren. Nach dem Tod der Mutter wurde sie mit ihren Schwestern bis zu ihrem 13. Lebensjahr in einem Klosterinternat in Fritzlar erzogen, dann bei ihrer Großmutter La Roche in Offenbach. Sie lebte später bei ihrer Schwester Gunda in Marburg, wo sie auch Karoline von Günderrode kennenlernte. 1840 gab sie ihren Briefwechsel mit der Freundin heraus. Befreundete sich 1806 mit Goethes Mutter. Aus deren Erzählungen über Goethes Kindheit entstanden die

„Briefbücher“. Besuchte Goethe öfter in Weimar. Goethe brach die Beziehung wegen eines Streites zwischen Bettina und Christiane von Goethe ab. 1811 Heirat mit dem Dichter Achim von Arnim. Dieser hatte mit Bettinas Bruder Clemens die Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ herausgegeben. Sieben Kinder wurden geboren. Die Familie lebte auf Achims Gut Wiepersdorf in der Mark und in Berlin. Nachdem ihr Mann 1831 gestorben war, lebte Bettina ausschließlich in Berlin Unter den Linden 21 und veröffentlichte in den nächsten 13 Jahren fünf Bücher. Sie pflegte Cholera-krankte, kümmerte sich um Arme und hielt einen literarischen Salon (Gäste u. a. Humboldt, Fürst Pückler-Muskau, Franz Liszt). Bettina von Arnim wurde zur Sozialkämpferin. Sie veröffentlichte den Band „Dies Buch gehört dem König“, eine empirische Studie über die Armut, die sie dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. widmete. Darin machte sie die Obrigkeit verantwortlich für das Elend der Untertanen.

Am 15. Mai 1844 ließ Bettina von Arnim in allen großen Zeitungen Deutschlands die Veröffentlichung eines „Armenbuches“ ankündigen, in dem sie ihre Forschungsergebnisse über die Lebenslage der Armen beschrieb. Doch Bettina von Arnim wurde bespitzelt, ihre Briefe von der Polizei aufgebrochen. Die dauernden Zusammenstöße mit der Zensur veranlassten sie, einen eigenen Verlag zu gründen: die Arnimsche Verlagsexpedition. 1847 beschuldigte sie der Berliner Magistrat der Steuerhinterziehung, weil sie bei der Gründung ihres Verlages versäumt hatte, die Bürgerrechte zu erwerben. Sie wurde zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Durch Intervention seitens einflussreicher Leute wurde die Strafe nicht vollstreckt. Bettina von Arnim erkannte, dass man sie mundtot machen wollte. In ihrem Günderrode-Buch (1839) schreibt sie über die Fürstendiener: „Je dringender die

Forderungen der Zeit ihnen auf den Hals rücken, je mehr glauben sie sich mit Philistertum verschancen zu müssen und suchen sich Notstützen an alten, wurmstichigen Vorurteilslasten und erschaffen Räte aller Art, geheime und öffentliche, die weder heimlich noch öffentlich anders als verkehrt sind – denn das rechte Wahre ist so unerhört einfach, daß schon deswegen es nie an die Reihe kommt.“

Betty-Levi-Passage

Ottensen, seit Nov. 1996

Betty Levi (1882-11.7.1942 Deportation ins KZ Auschwitz, Todesdatum unbekannt), Altonaer Bürgerin jüdischen Glaubens.

Opfer des Nationalsozialismus

Betty Levi, als Betty Lindberger 1882 in Ostpreußen geboren (und amtlich unter dem „deutschen“ Namen Berta registriert), wuchs in Berlin auf. Der Vater war im Fischgeschäft tätig; es mögen verwandtschaftliche Beziehungen zu den Altonaer Fischhandelsfirmen Lindenberg bestanden haben. Betty war musikalisch begabt und erhielt eine profunde pianistische Ausbildung. Sie liebte die Beschäftigung mit textilen Handarbeiten. Anlässlich einer Hochzeitsfeier begegnete sie dem Altonaer Juristen Dr. Moses Levi, Mitglied der alteingesessenen Familie Cohn/Levi und heiratete ihn 1905. Sie wurde Hausfrau und Mutter von vier Kindern, geboren zwischen 1908 und 1916. Das Ehepaar erwarb das Haus in der Klopstockstraße 23 in Ottensen.

Hervorstechende Charakterzüge Betty Levis waren: höchste Ansprüche an Genauigkeit in künstlerischen und hauswirtschaftlichen Belangen und Unbeugsamkeit in für Jüdinnen und Juden schwieriger Zeit.

1938 verlor Betty Levi ihren Ehemann. Die Tochter Elisabeth und der Sohn Walter hatten 1932 und 1936 das Elternhaus durch Heirat nach Dänemark bzw. Emigration nach England verlassen. 1939 emigrierten die Töchter

Käthe und Herta ebenfalls nach England. Bemühungen, auch für die Mutter eine Einreisegenehmigung zu erhalten, scheiterten. Nach erzwungenem Verkauf ihres Wohnhauses wurde die Witwe Betty Levi in ein jüdisches Altersheim eingewiesen und von dort aus am 11. Juli 1942 ins Vernichtungslager Auschwitz deportiert. Sie starb vermutlich wenig später.

Betty Levi steht für viele jüdische Altonaer und Altonaerinnen, die in selbstverständlicher Gemeinschaft mit den übrigen Einwohnerinnen und Einwohnern ein alltägliches, gänzlich unspektakuläres Leben führten, bis ihre Religionszugehörigkeit zum todeswürdigen Makel wurde. Seit 1999 informiert eine (vom Stadtteilarchiv Ottensen initiierte und gestaltete) Gedenktafel am Straßenschild unter dem Titel „Eine Altonaer Familie“ über Schicksal, Stammbaum und Stadtgeschichte.

Ulla Hinzenberg

Blättnering

Langenbek, seit 1988. Georgine Blättner geb. Goldschmidt. Jüdische Kaufmannswitwe. Opfer des Nationalsozialismus.

(2.11.1871 Weener – am 15.7.1942 deportiert nach Theresienstadt, im KZ umgekommen. Genaues Todesdatum unbekannt)

Georgine Blättner wurde mit ihrer Schwester Arondine im Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert. Sie kamen dort im Dezember 1942 bzw. im Oktober 1943 ums Leben.

Bozenhardweg

Hohenfelde, seit 1958. Nach Albert Bozenhard. Ergänzt 2001 / 2002 um die ebenso bedeutende Ehefrau Karli B. Neuer Erläuterungstext: benannt nach dem Schauspielerehepaar Karli (Karoline) B., geb. Hücker (11.6.1866 Wien – 1.2.1945 Hamburg), als erste Frau Ehrenmitglied des Thalia-Theaters, und Albert B. (1860 – 1939), Ehrenmitglied des Deutschen Schauspielhauses und des Thalia-Theaters.

Die Tochter des Hausinspektors am Wiener Theater in der Josefstadt spielte schon mit 2 1/2 Jahren ihre erste Rolle in einem Kindermärchen. Mit 5 Jahren sang sie Couplets und spielte alle Hauptrollen in den Kindervorstellungen. Später reiste sie als „Wunderkind“ mit eigenen Soloszenen und Vorträgen. Als sie ans Thalia-Theater nach Hamburg kam, spielte sie z. B. die Galottis und Heros, später die Anzengruber-Jungfrauen und schließlich die melierten, grauen und weißköpfigen guten und bösen Mütter. Am Thalia-Theater lernte sie auch ihren Mann, den Schauspieler Albert Bozenhard kennen.

Karli Bozenhard wurde 1929, anlässlich ihres 40. Bühnenjubiläums, als erste Frau am Thalia-Theater zum Ehrenmitglied ernannt.

Brigittenstraße

St. Pauli, seit 1897. Frei gewählter Name

Brunhildstraße

Rissen, seit 1939. Benannt nach der Brunhild im Nibelungenlied um 1200

Brunhild, die männliche Körperkräfte besitzen, will nur dem Mächtigsten gehören. Der starke Siegfried überlistet sie mit Hilfe seiner Tarnkappe und erreicht damit, dass Brunhild den schwächeren Gunther erhört. Durch eine Indiskretion seitens Kriemhilds erfährt Brunhild von dem Betrug und ist in ihrer Ehre so verletzt, dass sie Rache schwört. Sie lässt Siegfried durch Hagen töten.

Bussestraße

Winterhude, seit 1876. Johanna Magdalena(e) Busse. Ehefrau des Geländebesitzers Claes Joachim Rippens. (10.9.1828 – 19.11.1886)

Cäcilienstraße

Winterhude, seit 1914. Cäcilia von Oldessem. Um 1522 erste protestantische Domina des Klosters St. Johannis

Catharina-Fellendorf-Straße

Bergedorf, seit 1995. Gegnerin des Nationalsozialismus. Mitglied der Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen.

(7.11.1884 – 31.3.1944 hingerichtet im Zuchthaus Berlin-Plötzensee)

Plätterin, lebte in Hamburg in der Richterstraße 3. Ihr Sohn Willi, ein Kraftfahrer und Kommunist, war 1933 in die Sowjetunion emigriert.kehrte illegal im Mai 1942 als Fallschirmagent nach Deutschland zurück, landete mit dem Fallschirm bei Allenstein in Ostpreußen und sollte nach Berlin zu einer ihm angegebenen Anlaufstelle. Da diese nicht mehr existierte, ging er ohne Geld und Lebensmittelkarten nach Hamburg zu seiner Mutter. Er wusste nicht, dass die Gestapo nach ihm fahndete. Ein Mitbewohner aus der Richterstraße 3 denunzierte Willi Fellendorf. Ohne ihm einen Prozess zu machen, wurde Willi Fellendorf getötet. Auch Catharina Fellendorf wurde verhaftet und am 31. März 1944 im Gefängnis Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Charitas-Bischoff-Treppe

Blankenese, seit 1928. Geb. Dietrich. Schriftstellerin. (7.3.1848 Siebenlehn/Sachsen – 24.2.1925 Blankenese)

Tochter der Botanikerin und Forschungsreisenden Amalie Dietrich (Amalie-Dietrich-Stieg). Erlebte in ihrer Kindheit viel Strenge. Während ihre Eltern auf Forschungsreisen gingen, blieb Charitas bei Verwandten oder auch Fremden. Sie litt unsäglich unter der Trennung von ihrer Mutter, der die häufigen Trennungen ebenso schwer fielen.kehrten die Eltern nach Hause zurück, musste Charitas beim Präparieren von Pflanzen und Insekten helfen. Als die Mutter einmal sehr lange auf Reisen war, kein Geld schickte und sich auch nicht meldete – sie lag schwer erkrankt in einem holländischen Krankenhaus –, schickte der Vater, der zu Hause geblieben war, seine Tochter

zu fremden Menschen und nahm eine Hauslehrerstelle in einem anderen Ort an. Charitas lebte nun bei einem fremden Ehepaar und musste nach der Schule für dieses arbeiten. Da sie nicht gut behandelt wurde, wechselte sie die Stelle. Als ihre Mutter zurückkehrte, fand diese in ihrem Haus fremde Menschen vor. Sie kannte weder den Aufenthaltsort der Tochter noch den des Ehemannes. Nachdem sie ihre Tochter wieder gefunden hatte, kam Charitas wieder zu fremden Leuten. Die Mutter versuchte, in Hamburg Geld mit ihren Pflanzen zu verdienen. Als sie Erfolg hatte, holte sie ihre Tochter nach. Charitas kam zu dem Stockfabrikanten Meyer, der sich für Amalie Dietrich eingesetzt hatte. Das Ehepaar Meyer übernahm auch die Aufsicht über Charitas, als Amalie Dietrich für zehn Jahre nach Australien ging. Kurze Zeit wohnte Charitas bei den Meyers, wurde dann von ihnen zur Ausbildung nach Eisenach und Wolfenbüttel geschickt. In Wolfenbüttel arbeitete Charitas einige Jahre als Lehrerin, ging dann für zwei Jahre nach London und kehrte im Alter von 23 Jahren nach Deutschland zu den Meyers, die in der Zwischenzeit nach Kiel gezogen waren, zurück. Charitas lernte den Kandidaten der Theologie, Christian Bischoff, kennen. Als ihre Mutter aus Australien zurückkehrte, war Charitas bereits verlobt. Die Mutter war sehr enttäuscht darüber, hatte sie sich doch vorgestellt, dass ihre Tochter ihr nun wieder beim Präparieren der Pflanzen und Insekten helfen würde. Charitas heiratete ihren Pastor am 8.10.1873. Das Paar zog nach Roaggen in Nordschleswig und bekam drei Kinder (1874, 1876, 1886). Charitas Bischoff begann erst als verheiratete Frau zu schreiben, zunächst kleine Erzählungen, die in der Kieler Zeitung veröffentlicht wurden. Durch ihre dort 1886 veröffentlichten Skizzen aus Nordschleswig wurde sie so

bekannt, dass von nun an selbständige Veröffentlichungen möglich waren. Charitas Bischoff arbeitete als Schriftstellerin, Journalistin und Übersetzerin aus dem Dänischen.

In ihren Romanen kommen die „unauslöschlichen Eindrücke aus einer harten Kindheit, das Vorbild ihrer Mutter und spätere Lebenserfahrungen u. a. als Pastorengattin“ zum Ausdruck. (Lexikon der Frau, Zürich 1953/54.) Am bekanntesten wurden ihre Biographie über ihre Mutter „Amalie Dietrich“ und ihre Autobiographie „Bilder aus meinem Leben“ (1914).

1890 zog das Ehepaar Bischoff mit seinen Kindern nach Rendsburg. Dort starb vier Jahre später Charitas' Mann durch einen Unfall. Charitas Bischoff arbeitete weiterhin schriftstellerisch und zog mit ihrem jüngsten Kind nach Hamburg.

Charlotte-Niese-Straße

Osdorf, seit 1929. Heimatdichterin.

(7.6.1851 Burg/Fehmarn –

8.11.1935 Altona)

Unter sechs Söhnen zunächst einzige Tochter eines Pastors und seiner Frau – später wurde noch eine weitere Tochter geboren. Charlotte Niese erhielt eine „Spezialausbildung“, sprich, eine andere als ihre Brüder. Dazu wurde sie zu ihren Großeltern geschickt, wo sie viele Jahre lebte. Charlotte Niese bemerkte schon früh, dass die Brüder weitaus mehr durften als sie. Sie litt darunter, klagte aber nicht öffentlich darüber, sondern schwieg, wie es sich für ein wohl-erzogenes Mädchen gehörte. Die Brüder erhielten Latein- und Griechischunterricht und schlugen eine wissenschaftliche Laufbahn ein. Charlotte Niese besuchte das Lehrerinnenseminar und unterrichtete nach dem Examen in mehreren Familien in Nordschleswig, in der Rheinprovinz und in Ascheberg. Als der Vater 1881 starb, kehrte Charlotte zu ihrer Mutter zurück, gab ihren

Beruf auf und lebte mit ihr bis zu deren Tod im Jahre 1907 zusammen. Nicht mehr als Lehrerin tätig, schaffte sich Charlotte Niese den Freiraum, um ihrem lang gehegten Wunsch zu schreiben nachzugehen. Ihre ersten Prosatexte veröffentlichte sie unter dem männlichen Pseudonym „Lucian Bürger“ in der Kieler Zeitung. Nachdem Charlotte Niese mit ihrer Mutter ein Jahr bei einem Bruder in New York verbracht hatte, zogen die beiden Frauen auf Rat eines Bruders nach Altona, denn dort wohnte ein Teil der Verwandtschaft. Dort lebte Charlotte Niese bis 1900 zusammen mit ihrer Mutter und der jüngeren Schwester im Philosophenweg. Dort begann auch der schriftstellerische Erfolg. Charlotte Niese wurde eine der bekanntesten Holsteinischen Heimatdichterinnen, sogar in Schulbüchern wurden ihre Erzählungen abgedruckt.

Charlotte Niese befasste sich auch mit der Frauenfrage. So war sie eine Zeitlang erste Vorsitzende der Altonaer Ortsgruppe des Verbandes Norddeutscher Frauenvereine. Ziel dieses konservativen Vereins waren bessere Bildungs- und Berufschancen für Frauen. Auch in ihren Romanen setzte sich Charlotte Niese mit der Rolle der Frau auseinander. Sie zeigte immer wieder die gesellschaftspolitischen Grenzen auf, an die Frauen stießen. Jedoch trat sie, die selbst unter diesen Gegebenheiten litt, nicht für eine Überwindung dieser Verhältnisse ein. Charlotte Niese akzeptierte den status quo. Die traditionellen Geschlechtsrollenmuster zu durchbrechen, entsprach nicht ihrem Temperament und Weltbild.

Charlottenstraße

Eimsbüttel, seit 1865. Verschiedene Versionen: Benannt entweder nach der Tochter des Grundstücksunternehmers Fett oder nach Charlotte Fett geb. Hellberg, Schwiegermutter des Sohnes des Geländebesitzers Alexander Bentalon Tornquist

Christinenstraße

Lohbrügge, seit 1865. Christina Johanna Georgine Ohl geb. Petersen. Ehefrau des Geländebesitzers Heinrich Albrecht Ohl. (20.6.1834 Flensburg – 20.2.1894 Hamburg).

Cili-Cohrs-Weg

Finkenwerder, seit 1941

„Weibliche Hauptfigur des gleichnamigen einaktigen ‚irnsthaftig Spill‘ von Gorch Fock, am 24.1.1914 uraufgeführt von dem Laienensemble ‚Gesellschaft für dramatische Kunst‘ unter der Leitung des Hamburger Bibliothekars Dr. Richard Ohnsorg. Die titelgebende Rolle ist eine Hommage des Autors an die von ihm tief bewunderte Aline Bußmann, die schon einige Zeit zum Ohnsorg-Spielkreis gehörte. Thema und Handlungsaufbau des Einakters waren in Absprache mit Ohnsorg entstanden, der den Autor zum schnellen Abschluß der Niederschrift drängte. Fock schrieb nach der Uraufführung euphorisch an die Bußmann: ‚Die Sonnenkraft Ihrer Seele gab mir die Kraft, die ‚Cili Cohrs‘ zu entwerfen.‘

Die Figur der ‚Cili Cohrs‘ ist der von der Heimatkunst inspirierten Vorstellung geschuldet, daß sich in dieser zugleich harten und heldischen Frau besondere Stammesmerkmale verkörpern.

Nach der Uraufführung von Focks ‚Doggerbank‘ (1912) bedeutete die Inszenierung und Aufführung der ‚Cili Cohrs‘ schon kurze Zeit später so etwas wie den ‚Durchbruch‘ des Versuches von Richard Ohnsorg, Niederdeutsches Theater als ein Segment von kultureller Öffentlichkeit in Hamburg zu etablieren. Die Uraufführung wurde nicht nur im engeren Zirkel der ‚Niederdeutschen‘ mit viel Zustimmung rezensiert.“ (Mitteilung von Ulf-Thomas Lesle, Institut für niederdeutsche Sprache.) Im Theaterstück wird der Vorname von Frau Cohrs mit einem „I“ geschrieben.

In Finkenwerder erzählt man sich über Cilli Cohrs, die hier mit zwei „I“ geschrieben wird, eine andere Geschichte. Cilli Cohrs war das älteste Kind von Greta Cohrs geb. Horstmann, die bereits im Alter von 30 Jahren, wenige Tage vor der Geburt ihres fünften Kindes Maria, welches ihr Leben lang kränklich bleiben sollte, Fischerswitwe geworden war. Um sich und ihre fünf kleinen Kinder zu ernähren, nähte Greta Cohrs für andere Leute Festtagskleidung. Ihre Tochter Cilli war das blühende Leben und sehr schön. Gorch Fock verliebte sich in sie. Cilli Cohrs starb jedoch bereits im Alter von achtzehn Jahren an einer Mandelentzündung. Gorch Fock setzte ihr mit seinem Roman „Cilli Cohrs“ ein bleibendes Denkmal.

Del-Banco-Kehre

Bergedorf, seit 1985. Alma del-Banco (Alina Henriette del-Banco). Malerin der Hamburgischen Sezession. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (24.12.1862 Hamburg – 8.3.1943 Blankenese)

Entstammte einer alten portugiesisch-jüdischen Kaufmannsfamilie aus Hamburg. Wuchs in großbürgerlichen Verhältnissen auf, erhielt eine christliche Erziehung und um 1895, als gut Dreißigjährige, eine künstlerische Ausbildung an der Privatkunstschule für Damen von Valesca Röver. Vor dem Ersten Weltkrieg ging sie nach Paris und wurde Schülerin von Fernand Legér, Jacques Simon und André l'Haut. Ab 1919 wohnte sie bei ihrem Bruder, dem Kaufmann Siegmund del-Banco, in verschiedenen Wohnungen in Hamburg. Ihr Atelier hatte sie in der Großen Theaterstraße 34/35. Alma del-Banco wurde Gründungsmitglied der Hamburgischen Sezession (1919). 1929 bekam sie eine schwere Lungenentzündung und geriet zunehmend in wirtschaftliche Bedrängnis. 1933 löste sich die Sezession auf, um ihre jüdischen

Mitglieder nicht ausschließen zu müssen, wie es die Nazis verlangten. Dadurch hatte Alma del-Banco keine Ausstellungsmöglichkeiten mehr. Sie zog sich zurück. 1937 wurden Gemälde und Graphiken von ihr, die in der Kunsthalle hingen, in der Aktion „Entartete Kunst“ beschlagnahmt. Nach dem Tod des Bruders musste Alma del-Banco die Wohnung und das Atelier aufgeben, sie zog 1938 zu ihrem Schwager nach Blankenese. Hier lebte sie bis 1943, zwar unter Hausarrest gestellt, aber geschützt durch die Beziehungen der Familie zu Hermann Göring. Zur Auswanderung fühlte sie sich zu alt. Als sie am 7.3.1943 den Deportationsbescheid nach Theresienstadt erhielt, besorgte sie sich über einen befreundeten Arzt Morphium.

Dethlefstwiete

Lohbrügge, seit 1948. Sophie Auguste Dethlefs. Niederdeutsche Dichterin.

(10.2.1809 Heide – 13.3.1864 Hamburg)

Klaus Groth, der als Mitbegründer der neuniederdeutschen Lyrik gilt, hielt Sophie Dethlefs (im Sterberegister der Katharinenkirche wird sie „Dethleffs“ geschrieben) zwar für die bedeutendste Wegbereiterin dieser Literaturgattung, einen tiefergehenden Einfluss auf sein Schaffen wies er jedoch zurück. Dies war die Zeit, als er noch nicht so bekannt war und Sophie Dethlefs nicht als Konkurrenz fürchtete.

Geboren wurde sie in Heide in so genannten besseren Kreisen, Vater Bankdirektor. Die Mutter starb bei Sophies Geburt. Sophie lebte mit ihren drei Geschwistern in einem schönen Haus mit Garten. 1835, als Sophie 24 Jahre alt war, wurde der Vater, dessen „Kaß in Unordnung weer“, entlassen, das Haus verkauft. Zur selben Zeit erlebte Sophie obendrein noch eine unglückliche Liebe. Der Vater zog zu seinem Sohn, Sophie musste allein zurechtkommen.

Eine höhere Schulbildung hatte sie nie genossen. Sie fand eine Stellung im Haus eines Justizrates – und schrieb Gedichte für Polterabende, Taufen etc. Aber auch ernste Themen griff sie auf: soziale Not und unerfüllte Liebe. Sie schrieb auch patriotische Gedichte angesichts des Krieges 1848 zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark. Mit ihrem Gedicht „De Fahrt na de Isenbahn“ wurde sie schlagartig in ganz Schleswig-Holstein bekannt. Als 1849 der Justizrat starb, ging es Sophie Dethlefs finanziell noch schlechter. Pastor Rehhoff von der Hamburger Michaeliskirche brachte sie 1853 zusammen mit ihrer blinden Schwester im neu eröffneten Schröder-Stift in Hamburg unter – ein Stift für „Hilfsbedürftige aus besseren Schichten“.

Dianaweg

Lokstedt, seit 1952. Göttin der Jagd. 1599 stand hier noch ein Eichenwald, und es wurde darin Jagd betrieben

Dornröscheweg

Schnelsen, seit 1950. Märchen
Königstochter fällt, nachdem sie sich mit der Nadel einer Spindel in den Finger gestochen hat, in einen 100jährigen Tiefschlaf. Auch alles um sie herum versinkt in einen tiefen Schlaf. Um das Schloss wächst mit der Zeit eine Dornenhecke, die für alle Königssöhne, die zur schönen Königstochter wollen, zur Todesfalle wird. Nach genau 100 Jahren kommt der richtige Königsson, er küsst Dornröschen wach. Ricarda Huch (siehe Ricarda-Huch-Ring) machte ein lyrisches Spiel aus dem Dornröschentext. „Der Tiefenpsychologie bot Dornröschen zahlreiche Ansätze. Der lange Schlaf im Schutz der Dornenhecke, die scheinbare Passivität der Heldin wurden als Latenzphase im Entwicklungs- und Reifungsprozeß gesehen, die lustig springende Spindel, der Stich in den Finger als

sexuelles Erwachen gedeutet.“ (Ulf Diederichs: *Who's who im Märchen*. München 1995.)

Dorothea-Bernstein-Weg

Uhlenhorst, seit 2010, nach Dr. Dorothea Henriette Bernstein (geb. 10.8.1893, am 25.10.1941 nach Lodz deportiert, dort gestorben am 5.6.1942), jüdische Lehrerin, promovierte 1922 in Hamburg zur Doktorin der Philosophie, arbeitete am Oberlyzeum in Altona, der Helene-Lange-Schule und ab 1927 an der Mädchen-Oberrealschule am Lerchenfeld, 1933 entlassen. Motivgruppe: Opfer des Nationalsozialismus

Dorothea Bernstein wurde in Tilsit geboren. Seit ungefähr 1919 lebte sie in Hamburg. Als Lehrerin unterrichtete sie von März 1927 bis September 1933 an der Oberrealschule für Mädchen am Lerchenfeld, dem heutigen Gymnasium Lerchenfeld. Aus Anlass des 90-jährigen Bestehens des Gymnasiums setzten sich Schülerinnen und Schüler in einer Arbeitsgemeinschaft, die von Schulleiter Hans-Walter Hoge geleitet wurde, mit der Geschichte ihrer Schule von 1933 bis 1945 auseinander. In diesem Rahmen erforschten sie auch das Schicksal von Dorothea Bernstein. Auf Initiative der Schule wurde ein „Stolperstein“ für sie vor ihrer ehemaligen Wirkungsstätte verlegt.

Anlässlich der Einweihung des „Stolpersteins“ am 14. November 2005 hielt die damalige Schülerin Maris Hubschmid folgende Rede: „Die Geschichte unserer Schule während der schrecklichen Jahre von 1933 bis 1945 ist lange im Dunkeln geblieben. Kaum einem lag daran, in den Nachkriegsjahren und bis in die Sechziger- und Siebzigerjahre hinein das Licht auf die dunklen Flecken deutscher Vergangenheit zu richten. Flecken, die da heißen: Wegschauen, Schweigen, die Gefahr nicht erkennen wol-

len, Verdrängen. Den Schülern unserer Generation hat man in der Schulchronik große Lücken hinterlassen. Die Zeit von 1933 bis 1945 wird darin nur äußerst spärlich behandelt. Einige Anekdoten, einige Daten, viel über Kinderlandverschickung und einiges über die Bombardierung 1943 – mehr nicht. Nichts, was darin hinweist auf die Veränderungen des Schulalltags am Lerchenfeld während dieser Zeit, kein Vermerk über Schicksale einzelner Schülerinnen, nur ungenaue Angaben über das Aus-dem-Dienst-Scheiden einiger Lehrer und Lehrerinnen. Vor zwei Jahren haben einige von uns es sich gemeinsam mit unserem Schulleiter Herrn Hoge zur Aufgabe gemacht, diese Lücken zu füllen. Wir wollten mehr wissen über die Geschichte des Gymnasiums Lerchenfeld, mehr wissen über eine Generation, die einmal im selben Alter und am selben Ort eine so andere Schulzeit erlebt hat, als wir es heute tun. Also haben wir uns auf die Suche begeben. Informationen gesucht, Zeitzeugen gesucht, Antworten gesucht. Der ‚Stolperstein‘, den wir heute einweihen, ist Symbol für ein Ergebnis unserer Suche. Er soll erinnern an Frau Dr. Dorothea Bernstein, die von 1927 bis 1933 Lehrerin unserer Schule war, und die 1942 im Konzentrationslager (...) ermordet wurde, weil sie Jüdin war. Er soll aufmerksam machen darauf, dass unsere Schule Vergangenheit hat, dass wir alle eine Vergangenheit haben. Er soll mit seinen 10 x 10 cm eine erste Lücke füllen.

Dorothea Henriette Bernstein wurde am 10. August 1893 in Tilsit in Ostpreußen geboren. Ihre Eltern Aaron und Sophie Bernstein waren beide jüdischen Glaubens.

1914 legte sie ihre Reifeprüfung in Danzig ab, studierte Deutsch, Französisch und Philosophie in Königsberg, München und Hamburg und legte hier 1922 ihre Prüfung für das höhere Lehramt ab. Im gleichen Jahr promovierte sie zum Doktor der Philosophie.

An die Mädchen-Oberrealschule am Lerchenfeld kam sie zunächst als Vertretung für eine erkrankte Lehrkraft, im März 1927, nachdem sie am Oberlyzeum in Altona und an der Helene-Lange-Schule einen Vorbereitungsdiens absolviert hatte. Zweieinhalb Jahre später wurde sie zur außerplanmäßigen Beamtin ernannt. Fräulein Bernstein unterrichtete Französisch und Deutsch in allen Klassenstufen.

Zeitzeugen beschreiben sie als sozial engagierte Lehrerin, deren Unterricht streng, aber ausgezeichnet war. Sie gehörte zu den jüngsten Kolleginnen und stand den Problemen ihrer Schülerinnen sehr aufgeschlossen gegenüber. Eine ehemalige Schülerin erinnerte sich daran, dass Frau Bernstein jeden Morgen einem Mädchen, dessen alkoholkranker Vater sie stark vernachlässigte, ein Frühstück mitbrachte.

Die Schüler schätzten ihre Art. Es heißt, man erlaubte sich in ihrer Gegenwart Bemerkungen, die man gegenüber anderen Lehrern nicht zu äußern gewagt hätte.

Am 25. September 1933 wurde Frau Dr. Bernstein auf Grund § 3 des Reichsgesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April desselben Jahres ohne jedes Gehalt in den Zwangsruhestand versetzt (...). Am 1. Juni 1939 wurde sie an der letzten jüdischen Schule Hamburgs eingestellt, die aus der Zusammenlegung der Mädchenschule der Deutsch-Israelitischen Gemeinde mit der Talmud-Tora-Oberrealschule für Jungen hervorgegangen war und sich ‚Volks- und Höhere Schule für Juden‘ nennen musste.

Diese Schule wurde von der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland unterhalten (...). Diese war allerdings kaum noch zahlungsfähig und sah sich gezwungen, viele der letzten jüdischen Lehrer zu entlassen. So bekam Dr. Dorothea Bernstein im Juni 1941 das Kündigungsschreiben und schied am 16. Juli 1941 aus dem Schuldienst aus.

Eine Lehrerin namens Dr. Duhne, zu der Frau Bernstein engen Kontakt hatte, berichtet von einem Anruf, in dem Dorothea Bernstein ihren Abtransport für den kommenden Tag ankündigte. Sie soll gesagt haben, sie habe noch einmal eine warme, menschliche Stimme hören wollen.

Am 25. Oktober 1941 wurde Frau Dr. Bernstein mit dem ersten Deportationszug und 1.033 anderen Juden nach Lodz (ehemals Litzmannstadt) in Polen deportiert (...).

Seit dem Jahr 2000 verlegt der Künstler Gunter Demnig so genannte ‚Stolpersteine‘ und erinnert so an die Opfer der NS-Zeit, indem er vor ihrem letzten selbstgewählten Wohnort Gedenktafeln aus Messing ins Trottoir einlässt (...). Der ‚Stolperstein‘, den wir heute für Dorothea Bernstein einweihen, unterscheidet sich etwas von den meisten anderen. Statt der üblichen Zeile ‚Hier wohnte‘ sind auf ihm die Worte ‚Hier lehrte‘ eingraviert.

Wir haben ihn bewusst hier verlegen lassen, um auszudrücken, dass Frau Bernstein als Lehrerin und Mensch an unserer Schule unvergessen ist. Und um deutlich zu machen, dass sie für uns hier hergehörte, an diese Schule, und dass sie damit für immer ein Teil unserer Schule und der Geschichte des Gymnasiums Lerchenfeld bleiben wird. ‚Ein Mensch ist erst vergessen, wenn sein Name vergessen ist‘, sagt Gunter Demnig. Mit diesem Stein vor unserem Schuleingang wollen wir die Erinnerung an diesen Menschen, Frau Dr. Dorothea Bernstein, die einst hier lehrte, lebendig halten (...).“

Ein weiterer „Stolperstein“ für Dorothea Bernstein liegt im Hauerweg 16, vor ihrer letzten Wohnung, die sie selbst wählen konnte. Ihre allerletzte Adresse in Hamburg vor ihrer Deportation war die Klosterallee 11, wo sie zur Untermiete wohnte. Dorothea Bernstein starb am 5. Juni 1942 in Lodz.“

Text: Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums Lerchenfeld

Dorothea-Kasten-Straße

Alsterdorf, seit 1993. Opfer der NS-Euthanasiemaßnahmen. Eine der 629 behinderten Bewohnerinnen und Bewohner der Alsterdorfer Anstalten, die deportiert wurden und von denen nur 79 die Deportation überlebten. (6.3.1907 Hamburg – 2.5.1944 in der Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof“ in Wien)

1943 sollten alle Insassen der Alsterdorfer Anstalten, die zu keiner „produktiven Arbeitsleistung“ fähig waren, ausgesondert werden, um somit die Anstalten für die Unterbringung von Arbeitskräften oder Obdachlosen freizumachen. Die Fenster der Busse, mit denen die Anstaltsinsassen abtransportiert wurden, waren geschwärzt, damit die Menschen nicht aus dem Fenster und die Bevölkerung nicht in die Busse hineinsehen konnten. Die Angehörigen der aus Alsterdorf Abtransportierten wurden nur teilweise informiert. Der Abtransport von 228 Frauen und Männern nach Wien, mit dem auch Dorothea Kasten aus den Alsterdorfer Anstalten „entfernt“ wurde, geschah am 16.8.1943. Als Dorotheas Mutter ihre Tochter in Wien besuchte, fand sie sie in einem sehr desolaten Zustand. Sie wollte unbedingt wieder nach Hause, doch die Anstaltsärzte bedrängten die Mutter, ihre Tochter einschläfern zu lassen. Als sie starb, wog sie nur noch 33 kg – mit einem Körpergewicht von 49 kg war sie in Wien angekommen. 196 von den 228 Frauen und Mädchen, die am 16. 8. 1943 aus den Alsterdorfer Anstalten nach Wien deportiert worden waren, fanden den Tod. Dies ist nicht allein auf die in der damaligen Zeit schlechte ärztliche Versorgung zurückzuführen, sondern auf ein willentliches Sterbenlassen.

Dorotheenstraße

Winterhude, seit 1863. Anna Dorothea geb. Meyer. Mutter des Unternehmers und Grundeigentümers Adolph Sierich

Dorotheenstraßenbrücke

Winterhude, seit 1904. Benannt in Anlehnung an die Dorotheenstraße

Droste-Hülshoff-Straße

Osdorf, seit 1929. Annette (Anna Elisabeth) Freiin Droste zu Hülshoff. Dichterin. (10.1.1797 Schloß Hülshoff bei Münster/Westf. – 24.5.1848 im äußeren Gartenturm des Alten Schlosses Meersburg/Bodensee)

Entstammte einer adligen, katholischen, streng konservativen Familie: Tochter des Gutsbesitzers Clemens August II. von Droste-Hülshoff und der Freiin Therese Luise von Haxthausen. Die Mutter war sehr dominant, und Annette, die nach dem Tod des Vaters im Jahre 1826 mit der Mutter zurückgezogen auf deren Witwensitz Rüschaus bei Münster zusammenlebte, ordnete sich ihr unter. Die Mutter lehnte Annettes literarische Bemühungen ab.

Annette erhielt gemeinsam mit ihren drei Geschwistern einen häuslichen Unterricht. Zwischen 1812 und 1819 erfuhr sie literarische Beratung durch Anton Matthias Sprickmann, ein ehemaliges Mitglied des Göttinger Hainbundes und Professor für Staatsrecht in Münster. 1814 entstand das Fragment „Berta“. 1815 erste schwere Erkrankung. 1819 Arbeit an religiösen Gedichten für die Großmutter. 1838 erschien in Münster/Westfalen ihr erster, aus Rücksicht auf die Familie anonymer, Gedichtband mit dem Titel „Gedichte von Annette Elisabeth von D...H...“. Nur 74 von 500 Exemplaren wurden verkauft. Um der häuslichen Enge zu entfliehen, fuhr Annette häufig zu ihrer Schwester Jenny, die auf der Meersburg am Bodensee lebte. Dort war der Schriftsteller Levin Schücking, den Annette von Droste-Hülshoff in einem literarischen Kreis kennengelernt hatte, inzwischen Bibliothekar geworden.

Sie verliebte sich in den 17 Jahre jüngeren Mann, der ihre Produktivität beflügelte. In die-

ser Zeit schrieb sie über 50 Gedichte. 1842 wurde in den Cottaschen Morgenblättern die Novelle „Die Judenbuche“ veröffentlicht. Im selben Jahr erschienen bei Cotta „Gedichte“. Von dem Vorschuss Honorar, das der Verlag ihr zahlte, kaufte sie sich im November 1843 das „Fürstenhäuschen“ mit Rebgut oberhalb Meersburgs. 1844 gab sie zusammen mit Schücking eine Sammlung lyrischer Gedichte heraus. Schücking verließ sie und heiratete eine andere.

Ebner-Eschenbach-Weg

Bergedorf, seit 1984. Marie Freifrau von, geb. Gräfin Dubsky, Freiin von Trebmyslyce. Österreichische Schriftstellerin. (13.9.1830 Zdislawitz/Mähren – 2.3.1916 Wien)

1898 erhielt sie als erste Frau das österreichische Ehrenabzeichen für Kunst und Wissenschaft. 1900 wurde sie zum Dr. h.c. der Universität Wien ernannt. Geboren als Gräfin Marie Dubsky in Zdislawitz/Mähren wurde sie nach dem frühen Tod der Mutter von Gouvernanten erzogen. Ihre Familie erkannte ihr schriftstellerisches Talent nicht an. 1848 Heirat mit ihrem Vetter Moritz von Ebner-Eschenbach, einem Physiker und späteren Feldmarschall. Lebte von 1848–1856 in Klosterbruck/Mähren. Danach bis zu ihrem Tod im Winter in Wien und im Sommer auf Schloß Zdislawitz.

Ermutigt von Franz Grillparzer, begann sie als Dramatikerin, wandte sich, nachdem sie damit keinen Erfolg hatte, der Prosa zu. 1879/80 erschienen ihre „Aphorismen“, es folgten Sprüche, Parabeln, Märchen, Erzählungen und Novellen. 1879 Ausbildung als Uhrmacherin (Ehrenmitglied der Wiener Uhrmachergenossenschaft), gleichzeitig weiterhin als Schriftstellerin tätig. 1880 veröffentlichte sie in der Deutschen Rundschau die Novelle „Lotti, die Uhrmachern“, womit sie auch außerhalb Österreichs bekannt wurde. 1887 erschien ihr

bekanntester Roman „Das Gemeindekind“, in dem es um soziale Probleme geht.

Edith-Stein-Platz

Bergedorf, seit 1993. Philosophin und Karmeliterin. Ordensname: Theresa Benedicta a Cruce. (12.10.1891 Breslau – vermutlich ermordet am 9.8.1942 im KZ Auschwitz)

Geboren als eines von 11 Kindern einer jüdischen Familie. 1911 Beginn des Studiums der Psychologie und Philosophie an der Universität Breslau. Nach vier Semestern Wechsel nach Göttingen: nun Studium der Phänomenologie bei Professor Husserl. Promotion mit summa cum laude, folgte Husserl an die Freiburger Universität und arbeitete dort als seine Assistentin. 1917 begann sie mit ihrer Habilitation. Da Frauen damals dieser akademische Abschluss verwehrt wurde, nützte auch die Unterstützung durch Husserl nichts. Ihr Antrag auf Habilitation wurde abgelehnt. Zwischen 1917 und 1921 Lebenskrise, da ihr die Universität verschlossen blieb. Sie kehrte nach Breslau zurück. 1921 verbrachte sie einige Monate bei ihrer Freundin Hedwig Conrad-Martius in Bergzabern auf deren Obstplantage, die ein PhänomenologInnenreffpunkt war. In dieser Zeit wandte sie sich, die sich seit ihrem 13. Lebensjahr als Atheistin bezeichnete, dem Christentum zu. 1921 konvertierte sie zum Katholizismus und ging 1923 als Lehrerin an die Mädchenbildungsanstalt der Dominikanerinnen nach Speyer. Dort arbeitete sie acht Jahre lang und hielt Vorträge und Seminare zum Thema „qualifizierte Bildung für Frauen“. Im Jahre 1932 lehrte sie am Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster. 1933, nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten, erhielt sie Berufsverbot. Am 15.4.1934 trat sie in den Kölner Karmeliterorden ein. In dieser Zeit schrieb sie ihr

Hauptwerk „Endliches und unendliches Sein“. 1938 floh sie in das holländische Karmeliterkloster Echt. Nachdem die Niederlande von den Nationalsozialisten besetzt worden waren, wurden am 2. August 1942 alle katholischen Juden der Niederlande verhaftet und nach Auschwitz deportiert – darunter auch Edith Stein.

Elebeken

Winterhude, seit 1906. Margaretha Elebeke. Domina des Nonnenklosters Harvestehude im St. Johanniskloster, einem Damenstift. (Gest. 26.3.1701)

Seit dem 27.2.1671 Äbtissin des Nonnenklosters Harvestehude im St. Johanniskloster. Sie bestand auf der Anrede „Domina“. Galt als erste Dame der Hansestadt und wollte ihre Souveränität über das Klostergelände nicht mit dem Rat der Stadt teilen. Als im Oktober 1699 der Klosterbürger Kronenburg, der von Seiten der Hansestadt über Klosterfragen zu befinden hatte, starb, ernannte die Domina Elebeke, ohne zuvor die beiden Bürgermeister befragt zu haben, den Oberalten Albert Kohlbrand zum Vorsteher. Ihr Tod enthob den Rat von der Aufgabe, gegen die Domina vor Gericht zu ziehen.

Eleonorenweg

Wilhelmsburg, seit 1956. Eleonore Olbreuse. Seit 1665 Gattin des Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg. (1639 d’Olbreuse/Südfrankreich – 1722)

Madame d’Harbourg. Herzog Georg Wilhelm (geb. 1624) lernte seine spätere Frau, die in Holland lebte, in Kassel kennen, als sie dort zu Besuch am hessischen Hof war. Der Herzog verliebte sich in sie und folgte ihr bald nach Holland. Ihren Eltern schlug er eine morganatische Ehe vor, eine Heirat zur linken Hand. Eine andere Heiratsform war nicht möglich. Der Herzog hatte nämlich, nachdem er seine

Verlobung mit Lieselotte von der Pfalz gelöst und seinen Bruder Ernst August gebeten hatte, seine ehemalige Braut zu heiraten, versprochen, künftig im Zölibat zu leben und seinen Bruder bzw. dessen Kinder zu Thronerben zu machen. Eleonores Eltern willigten in eine Heirat ihrer Tochter zur linken Hand ein, und das Paar zog in das Celler Schloss. Da Eleonore von der Familie des Herzogs nicht als ihresgleichen anerkannt wurde, bot ihr der Herzog einen höheren Titel und neuen Besitz an. Eleonore durfte wählen zwischen einer „Frau von Hoya“ oder der „Frau von Harburg“. Sie entschied sich für Harburg. Als dem Paar eine Tochter geboren wurde, war der Herzog sehr bemüht, eine weitere Rangerhöhung seiner Frau zu erreichen. Er erwirkte, dass seine Gevatterschaft der Groten aus Stillhorn ihm ihre Besitzungen auf den Elbinseln abtraten. Als Gegenleistung erhielten sie die Insel Kirchhof (Neuhof) und eine große Geldsumme. 1672 ließ Herzog Georg Wilhelm die drei Inseln Stillhorn, Georgswerder und Reiherstieg/Rotehaus, aus denen das heutige Wilhelmsburg besteht, zu einer Insel zusammendeichen und nannte sie Wilhelmsburg. Kaiser Leopold ernannte Eleonore und ihre Tochter in Wien zu Gräfinnen zu Wilhelmsburg. 1675 fand die offizielle Heirat mit Eleonore statt, damit wurde sie Herzogin von Celle. Nach dieser Heirat fürchtete Herzog Georg Wilhelms Bruder, Ernst August, um seine Erbrechte. Aber auch hier wussten die beiden Brüder, die ja schon einmal einen recht merkwürdigen Handel miteinander eingegangen waren, wieder Rat. Sie verheirateten ihre Kinder Sophie Dorothea und Georg Ludwig miteinander. Damit blieb das Erbe in der Familie. Die Ehe wurde jedoch unglücklich, und Sophie verliebte sich in den Grafen Philipp von Königsmarck. Als das Verhältnis bekannt

wurde, kam Graf Philipp bei einem Streit ums Leben, und Sophie Dorothea wurde nach Schloss Ahlden an der Aller gebracht und dort gefangengehalten. Ihre beiden Kinder durfte sie nie wiedersehen. Nur ihre Mutter konnte zu Besuch kommen. Diese zog 1705, nach dem Tode ihres Mannes, auf das Lüneburger Schloss. Später kehrte sie nach Celle zurück, um näher bei ihrer Tochter zu sein, die 32 Jahre lang, bis zu ihrem Tode im Alter von 60 Jahren, in Gefangenschaft leben musste.

Elfenwiese

Marmstorf, seit 1950. Motivgruppe:

Märchengeister

„Elfen wurden für verstorbene Ahnen gehalten, die in ihren Grabhügeln weiterlebten. Im Elfenland herrschte das Matriarchat. Hier wohnten die weiblichen Lichtgeister, die die Sonne schufen.“ Die Elfen konnten „sowohl wunderschön als auch häßlich sein und damit einerseits die Geburt und das Leben, andererseits den Tod verkörpern. Die Christen lehnten diese alte Theologie, die das weibliche Geschlecht in den Mittelpunkt stellte, ab. Dies belegen christliche Berichte, die die Feste zu Ehren der Elfen als Dämonensabbate beschrieben, bei denen ‚Tänzer und Tänzerinnen mit Pferdefüßen‘ ihre Feenreigen stampfen würden.“ (Barbara G. Walker: Das geheime Wissen der Frauen. Ein Lexikon. Frankfurt a.M. 1993.)

Elfriede-Lohse-Wächtler-Weg

Barmbek-Süd, seit 2008. Nach Elfriede

Lohse-Wächtler (4.12.1899 Dresden-

Löbtau – 31.7.1940 Pirna), Malerin;

Opfer des Nationalsozialismus

Aufgewachsen in einem bürgerlichen Elternhaus, der Vater kaufmännischer Angestellter und Versicherungsagent, versuchten die Eltern die künstlerische Laufbahn ihrer Tochter als Malerin zu verhindern. 1915 begann sie ein Studium an der Königlichen

Kunstgewerbeschule Dresden. Der Vater wollte, dass sie „Mode und weibliche Handarbeiten“ studiere, um Kostüm- und Modellschneiderin zu werden, was einem „züchtigen Weibe“ in seinen Augen entsprach. Doch Elfriede Lohse-Wächtler hatte ihren eigenen Kopf und wechselte 1916 das Fach, studierte nun „Angewandte Graphik“, um freischaffende Künstlerin zu werden. Daraufhin gab es Streit mit dem Vater, und Elfriede Lohse-Wächtler verließ ihr Elternhaus im Alter von 16 Jahren. Sie teilte sich nun ein Zimmer mit ihrer Freundin Londa Freiin von Berg, der späteren Ehefrau des Malers Conrad Felixmüller. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie sich mit Batikarbeiten. Außerdem belegte sie von 1916 bis 1919 Mal- und Zeichenkurse an der Dresdner Kunstakademie. Elfriede Lohse-Wächtler verkehrte in der Dresdner Bohème, war eine Anhängerin des Dadaismus, bildete sich politisch und sozial und besuchte Veranstaltungen des Spartakusbundes. Sie schnitt sich die Zöpfe ab, trug Herrenhüte und Männerhosen, rauchte Pfeife und Zigarren und gab sich den männlichen Namen „Nikolaus“, um dem Makel der damaligen verpönten „Frauenkunst“ entgegenzuwirken. Sie fand Anschluss bei der Dresdner „Szeession Gruppe 1919“ und lernte den Freundeskreis um Otto Dix, Otto Griebel und Conrad Felixmüller kennen. Im Atelier von Conrad Felixmüller mietete sie sich ein und finanzierte ihren Lebensunterhalt mit Batiken, Postkarten- und Illustrationsarbeiten.

1921 heiratete sie den Maler und Opernsänger Kurt Lohse. Sie zogen in die Sächsische Schweiz oberhalb von Wehlen und führten dort ein ungebundenes Leben. Doch Kurt Lohse soll verschwenderisch und rücksichtslos gewesen sein und soll nicht nur sein Geld, sondern auch das seiner Frau ausgegeben haben, so dass Armut und Schulden der Wegbegleiter des Paares wur-

den. Das Paar trennte sich. Kurt Lohse zog 1925 nach Hamburg, wo er eine Stelle als Chorsänger annahm. Dort erkrankte er und Elfriede Lohse-Wächtler folgte ihm, um ihn zu pflegen. Bald hatte Kurt Lohse eine andere Frau. 1926 trennte man sich erneut. Kurt Lohse zog zu seiner Freundin, die 1927 das erste von fünf Kindern mit Kurt Lohse bekam. Für Elfriede Lohse-Wächtler, die aus wirtschaftlichen Gründen mehrfach abgetrieben und darüber hinaus auch noch eine Fehlgeburt erlitten hatte, ein tiefer Schock.

Elfriede Lohse-Wächtler lebte weiterhin in finanziell sehr engen Verhältnissen. Dennoch hatte sie in Hamburg eine ihrer kreativsten Schaffenszeiten. Zwischen 1927 und 1931 entstanden einige ihrer Hauptwerke in Öl, Pastell und Aquarell. Sie malte Portraits, Paarbeziehungen, Bilder aus dem Prostituierten- und Arbeitermilieu.

Auf Grund ihrer materiellen Schwierigkeiten und emotionaler Vereinsamung erlitt Elfriede Lohse-Wächtler 1929 einen Nervenzusammenbruch. Sie kam für sieben Wochen in die psychiatrische Klinik Hamburg-Friedrichsberg. Dort malte sie die „Friedrichsberger Köpfe“, ca. 60 Zeichnungen und Pastelle als Kopf- und Körperstudien von psychisch Kranken.

Diese Bilder wurden in einem Hamburger Kunstsalon gezeigt und erhielten gute Kritiken. Elfriede Lohse-Wächtler wurde bekannt, was sich allerdings finanziell nicht positiv auswirkte. Bis 1931 nahm Elfriede Lohse-Wächtler an zahlreichen Ausstellungen teil, u. a. in der Hamburger Kunsthalle. 1931 wurde sie obdachlos und musste in Bahnhofswartehallen übernachten. So kehrte sie zurück in ihr Elternhaus nach Dresden, wo die Spannungen mit ihren Eltern wieder auftraten. 1932 ließ ihr Vater sie in die Landes-Heil- und Pflgeanstalt Arnsdorf einweisen. Die Diagnose lautete: Schizophrenie.

Anfangs konnte sie in der Anstalt noch schöpferisch tätig sein. Sie hielt z. B. mit dem Farbstift die Frauen in der Krankenstube fest. Doch nachdem sich Kurt Lohse 1935 von ihr wegen ihrer „unheilbaren Geisteskrankheit“ scheiden ließ, sie entmündigt und zwangssterilisiert wurde, zerbrach vollends ihre Schaffenskraft.

1937 wurde Elfriede Lohse-Wächtlers Werk von den Nationalsozialisten als „Entartete Kunst“ diffamiert und zum Teil zerstört. 1940 kam sie in die Landes-Heil- und Pfleganstalt Pirna-Sonnenstein und wurde dort im Rahmen der nationalsozialistischen Euthanasie-Aktion T4 getötet.

1989 erfuhren ihre Werke bei einer Präsentation in Reinbek bei Hamburg eine Rehabilitation. 1994 wurde der Förderkreis Elfriede Lohse-Wächtler gegründet. 1996 kam eine Monographie über sie heraus: „Elfriede Lohse-Wächtler 1899-1940. Leben und Werk von Georg Reinhardt“. Es folgten Ausstellungen u. a. in Dresden, Hamburg-Altona und Aschaffenburg. Elfriede Lohse-Wächtlers Zeichnungen und Aquarelle werden als kunsthistorisch einmalig gelobt. Die Kunsthistorikerin Hildegard Reinhardt schreibt: „Es ist kein anderer Fall bekannt, in dem eine Malerin während der eigenen Hospitalisierung die Verbildlichung psychisch Kranker zu ihrem Thema erhob.“

Der im Allgemeinen Krankenhaus Eilbek wiederhergestellte Rosengarten ist nach Elfriede Lohse-Wächtler benannt.

Elfriedenweg

Fuhlsbüttel, seit 1946. Frei gewählter Name

Elfsaal

Jenfeld, seit vor 1933. Flurname

Elisabeth-Flügge-Straße

Alsterdorf, seit 2002. Schulleiterin, Gegnerin des NS-Regimes. (4.2.1895 Hamburg – 2.2.1983 ebd.)

Als Nachkomme einer Familie mit Freimaurer-Tradition wuchs Elisabeth Flügge in einer Umgebung, geprägt von Toleranz, Vorurteilslosigkeit und sozialem Engagement, auf. Ihr Vater, ein Kaufmann, sorgte dafür, dass seine drei Töchter eine Berufsausbildung machten. Elisabeth entschied sich für das Lehrerinnenexamen, was sie 1916 an der Klosterschule abschloss. 1916 bis 1919 unterrichtete sie an einer privaten Vorschule für Jungen.

Als Jugendliche noch während ihrer Ausbildung hatte sie sich den „Wandervögeln“ angeschlossen und genoss diese Zeit der Naturverbundenheit und der damit verbundenen individuellen Freiheit sehr. Bei diesem Verein lernte sie auch ihren zukünftigen Mann kennen, vor dem sie ihr Vater wegen dessen deutsch-nationaler Einstellung vergebens warnte: Elisabeth Flügge heiratete ihn nach dem Tod des Vaters 1919. 1920 wurde Sohn Herrmann, 1922 Tochter Maria geboren. Die Ehe hielt jedoch nicht lange: 1924 trennte sich Elisabeth Flügge von ihrem Mann, 1926 folgte die Scheidung. Aufgrund ihres Berufs als Lehrerin war es Elisabeth Flügge auch als alleinerziehende Mutter zeit ihres Lebens möglich, ein finanziell unabhängiges und selbstbestimmtes Leben zu führen.

Ab 1926 unterrichtete sie an einer privaten Realschule für Mädchen in Harvestehude, die ihren Unterricht nach liberalen reformpädagogischen Gesichtspunkten gestaltete. Alle Konfessionen waren zugelassen und nach der Schließung einer benachbarten jüdischen Schule 1932 wuchsen die von dort kommenden jüdischen Mädchen ganz selbstverständlich mit den nicht-jüdischen auf. Elisabeth Flügge machte die im Laufe der 30er Jahre beginnende Ausgrenzung der jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger nicht mit: sie pflegte Freundschaften zu den Eltern der jüdischen Kinder und nahm ihre

jüdischen Schülerinnen, als ihnen Reisen verboten war, mit in die Ferien in ein von ihr gemietetes Haus in der Lüneburger Heide. Elisabeth Flügge setzte sich sehr für ihre jüdischen Freunde ein, so dass ihre Familie in ständiger Angst vor ihrer Verhaftung lebte. Von dieser blieb sie jedoch verschont.

Mit wachsender Besorgnis hatte Elisabeth Flügge die Veränderung der Gesellschaft nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Januar 1933 beobachtet. Sie wollte die politischen Zusammenhänge verstehen und begann im Februar 1933 Zeitungsartikel vorwiegend der Frankfurter Zeitung und des Hamburger Fremdenblattes auszuschneiden und diese, um eigene Notizen ergänzt, in schwarzen Kladden zu sammeln. So entstand bis 1935 eine eindrucksvolle Darstellung der öffentlich dokumentierten Facetten der beginnenden Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten, die die kritische Elisabeth Flügge bereits damals klarsichtig erkannte.

Von seiner Mutter nach demokratischen Gesichtspunkten zum überzeugten Gegner des nationalsozialistischen Regimes erzogen, lehnte Sohn Herrmann Ende 1944 während eines Lehrgangs eine Beförderung zum Leutnant ab. Seiner zwangsläufig drohenden Hinrichtung entging er durch die Äußerung seines unwissenden Vaters, sein Sohn habe eine psychische Störung. Die darauf folgende Abkommandierung in den Kurlandkessel in Russland überlebte Hermann nur um wenige Wochen: er fiel im Januar 1945. Für Elisabeth Flügge war dies die „schmerzlichste Konsequenz der Erziehung ihrer Kinder“.

Nach 1945 war Elisabeth Flügge bis zu ihrer Pensionierung 1958 Schulleiterin an zwei Hamburger Volksschulen.

1976 verlieh ihr der israelische Staat die höchste Auszeichnung für Nichtjüdinnen und -juden, die Medaille „Gerechte unter den Völkern“, 1981 bekam sie das Bundesverdienstkreuz.

Kerstin Klingel

Elisabeth-Lange-Weg

Langenbek, seit 1988. Gegnerin des Nationalsozialismus. (7.7.1900 in Eichholz/Lippe – 28.1.1944 im Gefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel)

Die Katholikin und Hausfrau Elisabeth Lange lebte in Hamburg-Harburg in der Hoppestedtstraße 76 und war eine Freundin von Dr. Katharina Leipelt, einer Chemikerin und Jüdin, die mit ihrer Familie schon vor dem Zweiten Weltkrieg einen Widerstandskreis aufgebaut hatte. Ob Elisabeth Lange durch ihre Freundschaft zu Katharina Leipelt zu diesem Kreis gestoßen war oder ob sie eine Widerstandsgruppe suchte und in Folge dessen dann die Freundin Katharina Leipelts wurde, ist nicht bekannt.

An Elisabeth Lange erinnert eine Gedenktafel, die an der ehemaligen Buchhandlung Anneliese Tuchel am Jungfernstieg 50 angebracht wurde. „In der Buchhandlung dieses Hauses trafen sich während des zweiten Weltkrieges Gegner des NS-Regimes bei dem Junior-Chef und Studenten Reinhold Meyer. Als Widerstandskreis verbreiteten sie u. a. die Flugblätter der „Weißen Rose“ aus München. Ende 1943 verhaftete die Gestapo etwa 30 Angehörige der Gruppe. Durch unmenschliche Haftbedingungen oder Hinrichtung fanden den Tod: Frederik Geussenhainer, Elisabeth Lange, Dr. Kurt Ledien, Hans Leipelt, Dr. Katharina Leipelt, Reinhold Meyer, Margarethe Mrosek und Margaretha Rothe.“ (Siehe Margarethe-Mrosek-Bogen und Margaretha-Rothe-Weg.)

Elisabeth Lange, die vermutlich am 17. Dezember 1943 verhaftet worden war, wurde wegen „Vorbereitung zum Hochverrat, Wehrkraftzersetzung, Feindbegünstigung und Abhörens und Verbreitens von Nachrichten ausländischer Sender“ angeklagt. Elisabeth Lange soll sich angeblich am 28.1.1944 in ihrer Zelle das Leben genommen haben. Dr. Katharina Leipelt, die

fürchtete, als Jüdin nach Auschwitz deportiert zu werden, erhängte sich in der Nacht vom 8. zum 9.1.1944 im KZ Fuhlsbüttel.

Elisabeth-Seifahrt-Weg

Ohlsdorf, seit 2007. Nach Elisabeth S. (2.9.1860 Homberghausen bei Homberg – 17.1.1933 Hamburg), Volksschullehrerin, von 1919 bis 1927 für die DDP-Fraktion Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, stellvertretende Bundesvorsitzende des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins
Elisabeth Seifahrt wurde auf Gut Homberghausen bei Homberg geboren. Ihr Vater war Landwirt. Als sie fünf Jahre alt war, kam sie mit ihren Eltern und ihrer jüngeren Schwester Bertha (geb. 1863) nach Hamburg und besuchte eine Privatschule, dann von 1877 bis 1879 die Präparandinnen-Anstalt und 1879/80 das staatliche Lehrerinnenseminar in Hamburg. Im Alter von 20 Jahren begann sie ihre Tätigkeit als Volksschullehrerin. Fünf Jahre später wurde Elisabeth Seifahrt von der Oberschulbehörde als Volksschullehrerin fest angestellt und arbeitete in dieser Position bis zu ihrer Pensionierung im Jahre 1924.

Elisabeth Seifahrt heiratete nicht, eine Heirat hätte auch die Entlassung aus dem Staatsdienst bedeutet. Sie lebte mit ihrer Schwester, auch eine Lehrerin, die sich ebenfalls 1924 hatte pensionieren lassen, in der Schröderstiftstraße 20 im Stadtteil Rotherbaum.

Neben ihrer Tätigkeit als Lehrerin war Elisabeth Seifahrt ständepolitisch tätig. So war sie 1894 eine der Gründerinnen des Vereins Hamburger Volksschullehrerinnen, dessen Vorsitzende sie bis 1924 war. Gleichzeitig war sie von 1921 bis 1927 stellvertretende Bundesvorsitzende des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins (ADLV) und von 1921 bis 1926 Erste Vorsitzende im Landesverband Hamburger Lehrerinnenvereine. Sie arbeitete in der staatlichen Kommission

für Leibesübungen mit, war Mitglied fast aller Schulausschüsse, engagierte sich für die Gestaltung des modernen Hamburger Schulwesens und half bei der Verstaatlichung einer Reihe höherer Mädchenschulen (Bergedorf, Cuxhaven, Emilie-Wüstenfeld-Schule) mit.

Auf sozialem und frauenpolitischem Gebiet engagierte sie sich im Vorstand der Sozialen Hilfsgruppen, eines 1900 gegründeten Zweigvereins der Hamburger Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF), dem sie von 1906 bis 1919 angehörte.

Darüber hinaus arbeitete sie auch parteipolitisch. Von 1919 bis 1927 war sie für die DDP-Fraktion Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft und damit die erste Frau, die diese Partei in die Bürgerschaft geschickt hatte. Elisabeth Seifahrt kam auf den aussichtsreichen Listenplatz 18, denn 33 Mitglieder der DDP wurden in die Bürgerschaft gewählt. In der Bürgerschaft beschäftigte sich Elisabeth Seifahrt hauptsächlich mit Erziehungs- und Bildungsfragen. 1927 ließ sie sich nicht wieder für die Bürgerschaftswahl aufstellen.

Elisabeth-Thomann-Weg

Bergedorf, seit 1949. Geb. Harmsen. Heimatdichterin. (10.3.1856 Bergedorf – 27.11.1919 Bergedorf)

Geboren als Tochter aus zweiter Ehe des Sattlers, Tapezierers und Kunstmalers Johannes Nikolaus Harmsen. Da ihre Mutter krank war, wuchs Elisabeth Thomann bei ihrem Onkel, dem Ratsherrn Julius Behrens, und seiner Frau auf. Sie besuchte mit der Schriftstellerin Ida Boy-Ed (Ida-Boy-Ed-Straße) die höhere Töchterschule von Dr. Mager in Bergedorf. Im Alter von 25 Jahren heiratete sie ihren Jugendfreund, den Lohgerber Paul Thomann. Durch die Technisierung in diesem Gewerbe wurde Paul Thomann arbeitslos. Um die materielle Existenz des Ehepaa-

res zu sichern, übergab Elisabeth Thomanns Onkel den beiden sein Lebensmittelgeschäft in der Großen Straße 26. 1899 verpachtete Paul Thomann das Geschäft und wurde Kassierer bei der „Bergedorfer Sparkasse von 1850“. Elisabeth Thomann begann zu schreiben. Zum 50jährigen Stiftungsfest des Bergedorfer Bürgervereins verfasste sie das Festspiel „Dat ole Bardörp“. Sie schrieb Prologe und Heimatgedichte in plattdeutscher Sprache. Auch kümmerte sie sich intensiv um die Gründung eines Bergedorfer Heimatmuseums. So stellte sie Einnahmen aus den Aufführungen ihres Stückes „Ein Bergedorfer Zunftmeister“ dem Aufbau des Museums zur Verfügung. Das Projekt scheiterte an der Inflation. Neben ihrer schriftstellerischen Arbeit engagierte sich Elisabeth Thomann – wie viele bürgerliche Frauen – auch auf sozialem Gebiet. Sie war ehrenamtliche Armenpflegerin, beriet in Fragen der Jugendfürsorge und bei Eheschwierigkeiten – und war bitter enttäuscht, wenn ihre Ratschläge auf unfruchtbaren Boden fielen. Bis zu ihrem Lebensende war sie 1. Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins und betreute im Ersten Weltkrieg Kriegerfrauen und -waisen.

Elisabeth-von-Thadden-Kehre

Bergedorf, seit 1887. Gegnerin des Nationalsozialismus. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (29.7.1890 Mohrunen /Ostpreeußen – 8.9.1944)

Tochter eines Landrates. 1905 zog die Familie auf das Gut Trieglaff in Pommern. Als die Mutter starb, war Elisabeth 20 Jahre alt. Sie führte nun den Gutshaushalt und erzog die jüngeren Geschwister. Nachdem der Vater 1920 eine zweite Ehe eingegangen war, ergriff Elisabeth von Thadden den Erzieherinnenberuf und machte bei Anna von Gierke (Anna-von-Gierke-Ring) das Jugendleiterinnenexamen. Danach arbeitete sie im Jugendlager Heuberg auf der

Schwäbischen Alb und in der Schlossschule Salem. 1927 gründete sie auf Schloss Wieblingen bei Heidelberg ein evangelisches Landerziehungsheim. 1941 nahmen ihr die nationalsozialistischen Machthaber die Heimleitung. Elisabeth von Thadden arbeitete nun beim Roten Kreuz und musste dort erleben, dass auf Hitlers Befehl Briefe von deutschen, in Russland sich befindenden Kriegsgefangenen vernichtet wurden. Hitler war der Auffassung, dass solche Briefe die Moral der Soldaten an der Front zersetzen würden. 1943 arbeitete Elisabeth von Thadden in verschiedenen Soldatenheimen in Frankreich.

Elisabeth von Thadden gehörte den christlich-konservativen Kreisen Berlins an. Als sie am 10.9.1943 Mitglieder dieser Kreise zu einer Teegesellschaft lud, war auch ein junger Mann dabei, den ihr eine Freundin aus der Schweiz ans Herz gelegt hatte, weil er schlechte Erfahrungen mit dem NS-Regime gemacht hatte. Es stellte sich jedoch heraus, dass er ein Spitzel war, der die bei der Teegesellschaft geführten Gespräche an die Gestapo weitergeleitet hatte. Daraufhin wurden alle Gäste in der Folgezeit verhaftet. Elisabeth von Thadden wurde am 1.7.1944 vom Volksgerichtshof wegen „Wehrkraftzersetzung und Hochverrats“ zum Tode verurteilt.

1986 wurden die Namen: Lilo Gloeden, Marie Terwiel, Gertrud Seele und Elisabeth von Thadden zusammen für die Benennung von Straßennamen vorgeschlagen. Das Staatsarchiv Hamburg nahm dazu Stellung: „Die vier für Straßenbenennungen vorgeschlagenen Frauen (...) waren während des Dritten Reiches oppositionellen Kreisen in Berlin zuzurechnen, unterstützten zum Teil Verfolgte und wurden vom Volksgerichtshof bzw. Reichsgericht zum Tode verurteilt und hingerichtet. Dem Bezirksamt Bergedorf wurde im Rahmen einer Vorabstimmung mitgeteilt, dass bisher Personen,

nach denen Straßen benannt wurden, entweder eine Beziehung zu Hamburg oder überörtliche Bedeutung hatten. Letzteres mag bei den hier vorliegenden Namen auch eine Frage der politischen Wertung sein, die die Bezirksversammlung mit ihren Vorschlägen getroffen hat.“

Elise-Averdieck-Straße

Borgfelde, seit 1896. Leiterin des Diakonissenhauses „Bethesda“, Kinder-schriftstellerin. (26.2.1808 Hamburg – 4.11.1907 Hamburg)

Zweitältestes von zwölf Kindern einer Hamburger Kaufmannsfamilie. Half ihrer Mutter im Haushalt und bei der Erziehung der jüngeren Geschwister. Als das Geld in der Familie knapp wurde, ging Elise als Gesellschafterin zu Madame Schmilinsky nach St. Georg. Erlebte am 3. November 1835, als bereits 27jährige, ihre „Bekehrung“. Der Glaube wurde das Fundament ihres Lebens. Gott führte und liebte sie. Nach ihrer Tätigkeit als Gesellschafterin pflegte sie fünf Jahre lang kranke Kinder in der Privatklinik des Arztes Dr. Günther am Borgesch, wo man versuchte, verwachsene Mädchen ohne Streckbetten oder sonstige Hängevorrichtungen zum Gebrauch ihrer Glieder zu bewegen. Als Dr. Günther als Professor nach Kiel berufen wurde, eröffnete Elise Averdieck in St. Georg eine Vorschule für Knaben, entwickelte eine eigene Lesefibel und verfasste selbst Kinderbücher, weil ihr die angebotenen nicht kindgerecht erschienen. Elise Averdieck wollte Stoffe, die die Lebenswelt des Kindes ansprachen. So schrieb sie Kinderbücher, die im Hamburger Milieu spielten und die Alltagswelt des Kindes darstellten. Ihre Bücher hießen z. B. „Karl und Marie“ oder „Roland und Elisabeth“. 13 Jahre leitete sie die Vorschule. 1843 wurde Elise Averdieck Lehrerin der Mädchenklasse in Pastor Rautenbergs Sonntagsschule in St.

Georg, in der unbeschulte Kinder aus der Armutsschicht lesen lernten und Biblische Geschichte hörten. Bei Pastor Rautenberg arbeitete als Lehrer auch der Theologe Johann Hinrich Wichern. 1852 errichtete Elise Averdieck mit den Mitarbeitern der Sonntagsschule eine „Kinderkirche“ in der Stiftsstraße. Aber damit nicht genug. Elise Averdieck wollte auch ein christliches Krankenhaus gründen. Der Zufall wollte es, dass ein Bekannter seine notwendige Krankenhausbehandlung nicht bezahlen konnte. Elise Averdieck nahm ihn bei sich zu Hause auf und pflegte ihn zusammen mit ihrer Freundin Dora Anderssohn. Ein Arzt untersuchte den Kranken unentgeltlich. Bald kamen weitere Kranke aus der Armutsschicht, und Elise Averdiecks Zimmer, das sie als Krankenzimmer zur Verfügung gestellt hatte, wurde zu eng. Und wieder eine Fügung: Zur gleichen Zeit zog ein Großteil ihrer Schüler aus Hamburg weg oder wurde aus der Schule entlassen, so dass Elise Averdieck kaum noch Kinder zu unterrichten hatte. Außerdem wurde das Haus frei, in dem sie ehemals die kranken Kinder von Dr. Günther gepflegt hatte. Damit war der weitere Lebensweg Elise Averdiecks vorbestimmt. Sie widmete sich von nun an ausschließlich der Krankenpflege. Am 30.10.1856 erfolgte der Umzug in die neuen Räume des ehemaligen Kinderkrankenhauses von Dr. Günther. Das Haus wurde „Bethesda“ genannt. Es finanzierte sich über Spenden. Außerdem schenkte ein reicher Kaufmann das Kapital zum Ankauf eines Grundstückes bei der Stiftskirche. Elise Averdieck wurde als Vorsteherin für das zu erbauende Krankenhaus gewählt, sie wurde Diakonissenmutter und bildete Schwestern aus, welche ihr Werk im Namen des Herrn zu tätigen hatten. 1860 fand die Einsegnung der ersten Hamburger Diakonissin statt. Zur Krankenpflege kam die Gemeindepflege hinzu. Im

Jahre 1881 legte Elise Averdieck die Leitung der Anstalt aus Altersgründen nieder.

Elise-Lensing-Weg

Barmbek-Nord, seit 1948. Maria Dorothea Elisabeth. Geliebte Friedrich Hebbels.

(14.10.1804 Lenzen an der Elbe –

18.11.1854 Hamburg)

Ende März 1835 lernte die damals 31jährige den 22jährigen Friedrich Hebbel kennen. Hebbel war von der in Hamburg lebenden Schriftstellerin Amalie Schoppe (Amalie-Schoppe-Weg) aus der Enge seiner Heimatstadt Wesselburen in Norddithmarschen nach Hamburg geholt und vor dem Steintor bei Elise Lensing, ihrer Mutter und Elises Stiefvater Ziese untergebracht worden. Elise war die Tochter des Chirurgen Johann Friedrich Arnold Lensing und seiner Ehefrau Karoline Maria. Elise verlebte unglückliche Kindertage: der Vater cholertisch und prügelnd. Als er für unheilbar erklärt worden war, heiratete die Mutter einen Schiffer. Aber auch er behandelte Elise schlecht. Elise erhielt eine pädagogische Ausbildung in Magdeburg. Mit 19 Jahren kehrte sie nach Hamburg zurück, lebte wieder bei ihren Eltern und verdiente ihren Lebensunterhalt mit Privatstunden, Nähkursen und als Gesellschafterin.

Eine kleine Erbschaft gab ihr eine gewisse finanzielle Freiheit. Als Hebbel auftauchte, entwickelte sich schnell ein Liebesverhältnis zwischen den beiden. Nach sechs Wochen zog Hebbel in ein Nachbarhaus, vermutlich um den Klatsch zur Ruhe zu bringen. Beide liebten jedoch nicht gleich intensiv. Elise liebte Hebbel stets mehr. Hebbel blieb ein Jahr in Hamburg. Im März 1836 zog er nach Heidelberg, um dort Jura zu studieren. Als er feststellte, dass er dazu keine Berufung hatte, ging er im September desselben Jahres nach München, weil er sich dort mehr Möglichkeiten für seine

schriftstellerische Tätigkeit erhoffte. Elise unterstützte ihn aus ihren geringen finanziellen Mitteln. Nur wenn Hebbel sich einsam und unglücklich fühlte, liebte er Elise, sobald er aber wieder festen Boden unter den Füßen hatte, verblasste seine Zuneigung. Daran änderten auch die Geburt (1840) und der Tod (1843) des gemeinsamen Sohnes sowie eine erneute Schwangerschaft nichts. Als Elise ihre alles erduldennde Haltung aufgab, Vorschläge machte, wie eine Heirat auch bei der finanziellen Misere möglich sei, und ihr wahres Verhältnis zu Hebbel nicht länger verleugnete, indem sie sich dem dänischen König als Hebbels Verlobte vorstellte, antwortete er: „Warum mußtest Du? Hundert Mal in ähnlichen Fällen warst Du nur meine Cousine.“ Hebbel reiste nach Wien. Hier wurde ihm zum ersten Mal Anerkennung zuteil. Er verliebte sich 1846 in die Burgschauspielerin Christine Enghaus und heiratete sie. Elises zweiter Sohn starb 1847. Christine Enghaus' Reaktion, die auch gerade ein Kind verloren hatte: „Laß sie – die Mutter – zu uns kommen.“ Elise lebte 1 1/2 Jahre bei Hebbel und Christine Enghaus in Wien. Hebbel kümmerte sich kaum um Elise. Sie dagegen übertrug ihre ganze Liebe auf das Ehepaar und das 1847 dem Ehepaar geborene Kind Tinchen. Als Elise nach Hamburg zurückkehrte, gab Christine ihr ihren unehelichen Sohn zur Erziehung mit.

Elise Lensing starb nach einem qualvollen Lungenleiden. Sie erhielt ein Armengrab auf dem Friedhof in St. Georg. Als der Friedhof eingeebnet wurde, kaufte ihr Christine Hebbel eine Grabstätte auf dem Friedhof Ohlsdorf.

Elisenstraße

Hohenfelde, seit 1866. Vermutlich Anna Catharina Elisabeth geb. Diebenau.

(1808 – 1836)

Ellmenreichstraße

St. Georg, seit 1948. Franziska

Ellmenreich. Schauspielerin.

(28.1.1847 Schwerin – 20.10.1931

Herrsching am Ammersee)

Stammte aus einer der großen deutschen Schauspielerfamilien des 19. Jahrhunderts: die Mutter, Friederike Ellmenreich, eine berühmte Hamburger Schauspielerin, der Vater, Johann Baptiste, Schauspieler und Bassist. Bereits mit 15 Jahren stand Franziska auf der Bühne, debütierte 1862 in Meiningen unter der Regie ihres Vaters, kam 1867 nach Hannover und trat erstmals am 31.3.1876 in Hamburg am Altonaer Stadttheater auf. Franziska Ellmenreichs Wirkungskreis in Hamburg waren das Stadttheater und das Deutsche Schauspielhaus. Ab 1881 spielte sie zeitweilig mit einer eigenen Truppe in Amerika und England und kam 1887 nach Hamburg zurück, gastierte in den 90er Jahren viel in Berlin und Wien. Franziska Ellmenreich beteiligte sich an der Gründung des Schauspielhauses, sie gehörte zu den vier Künstler-Sozietairen, denen als Aktionäre auch ein künstlerisches Mitspracherecht eingeräumt war. 1913 verabschiedete sich Franziska Ellmenreich von der Bühne. Sie war Hamburgs beliebteste Schauspielerin – spielte alles von der sentimentalen Liebhaberin und jugendlichen Heldin bis zu reifen Frauengestalten der Klassiker. Als sie 1913 die Bühne am Schauspielhaus verließ, wurde sie als erstes Mitglied des Ensembles mit der Ernennung zum Ehrenmitglied ausgezeichnet.

Der große Theatermann Paul Möhring berichtet auch von gewissen Allüren der Franziska Ellmenreich. So soll sie sich, als sie durch Heirat eine Baronin Fuchs-Nordhoff geworden war, geweigert haben, als Ekdals Frau Gina in Ibsens „Wildente“ mit einer Schürze auf der Bühne zu erscheinen. Darsteller kleinerer Rollen mussten, wenn sie aus ihrer Garderobe kam, zur Seite

springen und der Dame Platz machen. Nach ihrem Abgang von der Bühne im Jahre 1913 zog sich Franziska Ellmenreich auf ihren Besitz in Herrsching am Ammersee zurück, spielte jedoch in späteren Jahren noch einige Male am Hamburger Schauspielhaus.

Elly-Heuss-Knapp-Ring

Bergedorf, seit 1991. Sozialpolitikerin,

Gründerin des Müttergenesungswerkes.

Motivgruppe: Verdiente Frauen.

(25.1.1881 Straßburg – 19.7.1952 Bonn)

Tochter des Nationalökonomen Georg-Friedrich Knapp. Lehrerin, dann Studium der Volkswirtschaft bei Friedrich Naumann in Berlin. Ehefrau des Bundespräsidenten Theodor Heuss. Nach der Heirat unterrichtete sie in Berlin an sozialen Frauen- und Fortbildungsschulen Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre. Außerdem arbeitete sie ehrenamtlich als Wohlfahrtspflegerin. Während des Ersten Weltkrieges gründete sie in Heilbronn die erste Arbeitsbeschaffungsstelle des Roten Kreuzes. Nach dem Abwurf der Atombombe auf Hiroshima am 6. August 1945 entwickelte Elly Heuss-Knapp zusammen mit der Atomphysikerin Freda Wuesthoff und anderen Frauen ein Netzwerk von Friedensgruppen. 1950 gründete Elly Heuss-Knapp mit einem Anfangskapital von 20.000 DM das Deutsche Müttergenesungswerk. Der Ehrenname Elly Heuss-Knapps lautet: Mutter der Mütter.

Elsa-Bauer-Weg

Alsterdorf, seit 1985. Jüdisches Opfer

des Nationalsozialismus. (9.5.1875

Hamburg – 6.3.1942 Hamburg). Lehrerin

an der Schule Curschmannstraße.

Als rassistisch Verfolgte nahm sie sich

wegen der bevorstehenden Deportation
das Leben

Elsa-Brändström-Straße

Jenfeld, seit 1936. (Von 1936 bis 1965: Elsa-Brandström-Straße. Seit 1965: Elsa-Brändström-Straße.) Schwedische Wohltäterin deutscher Kriegsgefangener, „der Engel von Sibirien“, Erfinderin der „Care-Pakete“. (26.3.1888 St. Petersburg – 4.3.1948 Cambridge/Mass. USA)

Während des Ersten Weltkrieges half die schwedische Diplomantochter Elsa Brändström unter Gefahren den Kriegsgefangenen in Russland/Sibirien mit Decken, Lebensmitteln und medizinischer Versorgung. Nach dem Krieg war sie den heimkehrenden Kriegsgefangenen beim Neuanfang behilflich.

Verheiratet war Elsa Brändström mit Professor Robert Ulrich, der schon bald nach der Machtübernahme durch die NSDAP mit dem Regime Schwierigkeiten bekam. Auch Elsa Brändström hatte mit großen Repressalien zu rechnen, als sie die Anfrage Hitlers, ob sie für sein Winterhilfswerk Propaganda machen wolle, mit einem entschiedenen „Nein“ beantwortete. Als das Telegramm von Hitler kam, lebte das Ehepaar Brändström-Ulrich in einer Villa der Hamburger Bankiersfamilie Warburg an der Elbe. Nach ihrem „Nein“ zu Hitlers Ansinnen verließ das Ehepaar Deutschland und emigrierte nach Amerika. Auch dort führte Elsa Brändström ihre Hilfstätigkeit fort. Sie bemühte sich intensiv um Einreisegenehmigungen für politisch Verfolgte aus Deutschland. Elsa Brändström erfand die „Care-Pakete“. Sie waren in den Hungerjahren der Nachkriegszeit ein Segen für tausende Hamburger Familien.

Die Benennung einer Straße nach Elsa Brändström hat eine lange Geschichte. Bereits 1932 und 1933 forderte die Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener den Hamburger Senat auf, eine Straße nach Elsa Brändström zu benennen. Da nichts geschah, wurde am 14. April

1936 ein erneutes Schreiben an den Senat gerichtet. Diesmal antwortete das Hamburgische Staatsamt prompt. In seinem Schreiben vom 23. April 1936 sicherte das Staatsamt der Reichsvereinigung zu, bei passender Gelegenheit eine Straße nach Elsa Brändström zu benennen. Gleichzeitig richtete es ein Schreiben an die Behörde für Technik und Arbeit, aus dem deutlich wird, warum es dem Staatsamt nun so dringlich wurde, eine Straße nach Elsa Brändström zu benennen: 1937 sollte der Heldengedenktag gefeiert werden. Elsa Brändströms Verdienste wurden damit in den Dienst der Nationalsozialisten gestellt. Deshalb erfolgte auch bald eine Straßenbenennung nach Elsa Brändström. Allerdings hatten dies wohl nicht alle Behördenvertreter mitbekommen. Obwohl bereits eine Straße nach Elsa Brändström benannt worden war, sollte Anfang 1937 auf Vorschlag des Ingenieurwesens die Löwenstraße in Hamburg-Eppendorf, die 1879 auf Antrag des Grundeigentümers Samuel Ephraim so benannt worden war, in Elsa-Brandström-Weg umbenannt werden. Als Begründung heißt es: „Da die Straße nahe dem Eppendorfer Krankenhaus liegt, so erscheint die gewählte Bezeichnung hier geeignet.“ Die Baubehörde teilte daraufhin eine Woche später dem Staatsamt mit, dass es bereits eine Elsa-Brandström-Straße gäbe, und schlug für die Umbenennung der Löwenstraße den Namen Wiesingerstraße vor, nach dem früheren Oberarzt Dr. Wiesinger vom Allgemeinen Krankenhaus St. Georg. Die Löwenstraße wurde jedoch weder in Elsa Brändström – noch in Wiesingerstraße umbenannt. Es gibt sie glücklicherweise heute noch.

Elsastraße

Barmbek-Süd, seit 1886. Frei gewählter Name

Else-Rauch-Platz

Eimsbüttel, seit 1995. Geb. Meyer. Jüdisches Opfer des Nationalsozialismus. Lehrerin an der Grundschule für Knaben, Lutterothstraße 78. (28.6.1888 Lüneburg – am 25.10.1941 deportiert nach Lodz, am 10.5.1942 deportiert ins Vernichtungslager Chelumno, vergast)

Geboren in Lüneburg, ältestes von drei Kindern eines Produktenhändlers. 1890 zog die Familie nach Hamburg, wo der Vater als Kaufmann für Elektroartikel arbeitete. 1903 traten die Eltern zum evangelisch-lutherischen Glauben über. Else wurde 1904 konfirmiert. Besuch des Lehrerinnenseminars, ab 1913 Lehrerin. 1922 Heirat mit dem Ingenieur Gustav Rauch. 1928/29 wurde die Ehe geschieden. Else Rauch ließ sich wieder als „Fräulein“ ansprechen. Von 1926 bis zur Entlassung aus dem Schuldienst im Jahre 1933 Lehrerin an der Grundschule für Knaben, Lutterothstraße 78. Sie unterrichtete in allen in der Unterstufe damals üblichen Fächern. Am 25. Oktober 1941 erfolgte die Deportation ins Getto nach Lodz. Von dort wurde sie am 10. Mai 1942 ins Vernichtungslager Chelumno transportiert und vergast.

Emilie-Günther-Weg

Lohbrügge, seit 1942. Geb. Siemers. Heimatschriftstellerin. (1.2.1870 Lohbrügge – 10.2.1942)

Geboren als Tochter der alteingesessenen Lohbrügger Bauernfamilie Siemers. 1892 Heirat mit dem Ziegeleibesitzer Hermann Günther aus Havighorst. Er unterstützte die schriftstellerische Arbeit seiner Frau und ließ ihre in platt- und hochdeutscher Sprache verfassten Gedichte drucken. Zudem erschienen heimatliche Forschungsartikel, Erzählungen und Gedichte in der Oldesloer und Bergedorfer Zeitung und im plattdeutschen Blatt „De Eckboom“. Für Veranstaltungen des Vaterländischen Frauenvereins und für das Rote Kreuz verfasste Emilie

Günther Märchenspiele. Ihr Weihnachtsmärchen „Die beiden Schneiderlein“ wurde sogar im Hamburger Operettenhaus aufgeführt. Auch der Rundfunk sendete einige ihrer Märchen. Neben ihrer schriftstellerischen Tätigkeit malte Emilie Günther. Anregungen dazu holte sie sich auf Reisen im In- und Ausland. Durch Emilie Günthers Bemühungen erhielt der heutige Stadtteil Lohbrügge, der durch die Zusammenlegung der Orte Sande und Lohbrügge entstanden war, seinen Namen. 1917 wurde sie Witwe, und auch ihre erwachsene Tochter starb. Durch die Inflation verlor Emilie Günther ihr Vermögen.

Emilienstraße

Eimsbüttel, seit 1865. Tochter von Alexander Bentalon Tornquist. Besitzer des Geländes. (19.11.1846 Hamburg – 25.11.1905 Bremen)

Emmastraße

Stellingen, seit vor 1915. Emma Wieck. Tochter des damaligen Grundeigentümers und Erbauers Johann Ad. Wieck

Emmy-Beckmann-Weg

Niendorf, seit 1980. Hamburgs erste Oberschulrätin, Bürgerschaftsmitglied vor und nach dem Zweiten Weltkrieg (DDP und FDP), maßgeblich an der bürgerlichen Frauenbewegung beteiligt. (12.4.1880 Wandsbek – 24.12.1967 Hamburg)

Neben ihrer Zwillingsschwester Hanna hatte Emmy Beckmann noch einen Bruder, der später als Pastor arbeitete. Ihre Mutter starb nach der Geburt der Zwillinge am Kindbettfieber, der Vater ging eine neue Ehe ein, zu den drei Kindern kamen im Laufe der Zeit noch vier Geschwister hinzu.

Harte Kindheit. Trotz zweier Dienstmädchen mussten die Zwillingsschwester im Haushalt stark mithelfen und die jüngeren

Geschwister hüten. In die Berufslaufbahn der drei Geschwister aus erster Ehe griff der Vater allerdings nicht ein. Die leibliche Mutter hatte für den Zweck der Ausbildung und Bildung der beiden Mädchen eine Erbschaft hinterlassen. Nach dem dreijährigen Besuch des Seminars der Klosterschule in Hamburg bestand Emmy Beckmann im Jahre 1900 das Examen für die Lehrbefähigung an mittleren und höheren Schulen. Danach war sie fast drei Jahre Erzieherin in England. Nach einem dreimonatigen Studienaufenthalt in Paris wurde sie 1903 Lehrerin an der Töchterschule in Husum. 1906 ging sie nach Göttingen und Heidelberg und studierte sieben Semester Geschichte, Englisch und Philosophie. 1909 Examen. Von Ostern 1910 bis Ostern 1912 war sie Oberlehrerin an der Privatschule von Fräulein Schneider, von 1912 bis Ostern 1914 an der Schule des Paulsenstifts zur Vertretung einer studierenden Lehrerin. 1914 bewarb sie sich an der privaten Hamburger Gewerbeschule für Mädchen. Sie erhielt eine Anstellung und blieb dort bis 1924. Zwei Jahre vor ihrem Ausscheiden, 1922, wurde die Schule verstaatlicht, erhielt den Namen Schule für Frauenberufe, und Emmy Beckmann wurde deren stellvertretende Direktorin. 1924 ging sie als Studienrätin an eine der neu eingerichteten Aufbauschulen für begabte VolksschülerInnen. 1926 wurde sie von dem Kollegium der staatlichen Oberrealschule Hansastraße, der späteren Helene-Lange-Schule, als Schulleiterin berufen. Emmy Beckmann führte dort die Schülerselbstverwaltung ein und sorgte dafür, dass 1927 die Oberrealschule Hansastraße in Helene-Lange-Oberrealschule umbenannt wurde. 1927 wurde Emmy Beckmann Hamburgs erste Oberschulrätin. Ihre Nachfolgerin an der Oberrealschule wurde ihre Schwester Hanna, mit der sie zusammen in der Oberstraße 68 lebte.

1933 wurden Emmy Beckmann und ihre

Schwester Hanna wegen „nationaler Unzuverlässigkeit“ von den Nazis vorzeitig pensioniert. Die Schwestern zogen sich in die innere Emigration zurück. Nach 1945 wurde Emmy Beckmann von der Schulbehörde wieder in ihr Amt als Oberschulrätin mit dem Ressort Mädchenschulwesen eingesetzt. Dort blieb sie, obwohl sie eigentlich nur bis 1948 arbeiten wollte, bis 1949 tätig. Für ihre Verdienste in der Frauen- und Mädchenbildung erhielt sie 1953 als erste Hamburgerin das Große Bundesverdienstkreuz, und 1955 verlieh ihr der Senat den Professorentitel. 1961 erhielt Emmy Beckmann als erste Frau vom Hamburger Senat die Bürgermeister-Stolten-Medaille.

Einen Teil ihrer Zeit widmete Emmy Beckmann auch der Literatur. Von ca. 1914 bis in die 50er Jahre war sie Mitglied literarisch-philosophischer Kreise, in denen sie auch Vorträge hielt. Zudem trat sie vor allem in den zwanziger Jahren mit Veröffentlichungen von Aufsätzen und Literaturkritiken hervor. Meistens schrieb sie über Dichter, die die Themen Krieg, Niederlage und Revolution behandelten.

Ihre ersten Berührungspunkte mit der bürgerlichen Frauenbewegung erhielt sie 1906 in Göttingen in den von ihr besuchten Oberlehrerinnenseminaren. 1914 gründete sie in Hamburg den Verband der akademisch gebildeten Lehrerinnen mit und wurde bald deren Vorsitzende. Auch war sie 1915 Gründungsmitglied des Stadtbundes Hamburgischer Frauenvereine, dessen stellvertretende Vorsitzende sie bis 1918 und in dessen Vorstand sie bis 1933 war. Ihre pädagogischen Fähigkeiten stellte sie der Frauenbewegung durch stundenweisen Unterricht an der Sozialen Frauenschule zur Verfügung. Außerdem war sie in der 1912 gegründeten Vereinigung für Frauenstimmrecht aktiv, der es in erster Linie um die Gleichstellung von Frau und Mann im vorgegebenen Wahlrecht ging. Die Forderung

nach Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts stand erst an nächster Stelle. Emmy Beckmann wurde Helene Langes (Helene-Lange-Straße) Nachfolgerin als Bundesvorsitzende des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins. Dieser Verband forderte neben dem gleichberechtigten Zugang von Mädchen zu allen Bildungseinrichtungen auch die gesonderte Mädchenschule. Er war der Überzeugung, dass nur in gesonderten Mädchenschulen dem „spezifischen Wesen der Frau“ Rechnung getragen werden könne. 1933 löste sich der ADLV auf.

Emmy Beckmann schrieb weit über 100 Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, u. a. für die Zeitschrift der bürgerlichen Frauenbewegung „Die Frau“. Zudem verfasste sie Broschüren, und zwischen 1926 und 1936 gab sie zusammen mit Irma Stoß die Reihe „Quellenhefte zum Frauenleben in der Geschichte“ (26 Bände) heraus. 1955 setzte sie die Arbeit auf diesem Gebiet fort und gab, zusammen mit der Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft für Mädchen- und Frauenbildung, Dr. Elisabeth Kardel, die „Quellen zur Geschichte der Frauenbewegung“ heraus, die vornehmlich für Schulen gedacht waren. 1956 und 1957 veröffentlichte sie die Briefsammlungen von Gertrud Bäumer und Helene Lange.

1945 bildete Emmy Beckmann u. a. auch mit Olga Essig den Frauenausschuss. 1946 gehörte sie zu den Mitbegründerinnen des Hamburger Frauenringes, in dem sie bis 1952 im Vorstand tätig war. 1948 gründete sie den Hamburger Akademikerinnenbund mit. Von 1949 bis 1952 leitete sie den Deutschen Akademikerinnenbund. 1947 war sie auch an der Bildung der Arbeitsgemeinschaft für Mädchenbildung beteiligt.

Ihren politischen Weg schlug Emmy Beckmann wohl erst ein, nachdem sie in der bürgerlichen Frauenbewegung führende Positionen errungen hatte. Als Mitglied der

Deutschen Demokratischen Partei (DDP) wurde sie 1921 in die Hamburgische Bürgerschaft gewählt. Dort war sie hauptsächlich für Schul- und Bildungsfragen zuständig. Sie wehrte sich auch gegen die Kampagne gegen das Doppelverdienertum, wonach verheiratete Beamtinnen kündigen sollten. Sie erreichte es sogar, dass in Hamburg eine Widerspruchskommission zur Prüfung von Härtefällen eingerichtet wurde. Außerdem sprach sie sich für Frauen in leitenden Positionen aus und forderte, dass analog zu Männern auch Frauen im gleichen Maße verbeamtet werden sollten. Bis 1932 stieg sie innerhalb ihrer Bürgerschaftsfraktion auf den zweiten Platz. Nach 1933 saß Emmy Beckmann nicht mehr in der Bürgerschaft. 1949 nahm sie ihre Tätigkeit aber wieder auf, diesmal für die FDP. 1957 schied Emmy Beckmann aus Altersgründen aus der Bürgerschaft aus.

Erika-Etter-Kehre

Bergedorf, seit 1985. Erika Else Etter geb. Schulz, Widerstandskämpferin. Mitglied der Widerstandsgruppe „Etter-Rose-Hampel“ (22.9.1922 Hamburg – gehenkt in der Nacht vom 21.4. auf den 22.4.1945 im KZ Neuengamme)

Während des Krieges gehörte Erika Etter, die Hausfrau aus der Alsterdorfer Straße 40, mit ihrem Mann Werner Etter einer Hamburger Widerstandsorganisation an, die nach Kriegsende als Gruppe Etter-Rose-Hampel bezeichnet wurde (Etter: Werner Etter; Rose: Elisabeth Rose; Hampel: Ernst Hampel). Erika Schulz, so ihr Mädchenname, lernte den Orthopädie-Mechaniker Werner Etter in der Jugendgruppe des Guttempler Verbandes kennen. Um Werner Etter, der auch Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes war, und um Ernst Hampel sammelten sich nach der Machtergreifung durch die Nazis befreundete Jugendliche aus sozialistischen Elternhäusern. Werner

Etter wurde zum ersten Mal am 16. Juni 1934 verhaftet. Sein Prozess fand sieben Monate später, am 17. Januar 1935, statt. Werner Etter wurde zwar noch im selben Jahr aus dem Gefängnis entlassen, stand von nun aber unter Gestapoaufsicht. Deshalb hielt er nur noch zu seinem engsten Freundeskreis Verbindung, sah und kontaktierte seine weiteren Freunde nur noch bei gemeinsamen Wanderungen und Sportfesten. So blieb die Gruppe um Werner Etter, Elisabeth Rose und Ernst Hampel der Gestapo bis in den Krieg hinein unbekannt. Als sie davon Kenntnis erhielt, erpresste sie den Wehrmachtshäftling Lübbers, der früher zum Kreis dieser jungen Leute gehört hatte. Sie befahl ihm Anfang 1944 zu desertieren und auf seinem „Fluchtweg“ alle ehemaligen Freunde aufzusuchen und ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Während dieser Aktion stieß die Gestapo auch auf den bei Erika Etters Eltern untergetauchten Erwin Ebhardt aus der Bästlein-Jacob-Abshagen-Widerstandsgruppe. Wegen aktiver Beihilfe zur Desertion wurden am 8. März 1944 Erika Etters Vater Adolf Schulz, am 21. März Erikas Mann Werner Etter und ihre Mutter Charlotte Schulz, am 28. März Erikas Bruder Erich Schulz und am 17. Mai Erika selbst verhaftet. Da Erika Etter längere Zeit außerhalb Hamburgs verbracht und in dieser Zeit ihren Sohn geboren hatte, der jedoch kurz nach der Geburt im Kinderkrankenhaus in Wintermoor gestorben war, konnte die Gestapo weder ihre Beteiligung an der Widerstandsgruppe noch Beihilfe zur Desertion konstruieren. Ihre Verhaftung erfolgte erst, als sie nach einem Besuch bei ihrem Mann im Zimmer des Gestaposekretärs Helms Lübbers als V-Mann entdeckte. Nach der Festnahme musste sich Erika Etter per Unterschrift verpflichten, ihre Wohnung, die Einrichtung und alle Gebrauchsgegenstände an die Gestapoangestellte Mary Bekker abzugeben.

Der Prozess gegen Werner Etter fand am 4. und 5. Januar 1945 in Berlin statt. Der Berliner Volksgerichtshof verurteilte ihn zum Tode und ließ ihn am 19.2.1945 im Zuchthaus Brandenburg hinrichten.

Erika Etter kam ins KZ Fuhlsbüttel und erfuhr nichts von der Ermordung ihres Mannes. Sie gehörte zu den 13 Frauen, die noch zu Kriegsende aufgrund eines SS-Befehls ohne Urteil eines Gerichtes auf bestialische Weise im KZ Neuengamme in den Nächten vom 21. bis zum 23. April 1945 erdrosselt wurden. (Siehe Margarete-Mrosek-Bogen.) Nur Erikas Mutter Charlotte Schulz überlebte von der sechsköpfigen Familie die Nazizeit.

Erika-Mann-Bogen

Barmbek-Süd, seit 2006. Nach Erika Mann (9.11.1905 München – 27.8.1969 Zürich), erste Tochter des Schriftstellers Thomas Mann, dessen Nachlassverwalterin und Biographin; selbst ebenfalls Schriftstellerin, aber auch Journalistin und Korrespondentin, Rallyefahrerin, Schauspielerin und Kabarettistin; Verfolgte des Nationalsozialismus
Erika Julia Hedwig Mann war die älteste Tochter des Schriftstellers Thomas Mann und dessen Frau Katia geb. Pringsheim. 1919 gründete sie mit ihrem Lieblingsbruder Klaus Mann eine Kindertheaterbühne, den „Laienbund deutscher Mimiker“. Nach dem Abitur 1924 begann sie eine Ausbildung zur Schauspielerin in Berlin. Nach ihren ersten Engagements spielte sie 1925 in Hamburg in Klaus Manns Stück „Anja und Esther“ an den Kammerspielen mit. 1926 heiratete sie den Schauspieler Gustav Gründgens.

Die Ehe wurde 1929 geschieden. Gemeinsam mit Klaus ging sie 1927/28 als „Literary Mann Twins“ auf eine neunmonatige Welttournee. Die Geschwister verschwiegen nun auch öffentlich nicht ihre Homose-

xualität. Sie gehörten vor 1933 zu den Enfans terribles der Münchener Künstler-szene. Besonders begabt war Erika Mann im Nachahmen von Berühmtheiten.

Ab 1928 arbeitete Erika Mann als Journalistin, schrieb Theaterstücke und Kinderbücher, hatte Theaterengagements und gewann 1931 als begeisterte Autofahrerin eine Rallye durch Europa.

1932 beteiligte sie sich an einer von der „Internationalen Liga für Frieden und Freiheit“ organisierten pazifistischen Veranstaltung. Im Juni 1932 verhinderten Nationalsozialisten ihr Auftreten bei den „Weißenburger Festspielen“, indem sie die Veranstalter unter Druck setzten. Es folgten weitere massive Angriffe, so dass dies das Ende der Theaterlaufbahn von Erika Mann bedeutete.

Anfang 1933 gründete sie mit Therese Giehse das literarisch-politische Kabarett „Die Pfeffermühle“, das allerdings mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten verboten wurde. Im März 1933 flüchtete Erika Mann mit einem Teil ihrer Familie in die Schweiz. Von dort machte sie die „Pfeffermühle“, die ihren Spielbetrieb im September 1933 in Zürich wieder aufnahm, zum wichtigsten deutschsprachigen Exilkabarett.

1935 wurde ihr als der „geistigen Urheberin“ der „deutschfeindlichen Pfeffermühle“ die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt. Um einen englischen Pass zu bekommen, heiratete sie 1935 den homosexuellen Dichter Wystan H. Auden.

1936 emigrierte sie in die USA. Dort ging sie bis Ende des Zweiten Weltkrieges auf viele Vortragsreisen, um über das Hitler-Regime aufzuklären. Zu diesem Zweck veröffentlichte sie 1938 ihre Dokumentation über das NS-Erziehungswesen: „School for Barbarians. Education under the Nazis“ und 1940 „Wahre Geschichten aus dem dritten Reich: the lights go down“.

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges war Erika Mann als Kriegsberichterstatterin für amerikanische Zeitungen tätig. Unter persönlicher Gefahr fuhr sie immer wieder nach Europa, so 1938 nach Spanien, um über den Bürgerkrieg zu berichten. Auch rief sie in Sendungen der Londoner BBC zum Widerstand gegen das Hitler-Regime auf. Als einzige Frau berichtete sie 1945/46 über die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse.

Ab 1947 wurde Erika Mann die engste Mitarbeiterin ihres Vaters, der mit seiner Frau und der Tochter Elisabeth 1938 in die USA emigriert war. Schon in Amerika war Erika Mann seine Dolmetscherin gewesen. Sie redigierte seine Texte, organisierte seine Reisen und war seit 1936 die Triebkraft für seine politischen Stellungnahmen.

Nachdem ihr Bruder Klaus Mann 1949 sich das Leben genommen hatte, verwaltete sie seinen literarischen Nachlass. 1952 zog sie mit ihren Eltern in die Nähe von Zürich. Hauptgrund für die Übersiedlung war die Kampagne des Senators Joseph McCarthy gegen Liberale und Kommunisten, von der auch Erika Mann und ihr Vater betroffen waren.

Nach Thomas Manns Tod im Jahre 1955 wurde sie Bevollmächtigte seines Nachlasses und setzte sich vehement für die Anerkennung der Werke ihres Bruders Klaus ein. Sie selbst bezeichnete sich einmal als „bleicher Nachlassschatten“. 1961 bis 1965 gab sie die dreibändige Ausgabe der Briefe ihres Vaters heraus.

Erna-Behling-Kehre

Bergedorf, seit 1987. Widerstandskämpferin der Gruppe „Bästlein-Jacob-Abshagen“.

(5.10.1884 – 21.4.1945 KZ Neuengamme)

Erna Behling war Krankenpflegerin und Kommunistin. Sie hatte Kontakt zu Franz Reetz und dem Ehepaar Zinke (Margit-Zin-

ke-Straße), die auch im KZ Neuengamme ermordet wurden. Illegale Widerstandsarbeit konnte Erna Behling nicht nachgewiesen werden. Innerhalb der KPD war Erna Behling als „rote Krankenschwester“ bekannt, da sie 1923 beim Hamburger Aufstand der Kommunisten als Helferin in Erscheinung getreten war. Sie gehörte zu den 13 Frauen, die ohne Urteil auf Anweisung der Gestapo in den Nächten vom 21. bis 23. April 1945 im KZ Neuengamme erdrosselt wurden. (Siehe Margarete-Mrosek-Bogen.)

Erna-Mohr-Kehre

Bergedorf, seit 1984. Zoologin. Kustodin im Zoologischen Museum. Dr. h. c., Mitglied der „Leopoldina“. (11.7.1894 Hamburg – 10.9.1968 Hamburg)

Tochter eines Lehrers. Von 1909 bis 1914 Ausbildung am Lehrerinnenseminar. Mit 18 Jahren begann sie ihre Karriere am Zoologischen Museum Hamburg als Zeichnerin. Im September 1913 wurde sie Mitarbeiterin in der Fischereibiologischen Abteilung. Gleichzeitig war sie bis 1934 als Lehrerin tätig – von 1914 bis 1919 an der Volksschule für Mädchen am Rhiemsweg, von 1919 bis 1930 in den gemischten Klassen der Hilfsschule Bramfelder Straße und von 1930 bis 1934 in der Volksschule am Alten Teichweg.

Publizierte mit zwanzig Jahren ihre erste wissenschaftliche Arbeit im „Zoologischen Anzeiger“ und schrieb in den folgenden Jahren für viele populärwissenschaftliche Publikationen. Nachdem Erna Mohr einige Zeit in der Fischereibiologischen Abteilung gearbeitet hatte, wechselte sie in die Abteilung für niedere Wirbeltiere. Hier wurde sie vertraut mit der Anlage von Sammlungen und deren Ordnung. Sie erkannte die Wichtigkeit dieser Arbeiten für die Wissenschaft und setzte sich das Ziel, möglichst viele Bestände ins Museum einzubringen. Als der Abteilungsleiter Professor Duncker 1934 in

Pension ging, wurde Erna Mohr vom Schuldienst beurlaubt, um die Abteilung Duncker zu übernehmen. 1936 wurde ihr auch noch die Abteilung für höhere Wirbeltiere und damit die Verantwortung für entscheidende Teile der Schausammlung des alten Zoologischen Museums übertragen. Erna Mohr war fasziniert von ihrer Arbeit. Das ging sogar so weit, dass sie Kollegen, die im Zweiten Weltkrieg als Soldaten eingezogen wurden, bat, im Feld Mäuse zu sammeln und sie ihr zwecks Bestimmung der verschiedenen Arten zu schicken. 1943 zerstörten Bomben Erna Mohrs Werk. Nach dem Krieg machte sie sich unverdrossen an den Wiederaufbau der Sammlungen. Als Anerkennung für ihren Einsatz wurde sie am 1. Januar 1946 von der Hochschulverwaltung als Kustos der Wirbeltierabteilung des Zoologischen Museums übernommen. Noch heute besteht der Grundstock der von ihr zusammengetragenen wissenschaftlichen Sammlung. Erna Mohr erhielt verschiedene Ehrungen: 1944 Ernennung zum Mitglied der Kaiserlich-Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher in Halle. 1950 Ehrendoktorwürde der Universität München. 1954 Ernennung zum Ehrenmitglied des Verbandes deutscher Zoodirektoren. Erna Mohr setzte sich für das vom Aussterben bedrohte europäische Wisent ein und arbeitete im Vorstand der internationalen Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents. Sie wurde die erste Zuchtbuchführerin aller in den Zoos lebenden Wisente und erreichte dadurch, dass die europäischen Wisente rein erhalten blieben und nicht mit ihren nordamerikanischen „Verwandten“ gekreuzt wurden. Erna Mohr war der erste Mensch, dem es gelang, verwaiste Fledermausbabys mit einem Puppenschnuller großzuziehen. Daneben waren auch Ratten, Birkenmäuse, Känguruhs, Leoparden und Robben ihre Schützlinge.

Erna-Stahl-Ring

Ohlsdorf, seit 2007. Nach Erna St. (15.2.1900 Hamburg – 13.6.1980 Hamburg), Reformpädagogin, Gründerin der Albert-Schweitzer-Schule; Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus

Erna Stahl kam aus einer musischen Familie. Ihr Vater war Inhaber einer Konzertagentur, ihre Mutter, eine Wienerin aus dem Arbeitermilieu, die vor ihrer Heirat zeitweise als Musikerin gearbeitet hatte. Die musikalische Welt der Mutter faszinierte die Tochter: Aber ebenso faszinierten sie von Kindesbeinen an Bücher.

Ab dem sechsten Lebensjahr besuchte Erna Stahl zehn Jahre lang eine Privatschule. Ihre frühe Eigenwilligkeit und sehr große Selbstständigkeit führten in der Schule hin und wieder zu Auseinandersetzungen.

Nach dem Schulabschluss mit dem so genannten Einjährigen besuchte Erna Stahl das Lehrerseminar, was sie aber nicht zum Abschluss brachte, denn schon bald hörte sie an der Universität Gastvorlesungen. Zu einem richtigen Universitätsstudium bedurfte es aber des Abiturs, das sie 1925 nach dem Besuch der Helene-Lange-Schule ablegte. Eine Unterstützung von zu Hause bekam sie nicht. Erna Stahl verdiente ihren Lebensunterhalt selbst, durch Unterricht oder aber, was sehr häufig geschah, sie spielte zum Tanz auf bei Freunden, in Gesellschaften oder bei Veranstaltungen. Ganz besonders gerne gab sie auch Kurse für Arbeiter in Deutsch und Geschichte.

1928 begann sie an der Hamburger Lichtwark-Schule zu unterrichten. Diese Schule war keine klassische Lehranstalt, sondern eine Modellschule der Reformpädagogik. Mädchen und Jungen erhielten gemeinsamen Unterricht, den musischen Fächern wurde breiter Raum gewährt. Es wurde Englisch und Französisch gelehrt und ein Kurssystem eingeführt, um unterschiedli-

chen Begabungen und Neigungen entsprechen zu können. Schülerinnen und Schüler bekamen ein Mitbestimmungsrecht, es gab einen Schülerinnen- und Schülerrat und eine Schulzeitung. Die bis dahin übliche autoritär geführte Schulleitung wurde abgelöst, und es bildete sich eine Zusammenarbeit zwischen Schülern, Schülerinnen, Eltern und Lehrkräften. Zum ersten Mal standen Klassenreisen auf dem Schulplan. Leistungssport oder vormilitärische Ausbildung waren verpönt, stattdessen standen spielerisches Miteinander auf der Grundlage von Fairness und Toleranz im Mittelpunkt. Trotzdem wurde auf Disziplin und Leistungsbereitschaft nicht verzichtet. Kein Wunder, dass die Schule mit diesem Konzept den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge war. 1933 wurde der Schuldirektor, Heinrich Landahl, entlassen. Man ersetzte ihn durch einen Nationalsozialisten und hob 1937 auch die Koedukation auf. Von dem Konzept der Lichtwark-Schule blieb nichts mehr übrig.

1935 wurde auch Erna Stahl entlassen. Sie hatte sich mutig den „neuen Kräften“ entgegengestellt. Nationalsozialistische Ideen fanden in ihrem Unterricht keinen Platz. Den Hitlergruß in der Schule lehnte sie ab und las in ihrer Wohnung mit ihren Schülerinnen und Schülern die „verbotene Literatur“. Auf diesen Leseabenden machte sie ihre Schüler und Schülerinnen bekannt mit Werken verbotener Dichter und Schriftsteller wie Werfel, Hofmannsthal, Georg Kaiser und Thomas Mann und stellte auch die Malerei des Expressionismus vor, wies auf Werke vom Marc, Kandinsky und Münter hin.

Erna Stahl wurde an das Alstertalgymnasium strafversetzt und musste in der Klasse von Hilde Ahlgrimm, die Biologie, Mathematik und Chemie gab, den Deutsch-, Geschichts- und Religionsunterricht übernehmen. Was zunächst in einem negativen Licht erschien, erwies sich als Glücksfall,

denn zwischen beiden Frauen entwickelte sich eine Lebensfreundschaft. Gelegentlich unterschrieben die beiden Freundinnen ihre gemeinsamen Briefe mit „Stahlgrimm“.

Aber auch am Alstertalgymnasium hielt sich Erna Stahl nicht streng an den von den Nationalsozialisten vorgeschriebenen Lehrplan.

An vielen Abenden trafen sich Erna Stahls ehemalige Schülerinnen und Schüler der Lichtwark-Schule weiterhin bei ihrer alten Lehrerin. Unter ihnen waren auch Heinz Kucharski und seine Freundin Margaretha Rothe, die einen Widerstandskreis bildeten, der nach dem Krieg als Hamburger Zweig der Widerstandgruppe „Weiße Rose“ bezeichnet wurde.

Als die Bespitzelungen durch die Nationalsozialisten immer schärfer wurden, stellte Erna Stahl ihre Leseabende ein. Dennoch wurde sie am 4.12.1943 verhaftet, nachdem einige Monate zuvor bereits vier Mitglieder der Hamburger „Weißen Rose“ verhaftet worden waren – darunter Heinz Kucharski und Margaretha Rothe. Erna Stahl wurde des „Hochverrats“ beschuldigt, sie hätte in „staatsfeindlichem Sinne“ die ihr anvertrauten Jugendlichen verführt und für ihre Anschauungen missbraucht.

Erna Stahl erhielt zehn Monate lang Einzelhaft im Hamburger Gestapogefängnis-Fuhlsbüttel. Dann begann ein langer Leidensweg durch mehrere Gefängnisse. Zunächst kam sie nach Cottbus, dann wurde sie über Berlin und Leipzig nach Bayreuth verlegt. Erna Stahl verlor in diesen Wochen in Bayreuth die Sprache, sie konnte keinen Satz mehr herausbringen. Man brauchte aber ihre Aussage, man musste ein Geständnis haben. Deswegen, und nur deswegen erhielt sie Schreibwerkzeug und Papier. Nun aber brach es aus ihr heraus. 20 Seiten schrieb sie, 20 Seiten Anklage, ihre große Anklage gegen den derzeitigen Ver-

brecherstaat und die nationalsozialistischen Machthaber. Doch damit hatte sie selbst ihre Verurteilung heraufbeschworen. Doch die Kriegereignisse nahmen einen stürmischen Verlauf. Von Berlin aus setzte sich am 12. April 1945 der Volksgerichtshof nach Bayreuth ab. Am 15. April 1945 besetzten die Amerikaner die Stadt. Die Freiheit war wieder gewonnen.

Nach der Befreiung nahm Erna Stahl ihre Tätigkeit als Lehrerin wieder auf. Mit ihrer Freundin übernahm sie die Leitung der Oberschule für Mädchen im Alstertal. Da Schulbücher fehlten, schrieb Erna Stahl ein Lesebuch für den Deutschunterricht mit dem Titel „Im Kreislauf des Jahres“, das 1947 erschien.

Erna Stahl stellte auch einen Antrag auf Koedukation an ihrer Schule. Sie musste lange darum kämpfen - aber 1949 war es soweit. Als man ihr anbot, die Lichtwark-Schule neu zu eröffnen, lehnte sie ab, ebenso das Angebot, die Odenwaldschule zu leiten. Ihr schwebte inzwischen ein anderes, ein eigenes Schulmodell vor, das u.a. Elemente der Lichtwark-Schule mit denen der Waldorfschule verbanden. Nach vier Jahren erhielt Erna Stahl 1950 endlich grünes Licht für ihren pädagogischen Modellversuch. Diesen begann sie im Albert-Schweitzer Gymnasium mit zwei Klassen, die nach dem zehnten Schuljahr ihren Abschluss machten.

1954 konnte Erna Stahl die erste Gesamtschule Hamburgs, die Albert-Schweitzer-Schule gründen, die bis zum Abschluss der zehnten Klasse führte.

Vor dem Hintergrund der Erfahrungen in der Zeit des Nationalsozialismus nahmen Erna Stahls pädagogische Ideen eine neue Wendung, die sie in ihrer Gesamtschule verwirklichen wollte. Die Reformpädagogik der Weimarer Zeit hatte zwar viele Neuerungen gebracht, sie hatte aber nicht vermocht, junge Menschen im Denken und

Handeln so zu leiten, dass „sie später der politischen Verführung aktiv begegnen“ konnten.

Deshalb plädierte Erna Stahl für folgenden pädagogischen Versuch: „Versuchen wir das im Kinde anzusprechen, was ewig und unzerstörbar ist, binden wir es damit – ohne viel davon zu reden – an eine höhere Welt. Es ist die einzige Bindung, aus der alles rechte Maß, alle rechte Kraft, alle rechte Liebe und alle rechte Freiheit fließt. Wer dieses Maß hat, oder doch als Ziel anstrebt, kann überall – ganz gleich in welchem Beruf, in welcher Partei, in welcher Konfession er einmal stehen will und wird, ein ganzer Mensch sein. Dazu sollten wir erziehen – nicht zum Beruf, nicht zu weltanschaulicher oder politischer Verfestigung. Welcher Art auch immer.“

Erna Stahls Erziehung war eine Erziehung ohne Auslese. In den ersten Schulklassen wurden keine Noten erteilt. Dies sollte die Individualität stärken. Von der ersten Klasse an fanden die musischen Fächer besondere Betonung.

Ein anderer Schwerpunkt war der Weg nach außen, hin zu den anderen Völkern. So wurde z. B. Englisch schon ab der ersten Klasse, Französisch ab der fünften Klasse unterrichtet. Erna Stahl stellte sich gegen den „hochgezüchteten Intellekt“ der so genannten „wissenschaftlichen Oberschule“, die die seelische Entwicklung der Kinder vernachlässige. In ihrer Schule sollte der Mensch im Mittelpunkt stehen und jeder im Rahmen seiner Möglichkeiten gefördert werden. Natürlich war es selbstverständlich, dass Mädchen und Jungen gemeinsam unterrichtet wurden. In der Wirtschaftswunderzeit wuchs bei Erna Stahl die Sorge „vor einer heraufkommenden Bildungspolitik, die alles streicht, was nicht unmittelbar das Rädchen Kind zu einem funktionierenden Rad in der Industriegesellschaft präpariert“. Der übersteigerte Leistungswahn erschien Erna Stahl

als Bedrohung des Kindes und der Zukunft überhaupt.

Im März 1965 legte Erna Stahl die Schulleitung nieder. Zum Ende ihrer Abschiedsfeier stand Erna Stahl mit ihrer Freundin Frau Ahlgrimm auf, hielt dann jedoch einen Augenblick inne und, so heißt es in einem auf sie gehaltenen Nachruf: „wandte sich um und die Hand leicht erhebend rief sie ‚Singt mir noch einmal zum Schluss, Viele verachten die edle Musik‘. Festen Schrittes durcheilte sie den Raum, verharrte aber kurz vor dem Ausgang noch einmal, hob den Kopf und sprach in den Gesang: ‚Vergesst die Kinder nicht.‘“ *Kirsten Leppert*

Ernastraße

Wilhelmsburg, vor 1928. Frei gewählter Name

Erste Luisenbrücke

Hamm-Mitte, seit 1930, siehe Luisenweg

Evastraße

Eilbek, seit 1887. Frei gewählter Name

Eva-König-Bogen

Bergedorf, seit 2003. Nach Eva König, geb. Hahn (1736-1778), verheiratet in erster Ehe 1756-1769 mit dem Hamburger Kaufmann Engelbert König, in zweiter Ehe 1776-1778 mit Gotthold Ephraim Lessing, berühmt wegen ihres Briefwechsels mit Lessing 1770-1776

Geboren wurde Eva Hahn in einem dreigeschossigen Wohn- und Geschäftshaus in der Heidelberger Hauptstraße 169. Ihr Vater Heinrich Caspar Hahn war Tuchhändler, ihre Mutter Eva Catharina Hahn geb. Gaub, Tochter eines Hutmakers. Das Ehepaar bekam sieben Kinder, von denen zwei nur kurz lebten. Heinrich Caspar Hahn starb, als seine Tochter Eva zwei Jahre alt war. Dazu schrieb sie Lessing beim Tode seines Vaters: “Sie haben

ein Glück gehabt, das wenig Menschen zu Theil wird: Ihren Vater so lange zu behalten, bis es nach dem Lauf der Natur fast nicht mehr möglich ist. Ich Unglückliche! Habe den meinigen gar nicht gekannt. Ich muß nun hiervon abbrechen.“ (30.9.1770).

Eva Hahn erfuhr eine gute Erziehung und Bildung. Trotz des frühen Todes des Vaters, blieb die Familie in vermögenden Verhältnissen. Im Alter von achtzehn Jahren lernte Eva Hahn auf der Hochzeitsfeier ihrer drei Jahre älteren Schwester ihren ersten Mann Engelbert König (21./22.10.1728 Lüttringhausen - 20.12.1769 Venedig) kennen. Er war in Hamburg Samt- und Seidenhändler und besaß in Wien eine Samt- und eine Tapetenfabrik. Das Paar wohnte in Hamburg zuerst in der Nähe der Börse, später am Neuen Wall und bekam zwischen 1757 und 1768 sieben Kinder. Drei von ihnen starben bald nach der Geburt. Das Paar führte ein gastfreundliches Haus, in das es regelmäßig Künstlerinnen und Künstler, Dichter und Schauspielerinnen und Schauspieler einlud, so auch Lessing. Zwischen ihm und dem Hausherrn entwickelte sich eine enge Freundschaft. Als Engelbert König unerwartet während einer Geschäftsreise in Venedig an einer Darmerkrankung mit Darmverschluss starb, kümmerte sich Lessing um Eva König. In geschäftlichen Dingen vermochte er ihr jedoch nicht zu helfen. Eva König übernahm die Geschäfte ihres Mannes, reiste auf Messen, führte die Seiden- und Tapetenlager und leitete die Wiener Samt- und Tapetenmanufaktur. Damit war sie eine der wenigen Manufakturbesitzerinnen des 18. Jahrhunderts.

Lessing und Eva König verliebten sich ineinander. 1771, als sie sich auf einer Rückreise von Wien nach Hamburg bei Lessing in Braunschweig aufhielt, machte er ihr einen Heiratsantrag. Doch weil beide in finanziell ungesicherten Verhältnissen

lebten, wollten sie zuvor diese bereinigen. Wegen der vielen Geschäfte, die Eva König in Wien tätigen musste, sahen sich die beiden Liebenden nur sehr selten. Ebenso wegen der Geschäfte musste Eva König ihre Kinder oft sehr lange in fremde Obhut geben. Ihr letzter Wienaufenthalt dauerte drei Jahre. In dieser Zeit sah Eva König weder ihre Kinder noch ihren Geliebten. Während dieses Wienaufenthaltes verkaufte sie die Manufakturen. Das Liebespaar hielt den Kontakt zueinander hauptsächlich über Briefe aufrecht. Allerdings vergingen oft Monate, bis Lessing einen Brief von Eva König erwiderte.

Lessing hielt das Getrenntsein nicht aus. Er verfiel immer mehr in seine schon lange währende Melancholie, bekam Schreibblockaden und ging noch lustloser seiner Arbeit als Bibliothekar in Wolfenbüttel nach. 1775 setzte er sich kurzentschlossen in eine Postkutsche und reiste zu Eva König nach Wien. Ein Jahr später heirateten sie endlich. Die Hochzeit fand in York im Haus ihres Freundes Johann Schuback statt. Danach zog das Paar mit dreien von Eva Königs Kindern aus erster Ehe nach Wolfenbüttel, wo es eine glückliche Ehe führte, die durch den Tod Eva Königs jäh beendet wurde. Sie starb am 10.1.1778 am Kindbettfieber, nachdem sie am 25.12.1777 mittels einer Zange einen Sohn geboren hatte. Das Kind lebte nur einen Tag. Nach dem Tod seiner Frau schrieb Lessing an Elise Reimarus: „Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen (...). Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich seyn wollen, als andere Menschen!“

Fanny-David-Weg

Lohbrügge, seit 1964. Jüdisches Opfer des Nationalsozialismus. Fürsorgeinspektorin, seit 1933 in der Jüdischen Beratungsstelle

für Auswanderer tätig. (2.12.1892 Berlin – ermordet im Mai 1944 in Auschwitz)

Fanny David kam als Kind mit ihrer Mutter nach Altona, wuchs dort mit ihrer Schwester in finanziell ärmlichen Verhältnissen auf. Als man 1921 auf Beschluss der Bürgerschaft ein Wohlfahrtsamt einrichtete, wurde Fanny David dort tätig. Ihre Menschenkenntnis, Geduld, Verständnis, innere Ausgeglichenheit und Fachkompetenz bereiteten ihr den Weg in Leitungsfunktionen. Von 1930 bis 1933 stand sie einer der wichtigsten Wohlfahrtsstellen in Hamburg vor, der Wohlfahrtsstelle Barmbek, und war damit in diesem Bereich die einzige Frau in solch einer Position. Fanny David wurde außerdem enge Beraterin des Präsidenten des Wohlfahrtsamtes, Oskar Martini. Nach der Machtergreifung durch die Nazis wurde Fanny David sofort entlassen. Die Jüdische Gemeinde bat sie, in der neugegründeten Beratungsstelle für jüdische Wirtschaftshilfe mitzuarbeiten. 1936 wurde Fanny David dort verantwortliche Leiterin des gesamten Wohlfahrtswesens. Obwohl auch sie in den Jahren von 1938 bis 1943 in ständiger Angst um ihr Leben war, blieb sie äußerlich ruhig und war damit Stütze für viele andere Leidende. Nachdem die Jüdische Gemeinde im Juni 1943 aufgelöst worden war, wurde Fanny David mit den meisten ihrer KollegInnen am 23. Juni 1943 nach Theresienstadt deportiert. Dort musste sie schwere körperliche Arbeiten verrichten. Im Oktober 1944 kam sie von Theresienstadt nach Auschwitz, wo sie gleich nach der Ankunft mit ihrer jüngeren Schwester in der Gaskammer ermordet wurde.

Fanny-Elßler-Bogen

Bergedorf, seit 1987. Eigentlich Franziska, österreichische Balletttänzerin. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (23.6.1810 Gumpendorf bei Wien – 27.11.1884 Wien)
Tochter von Johannes Elßler, dem Kammer-

diener und Notenkopisten Joseph Haydns. Die Mutter war Modistin. Zusammen mit ihrer Schwester Therese besuchte Fanny Elßler in Wien die Kinderballettschule von Friedrich Horschelt. Im Alter von 12 Jahren tanzte sie ihre ersten Solopartien. 1830 debütierte sie in Berlin. Dort wurde sie besonders als Schweizer Milchmädchen gefeiert. 1833 ging sie nach London. Dann folgte Paris, wo sie 1836 ihren größten Erfolg in der Rolle Florindas, der Chachucha-Tänzerin, in J. Corallis B. Le Diable boiteux hatte. Damit führte sie den spanischen Volkstanz auf der Ballettbühne ein. Ihretwegen stürzten sich junge Aristokraten in Schulden, duellierten sich. Sehr erfolgreich trat Fanny Elßler auch in Amerika auf. 1842 nach Europa zurückgekehrt, tanzte sie in Wien, Berlin, Brüssel, Dublin und Hamburg. Am 30.9.1843 gab sie in Hamburg ihr erstes Gastspiel am Hamburger Stadttheater. Im selben Jahr erhielt sie von der Universität Oxford den Titel „Docteur en l’art de la danse“. 1851 gab sie, die eine Vertreterin des romantischen Stils war, in Wien 12 Abschiedsvorstellungen.

Mit ihrer Tochter Therese wohnte sie nach 1850 zunächst in Hamburg, kehrte aber 1855 nach Wien zurück, wo sie bis zu ihrem Tode lebte. Fanny Elßler war eine der größten Ballerinen der romantischen Epoche.

Fanny-Lewald-Ring

Bergedorf, seit 1984. Geb. Markus. Lewald: angenommener Name. Verh. Stahr. Pseudonym Iduna, Adriana. Schriftstellerin, Erzählerin. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (24.3.1811 Königsberg – 5.8.1889 Dresden)

Tochter des jüdischen Kaufmanns Markus, der später den Namen Lewald annahm. Mit 13 Jahren war ihre Schulzeit beendet. Sie hatte nun, wie es sich für junge Mädchen ihrer Schicht gehörte, ihre Zeit bis zur Verheiratung mit Malen, Musizieren und Hand-

arbeiten auszufüllen. Fanny Lewald wider setzte sich allen Heiratsplänen ihres Vaters. Sie interessierte sich für die emanzipatorischen Ideen der 48er Revolution und beschäftigte sich vor allem auch mit der Frauenfrage. Besonders ihr Erinnerungsbuch „Meine Lebensgeschichte“ ist eine wichtige Dokumentation der Lebensverhältnisse bürgerlicher Frauen im 19. Jahrhundert. Dieses den Frauen vorgeschriebene eingeschränkte Leben war für Fanny Lewald Anlass, sich intensiv mit der Frauenfrage zu beschäftigen. Ihr Cousin August Lewald, der die Zeitschrift Europa herausgab, unterstützte sie in ihren literarischen Bemühungen. In ihrem ersten Roman „Clementine“ (1843) schrieb Fanny Lewald über das Problem der Konvenienzehe, in ihrem zweiten „Jenny“ (1843) über die Unterdrückung von Juden und Frauen, in ihrem dritten „Eine Lebensfrage“ (1845) über die Ehescheidung und in ihrem vierten Roman „Der dritte Stand“ (1846) forderte sie, dass der Lebensstandard der Armutsschicht auf Kosten der besitzenden Schichten zu heben sei. Das Manuskript ihres ersten Romans legte sie ihrem Bruder und Vater vor und erhielt nur unter der Bedingung die Erlaubnis zur Publizierung, wenn sie ihn anonym veröffentlichen würde. Erst nach Erscheinen ihres ebenfalls anonym erschienenen zweiten Romans entschloss sie sich, unter ihrem Namen zu veröffentlichen. Durch ihre schriftstellerischen Erfolge konnte sie sich 1845 eine eigene Wohnung in Berlin leisten. Während einer Italienreise im Jahre 1845 lernte sie ihren späteren Ehemann Adolf Stahr kennen, der damals noch verheiratet war. Erst zehn Jahre später, nachdem Stahrs Frau die Scheidung eingereicht hatte, heirateten Fanny Lewald und Adolf Stahr. Sie lebten nun in Fanny Lewalds Berliner Wohnung und unternahmen viele Reisen durch Europa. 1863 und 1870 veröffentlichte Fanny Lewald zwei Schriften zur

Frauenfrage: „Osterbriefe für die Frauen“ und „Für und wider die Frauen“. In ihnen forderte sie das Recht der Frauen auf Erwerb und bessere Arbeitsbedingungen. Beide Publikationen hatten ein großes Echo. Obwohl sich Fanny Lewald für die Rechte der Frau einsetzte, tastete sie den männlichen Herrschaftsanspruch nicht an.

Fanny-Mendelssohn-Platz

Eimsbüttel, seit 2004. Fanny Mendelssohn Bartholdy (1805-1847), Komponistin und Pianistin, Schwester des Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy.

Siehe: Geschwister-Mendelssohn-Stieg

Feenteichbrücke

Uhlenhorst, seit 1904. Benannt nach der Lage. Im Zuge des Weges „Schöne Aussicht“ über den Ausfluss des Feenteiches führend

Flora-Neumann-Straße

St. Pauli, seit 2010, nach Flora Neumann (1911-2005), jüdische Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus; hat an den Hamburger Schulen bis ins hohe Alter als Zeitzeugin Tausende von Schülerinnen und Schülern über die NS-Zeit und den Holocaust aufgeklärt; zugleich zur Erinnerung an ihren Ehemann Rudolf N. (1908-1999), Elektriker, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, sowie an ihren Sohn Bernd, der mit den Eltern Auschwitz überlebte
Die jüdische Widerstandskämpferin Flora Neumann wurde 1911 in Hamburg geboren und war Schülerin an der Israelitischen Töchterschule in der Karolinenstraße (das Hauptgebäude ist unzerstört erhalten geblieben. In einigen Klassenräumen hat die Hamburger Volkshochschule eine Gedenkstätte als Museum Dr. Albert-Jonas-Haus in der Karolinenstraße 35 eingerichtet). 1938 floh Flora Neumann mit ihrem Sohn nach

Belgien und Frankreich und war im Widerstand gegen Hitler aktiv. Das Ehepaar wurde verraten und auf der Flucht getrennt. Ihren Sohn Bernhard konnten sie in einem belgischen Kloster verstecken. 1943 wurde Flora Neumann verhaftet und in das Konzentrationslager Auschwitz bei Krakau (Polen) deportiert. Sie überlebte nicht nur das KZ Auschwitz, sondern auch den Todesmarsch 1945 Richtung Westen in das KZ Ravensbrück (damaliger brandenburgischer Landkreis Templin-Uckermark). Nach der Befreiung traf sie ihren Mann, der das KZ Buchenwald überlebt hatte, in Brüssel wieder.

1951 kehrte sie gemeinsam mit ihrem Mann nach Hamburg ins Karolinenviertel zurück. Für jeden Tag, den sie im KZ hatten verbringen müssen, erhielten sie eine Entschädigung von 5 DM. Mit dem Betrag eröffneten sie in der Karolinenstraße eine Wäscherei.

Flora Neumann war ein außerordentlich aktives Mitglied der Jüdischen Gemeinde in Hamburg. Bis ins hohe Alter hat sie an Hamburger Schulen als Zeitzeugin Tausende von Schülerinnen und Schüler über die NS-Zeit aufgeklärt.

2005 starb Flora Neumann im Alter von 94 Jahren. Im November 2010 wurde ein Teil der bisherigen Grabenstraße im Karolinenviertel nach Flora Neumann benannt. Im Rahmen des städtebaulichen Erneuerungskonzeptes St. Pauli-Nord/Karolinenviertel ist mit dem Richtfest für das jüdische Kulturhaus Karolinenviertel in der Turnhalle der ehemaligen Israelitischen Töchterschule an der Flora-Neumann-Straße „ein weiterer Schritt gegen das Vergessen getan“ (QN-Karolinenviertel, Nr. 61/Juni 2011, S. 5).

Flora Neumanns Lebenserinnerungen mit dem Titel „Erinnern, um zu überleben“ (mit einem Nachwort von ihrer Nichte Peggy Parnass, Konkret-Verlag Hamburg 2006)

sind ein bewegendes und seltenes autobiographisches Zeugnis jüdischen Widerstandes während der NS-Zeit sowie des Überlebens in Vernichtungslagern. Peggy Parnass beschrieb in ihrem Nachwort zu den Lebenserinnerungen Flora Neumann so: „Die kleine, große Widerstandskämpferin. Klein, kulleräugig, sinnlich, lebenslustig, liebevoll, charmant, fröhlich, warm, spontan, unendlich großzügig. Ihre KZ-Nummer: 74559. Hübsch und leserlich am linken Arm. Nicht auszuradiieren. Flora, ihr Mann und ihr Sohn sind die einzigen Hamburger Juden, die als Familie überlebt haben. Die Bilder von Auschwitz haben Flora nie losgelassen. Bis zuletzt hat sie politisch Stellung bezogen, gegen Gleichgültigkeit und Ungerechtigkeit gekämpft. Wer sie kannte, liebte sie.“ *Cornelia Göksu*

Frapanweg

Sülldorf, seit 1965. Elise Therese Levien, Pseudonym: Ilse Frapan-Akunian, Schriftstellerin. Motivgruppe: Jugendschriftstellerin. (3.2.1849 Hamburg – 2.12.1908 Genf)

Tochter des Instrumentenmakers und späteren Pianofortefabrikanten Carl Heinrich Eduard Levien und dessen Ehefrau Marie Therese Antoinette geb. Gentzsch. Ilse Frapan wurde evangelisch-lutherisch getauft. Um nicht als Jüdin erkannt zu werden, nahm sie den Namen Ilse Frapan an und ergänzte ihn später um den zweiten Namen Akunian. Bevor Ilse Frapan Schriftstellerin wurde, arbeitete sie 14 Jahre lang als Lehrerin an verschiedenen Hamburger Schulen, so auch im Paulsenstift. Der Beruf der Lehrerin befriedigte sie aber nicht. Deshalb begann sie neben ihrer Tätigkeit als Lehrerin, die ihr finanzielle Unabhängigkeit garantierte, zu schreiben. Ermutigt durch einen wohlwollenden Brief Theodor Vischers, dem sie einige Manuskripte geschickt hatte, quittierte sie 1883 den Schuldienst und ging

mit ihrer Freundin, der Malerin Esther Mandelbaum, nach Stuttgart, um dort am Polytechnikum Theodor Vischers Vorlesungen über Ästhetik zu hören. Ilse Frapan avancierte zunächst zur Hausautorin der renommierten Zeitschrift „Deutsche Rundschau“. Aber bald stellten sich Misserfolge ein. Zurückgekehrt nach Hamburg, schrieb sie den sozialkritischen Roman „Erich Helebrink“, der im Hamburger Arbeitermilieu des ausgehenden 19. Jhds. spielt. Er wurde jedoch nicht angenommen und kam erst kurz vor ihrem Tod heraus. Finanziell ruiniert, zogen die beiden Freundinnen 1892 nach Zürich und blieben dort 10 Jahre. In Zürich hatten Frauen seit den 70er Jahren des 19. Jhds. die Möglichkeit, an der Universität zu studieren. Ilse Frapan nahm im Wintersemester 1892/93 das Studium der Botanik und Zoologie auf. Ihr Wunsch war es, zu promovieren und in Hamburg irgendein kleines Pöstchen zu bekommen, wo sie ihr finanzielles Auskommen hätte und nebenher schreiben könnte. Aber die Studiengebühren waren enorm hoch, die Anfeindungen gegen studierende Frauen unerträglich. Ilse Frapan brach ihr Studium ab und zog daraus die politischen Konsequenzen, was für sie bedeutete, sich der sozialistischen Bewegung anzuschließen. In ihrem Kurzroman „Wir Frauen haben kein Vaterland“ (1899), in dem sie über die Heimatlosigkeit der Frauen in einer patriarchalen Gesellschaft schreibt, lässt sie ihre Romanheldin die Sätze sagen: „Ich sollte eine Bitte an die Behörde schreiben, an irgend einen Senator bei uns und ihn fragen, ob es nicht irgend eine Staatshilfe für mich giebt. (...) Mir bleibt kein anderer Weg. Bin ich nicht ein Hamburger Kind? Giebt es nicht Stipendien für arme Studierende? Bin ich nicht arm genug? Ich werde ihnen alles schildern und alles beilegen: meine Studieneinweisung, mein Aufnahmezeugnis an der Zürcher Universität, die Zeugnisse über

meine Befähigung zur Matura. Und ich werde herzlich bitten: ‚Verhelfen Sie mir zur Matura, zur Vollendung meiner Studien, zur Promotion. Ich werde alles zurtückzahlen, wenn es mir möglich ist. Ich habe den dringenden Wunsch, etwas Nützliches zu leisten, ich werde meiner Vaterstadt keine Unehre machen, ich fühle die Kräfte in mir, etwas für andere zu sein.‘ Ist das zu stolz gesprochen? darf ich mir das nicht getrauen? Ist die Bitte unbescheiden? Die Stadt ist ja reich, voller Wohlthätigkeitsanstalten, voller Stiftungen. ‚Leben und leben lassen‘, das ist der Hamburger Wahlspruch. Eine große hilfsbereite Gutmütigkeit geht durch alle Klassen. (...) Wir sind ja auch eine Republik, der einzelne Bürger steht nicht so weit vom Zentrum wie in den monarchischen Staaten.“

Aufgrund ihrer Erfahrungen an der Universität in Zürich beschränkte Ilse Frapan ihren Kampf nicht auf die Emanzipation der Frau, sondern erweiterte ihn auf das große Feld der Unterdrückung und Ausbeutung. Sie befreundete sich mit dem Armenier Iwan Akunoff, der nach Zürich emigriert war, und engagierte sich fortan in der armenischen Freiheitsbewegung. 1901 wurden sie und Iwan Akunoff aus politischen Gründen aus Zürich ausgewiesen. Zusammen mit Esther Mandelbaum – die drei führten eine ménage à trois – gingen die beiden nach Genf. Als Ilse Frapan sich von Iwan Akunoff trennte, blieb sie dennoch in der armenischen Freiheitsbewegung und unterstützte sie nicht nur politisch, sondern auch finanziell. Um das Geld hierfür aufzubringen, schrieb sie Novellen, die sehr erfolgreich waren. So erschienen z. B. die „Hamburger Novellen“ in drei, die „Hamburger Bilder für Hamburger Kinder“ in zehn Auflagen. Ihre sozialkritischen Theaterstücke, die 1902 und 1905 am Altonaer Stadttheater und am Ernst Drucker Theater aufgeführt wurden, waren dagegen ein Misserfolg.

Ilse Frapans naturalistisch-sozialkritischen Schriften beleuchten die Lebensbedingungen der Hamburger Unterschicht des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Dieses Engagement für die Arbeiterklasse, ihre Arbeit in der armenischen Freiheitsbewegung und ihre jahrelange lesbische Lebensgemeinschaft mit einer Frau bewogen Hamburgs Politische Polizei, sie zu bespitzeln. Im Staatsarchiv Hamburg befindet sich eine entsprechende Akte, die den Zeitraum von 1900 bis 1927, also weit über den Tod Ilse Frapans hinaus, durch Texte und Zeitungsausschnitte abdeckt.

Als Ilse Frapan im November 1908 erfuhr, dass sie unheilbar an Krebs erkrankt sei, nahm sie sich zusammen mit ihrer Freundin am 2.12.1908 das Leben.

Frauenthal

Harvestehude, seit 1870

Das Nonnenkloster Herwardeshude, das in der Nähe des heutigen Stadtteils St. Pauli lag, besaß viel Grundbesitz. Dazu gehörten Eppendorf, Winterhude, Alsterdorf, Groß-Borstel, Niendorf, Lokstedt, Ohlsdorf, Eimsbüttel, Bahrenfeld, Ottensen, Othmarschen, Rissen. Im August 1295 wurde das Kloster in die Gegend der heutigen Straßen Harvestehuder Weg, Abteistraße, Heilwigstraße und Krugkoppel verlegt. Das neue Kloster erhielt den Namen Vrouwendal. Dieser Name findet sich in dem Straßennamen Frauenthal wieder. Gleichzeitig nahm das Kloster seinen alten Namen, Herwardeshude, mit. Nach ihm wurde später der Stadtteil, in dem das neue Kloster stand, benannt.

Friedastraße

Marienthal, seit 1909. Frei gewählter Name

Frieda-Wieking-Stieg

Uhlenhorst, seit 2010, nach Frieda Hertha Martha Wieking (1893-1967), Schwester,

Gewerkschafterin, Betriebsrätin bis 1933, 1933 als politisch unzuverlässig entlassen, 1935 wieder eingestellt als Schwesternaushilfe, 1945 erneut Gewerkschafterin, 1946/47 Vertreterin der Belange des Bundes freier Schwestern im Hamburger Bezirksvorstand, Provisorin an der Frauenklinik Finkenau, 1948 Betreuung der Schwestern als Bezirkschwester, 1951-1960 im Bezirksfrauenausschuss, 1958 pensioniert

„Als die Pionierin in der freiberuflichen Pflege, Agnes Karll (1868-1927), 1903 die erste Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen in Deutschland (BO; nach Verbot 1933 Neugründung als Deutscher Berufsverband für Pflegekräfte DBfK) gründete, gab es bereits gewerkschaftlich organisierte Pflegekräfte. Schon im Jahr 1900 wurde das erste Mal eine eigene ‚Sektion Gesundheitswesen‘ in einer Gewerkschaft gebildet. Waren es zunächst vorwiegend ‚Wärterinnen‘ und ‚Irrenpfleger‘, schlossen sich zunehmend auch Krankenschwestern der Gewerkschaft an. Diese gründeten 1928 die ‚Schwesternschaft der Reichssektion Gesundheitswesen‘ innerhalb der Gewerkschaft der Gemeinde- und Staatsarbeiter. (...) Die gewerkschaftlich organisierten Schwestern, seit 1949 im ‚Bund freier Schwestern‘ in der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV) zusammengeschlossen, wuchsen schnell zur größten freien Organisation heran. Im Jahr 1962 zählte der Bund bereits über 10.000 Mitglieder, während der nächstgrößere Berufsverband der ‚Agnes Karll-Verband‘ (heute: Deutscher Berufsverband für Pflegeberufe DBfK) 1961 weniger als 9.000 Mitglieder hatte. Seither hatten Pflegekräfte ihren festen Platz in der Gewerkschaft ÖTV, wo sie zunächst in den Abteilungen ‚Bund freier Krankenschwestern und Krankenpfleger‘ (...) ihre beruflichen und fachlichen Interessen vertreten konn-

ten. (Quelle: Artikel „Gewerkschaftliche Tradition im Gesundheitswesen“ auf ausbildung.info).

Frieda Wiedeking war möglicherweise Mitglied der BO; nach 1945 engagierte sie sich weiterhin politisch ehrenamtlich im Bezirksvorstand ihres Berufsverbands, dem „Bund freier Schwestern“. Die ehemalige Frauenklinik Finkenau wurde 1911/14 als „Institut für Geburtshilfe“ gegründet (geschlossen 2000). Die Klinik war auch Lehranstalt für Schwestern- und Hebammen-schülerinnen. Frieda Wiekling hatte mit ihrer Position einer Provisorin vermutlich die Verantwortung als Verwalterin der Apotheke inne.

Cornelia Göksu

Gänselieselweg

Billstedt, seit 1952. Motivgruppe: Märchengestalten

Gerlindweg

Rissen, seit 1957. Gestalt aus der Gudrunsage. Anonymes Heldenepos um 1240. Motivgruppe: Gestalten aus der Gudrunsage

Gerlind ist die Mutter Hartmuts von Ormanie. Sie beeinflusst ihren Sohn und überredet ihn, um Gudrun zu werben und sie gewaltsam zu entführen. Gudrun weist Hartmut jedoch ab, Gerlind tyrannisiert und erniedrigt daraufhin Gudrun.

Gertrud-Bäumer-Stieg

Bergedorf, seit 1984. Frauenrechtlerin, Politikerin. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (12.9.1873 Hohenlimburg – 25.3.1954 Bethel)

Entstammte einer protestantischen Theologenfamilie. Nach dem Tod des Vaters geriet die Familie in finanzielle Schwierigkeiten. Gertrud Bäumer wurde Lehrerin und unterrichtete ab 1892 an Mädchenvolksschulen. Sie engagierte sich daraufhin im Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein und kam

durch ihn mit der bürgerlichen Frauenbewegung in Kontakt. 1900 bestand sie die Oberlehrerinnenprüfung und studierte dann Philosophie und Theologie. Gleichzeitig arbeitete sie sehr eng mit Helene Lange (Helene-Lange-Straße) zusammen. Daraus entwickelte sich eine lebenslange Arbeits- und Lebensgemeinschaft. 1904 promovierte Gertrud Bäumer. In dieser Zeit schrieb sie für die von Helene Lange herausgegebene Zeitschrift „Die Frau“. 1907 übernahm sie die Redaktion der Zeitschrift „Neue Bahnen“. 1910 wurde Gertrud Bäumer Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine. Unter Gertrud Bäumer's Führung wurde gleich nach der Mobilmachung 1914 der Nationale Frauendienst gegründet. Selbst noch im Jahre 1918 verfasste Gertrud Bäumer Durchhalteparolen für die Frauenorganisationen. Als 1917 in Hamurg die Doppelinstitution soziale Frauenschule und sozialpädagogisches Institut gegründet wurde, wurde Gertrud Bäumer als Leiterin eingesetzt. Die Frauenschule bot eine zweijährige allgemeine soziale Ausbildung, das Institut eine fachliche Ausbildung für Sozialarbeiterinnen. Neben Gertrud Bäumer unterrichtete am Sozialpädagogischen Institut auch ihre Freundin Helene Lange. 1918 gründete Gertrud Bäumer mit Friedrich Naumann die Deutsche Demokratische Partei (DDP). 1920 wurde Gertrud Bäumer die erste Ministerialrätin Deutschlands und betreute im Reichsinnenministerium das Schulreferat. Von 1919 bis 1933 war Gertrud Bäumer Abgeordnete (DDP) des deutschen Reichstages. Mit der Machtergreifung durch die Nazis verlor sie ihre Stelle als Ministerialrätin. Während der Zeit des Dritten Reiches publizierte sie weiter, schrieb Romane über mittelalterliche Gestalten und Artikel für die Zeitschrift „Die Frau“, die die Frauen während des Krieges moralisch unterstützen sollten. 1949 wurde sie Mitbegründerin der CSU.

Gertrudenkirchhof

Altstadt, seit dem 18. Jahrhundert. Durch Übertragung der Bezeichnung des angrenzenden Kirchhofes der St. Gertrud-Kapelle

Gertrudenstraße

Altstadt, seit 1943. Gertrud von Nivelles. Patronin der während des Großen Brandes 1842 ausgebrannten und danach abgerissenen St. Gertrud-Kapelle, zu der die Straße führt. (Geb. um 626 in Nivelles, ursprünglich ein Landsitz der Pippiniden in Brabant, 20 km südlich von Brüssel – 17.3.659)

Die heilige Gertrud von Nivelles war die Tochter Pippins von Landen, dem Älteren, und der sel. Itta oder Iduberga. Durch den Einfluss ihrer Mutter legte sie bereits im Alter von 12 Jahren das Keuschheitsgelübde ab und schlug später eine Heirat mit dem Sohn des Herzogs von Austrasien aus. Nach dem Tod des Vaters führte sie bei ihrer Mutter ein sehr zurückgezogenes Leben. Auf Rat des Bischofs von Maastricht ließ Itta ihren Landsitz und die Ländereien in Nivelles in ein Kloster umwandeln. Mutter und Tochter traten dort ein und Gertrud wurde nach dem Tod der Mutter zur ersten Äbtissin des Klosters ernannt. Gertrud hielt ihre Nonnen zu Spinn- und Webarbeiten an und ließ sie von irischen Priestern unterrichten. Sie richtete eine Klosterbibliothek ein und begründete neben dem Kloster eine Herberge für Wanderer und Pilger.

Einen großen Teil ihres Vermögens gab sie auch für den Bau von Kirchen aus, weshalb sie oft mit einer Kirche im Arm dargestellt ist (z. B. auf einem Bild in der Hamburger St. Jacobi-Kirche). Ihr Gesundheitszustand hielt jedoch die starke Arbeitsbelastung nicht aus. Gertrud starb während der Heiligen Messe im Alter von 33 Jahren. Nach ihrem Tod wurde sie zur Schutzpatronin der Reisenden und Kaufleute. Fast alle Hansestädte besaßen im 14. Jahrhundert eine Kapelle oder einen Altar

zu Ehren der Heiligen Gertrud. Außerdem war sie die Schutzpatronin gegen Ratten- und Mäuseplage. Im Volksglauben gehört sie zu den Frühlingsbotinnen und wird als „Sommerbraut“ oder „erste Gärtnerin“ bezeichnet.

Gertrud-Pardo-Weg

Alsterdorf, seit 1985. Jüdisches Opfer des Nationalsozialismus. Gewerbeoberlehrerin an der staatlichen allgemeinen Berufsschule für die weibliche Jugend, Bezirksschule III, Schrammsweg 34. Leiterin der Haushaltungsschule Heimhuderstraße 70. (10.7.1883 Hamburg – am 25.10.1941 deportiert nach Lodz, am 3.6.1942 weiter deportiert)

Nachdem Gertrud Pardo 1933 als Gewerbeoberlehrerin entlassen worden war, leitete sie die Haushaltungsschule Heimhuderstraße 70. 1935 hatte die Deutsch-Israelitische Gemeinde von Privatleuten die Häuser Heimhuderstraße 68 und 70 erhalten. In der Nr. 70 richtete die Beratungsstelle für jüdische Wirtschaftshilfe zwei Ausbildungslehrgänge ein. Im Keller fand ein hauswirtschaftlicher Lehrkurs statt und im zweiten Stock gab es Unterrichtsräume für Nähkurse.

Um 1937 wurden die beiden Ausbildungslehrgänge zu Schulen erweitert: in die jüdische Haushaltungsschule, Abt. B: Externat und die jüdische Fachschule für Schneiderinnen. Die Haushaltungsschule bot hauswirtschaftliche und hauswirtschaftlich-gewerbliche Jahreskurse an. Ausbildungsziele waren a) Grundlagenkenntnisse für soziale und pflegerische Berufe sowie für den Beruf der Hausgehilfin zu vermitteln und b) Frauen auf handwerkliche Berufe vorzubereiten (z. B. durch Wäschenähen, Schneidern, Zeichnen). Diese Ausbildung wurde als Hachscharah anerkannt, d. h. als Vorbereitung jüdischer Jugendlicher auf ein Leben in Palästina. Bevor Gertrud Par-

do die Leiterin der Haushaltungsschule wurde, hatte sie bereits den Haushaltungskursus der Beratungsstelle für jüdische Wirtschaftshilfe geführt, der in der Heimhuderstraße 70 ab 1934 eingerichtet worden war.

Das Ziel der jüdischen Wirtschaftshilfe war es, berufliches Wissen und Können zu vermitteln, damit sich die Auswanderungswilligen in den Kibuzim von Palästina oder in den Emigrationsländern eine neue Existenz aufbauen konnten.

Gertrud-Seele-Kehre

Bergedorf, seit 1987. Gegnerin des Nationalsozialismus. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (22.9.1917 – 12.1.1945 Berlin)

Kind aus einer Arbeiterfamilie. Besuch der Volks- und Oberrealschule, Arbeitsdienst, seit ihrem 18. Lebensjahr in der Krankenpflege tätig, Ausbildung zur Krankenschwester, Fürsorgeexamen. Danach im Fürsorgewesen tätig. 1941 Geburt ihrer Tochter Michaela. 1942 Evakuierung nach Merke/Niederlausitz. Oktober 1943 Rückkehr nach Berlin.

Gertrud Seele war eine entschiedene Gegnerin des Naziregimes. Während der Kriegsjahre half sie bedrängten Jüdinnen und Juden. Weil sie sich in ihrem Evakuierungsort Merke während einer Unterhaltung negativ über das Naziregime geäußert hatte, wurde sie von der Gestapo beobachtet. Das wurde ihr zum Verhängnis. Als sie – bereits nach Berlin zurückgekehrt – noch einmal nach Merke fuhr, um nach ihrer dort gelagerten Aussteuerwäsche zu schauen, wurde sie verhaftet und in die Untersuchungsanstalten nach Frankfurt/Oder und Berlin überführt.

Am 6.12.1944 wurde Gertrud Seele vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Ihr Wunsch, noch einmal ihr Kind sehen zu dürfen, wurde nicht erfüllt. (Siehe: Elisabeth-von-Thadden-Kehre.)

Gertrud-Werner-Weg

Bergedorf, seit 1984. Von 1912–1957 Hebamme in Allermöhe. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (1887–1971)

Leider war über Gertrud Werner nichts in Erfahrung zu bringen – weder im Staatsarchiv, beim Deutschen Hebammenverband noch beim Bezirksamt Bergedorf.

Geschwister-Beschütz-Bogen

Groß Borstel, seit 1993. Olga und Marie. Jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Lehrerinnen. (Marie: 11.2.1882 Hamburg – deportiert am 6.12.1941 nach Riga, genaues Todesdatum unbekannt.) (Olga: 28.6.1876 Hamburg – deportiert am 6.12.1941 nach Riga,

genaues Todesdatum unbekannt)

Olga: Seit 1904 im Hamburger Schuldienst. Von 1908 bis 1911 Lehrerin an der privaten höheren Mädchenschule Elsa Weis-Mann. Von 1911 bis 1920 Lehrerin an der Schule Marie Busse, dann an der Volksschule Dehnhaide 60. Ab 1926 an der Schule Schwenckestraße 100.

Marie: 1903 bis 1908 Lehrerin an der privaten höheren Mädchenschule Margarethe Fleck, Milchstraße. 1908 bis 1919 an der Mädchenschule Hübbe in der Maria-Louisen-Straße. Ab 1922 an der Schule Koppel 18. Ab 1928 an der Schule Erikastraße 23.

Die Geschwister Beschütz wurden 1933 aus dem Schuldienst entlassen. Am 6.11.1941 wurden sie zusammen mit ihrer Schwester Clara, die im Kinderschutzverein tätig gewesen war, nach Riga deportiert. Kurz vor der Deportation gaben die Schwestern ein Abschiedessen. Dabei verabreichten sie ihrer Mutter, die mit ihnen in der Husumerstraße 37 lebte und die sie hätten zurücklassen müssen, ein Schlafmittel. Es war jedoch nicht stark genug. Frau Beschütz kam, nachdem ihre Töchter deportiert worden waren, in das Jüdische Heim an der Schäferkampsallee, wo sie bald verstarb.

Geschwister-Mendelssohn-Stieg

Neustadt, seit 1999

Fanny Mendelssohn, verh. Hensel (14.11.1805 Hamburg - 14.5.1847 Berlin) und ihr Bruder Felix Mendelssohn Bartholdy (3.2.1809 Hamburg - 4.11.1847 Leipzig). Fanny M.: Komponistin, Pianistin, Dirigentin. Felix Mendelssohn: Komponist

Im Park an der Ludwig-Ehrhard-Straße gegenüber dem Michel, in der Nähe, wo einst das Geburtshaus des Geschwisterpaares stand, stehen die beiden Gedenksteine für Felix und Fanny Mendelssohn. Eigens hierfür wurde dort ein Weg mit dem Namen „Geschwister-Mendelssohn-Stieg“ angelegt. Fanny und Felix Mendelssohn stammten aus einem Bankiershaushalt (Vater: Abraham Mendelssohn, Bankier). Die Mutter, Lea geb. Salomon, war eine hervorragende Pianistin. Sie gab ihrer Tochter schon früh Klavierunterricht. Fanny begann bereits als Kind zu komponieren und erhielt mit ihrem vier Jahre jüngeren Bruder Kompositionsunterricht bei Carl Friedrich Zelter.

1816 wurden die Kinder, 1822 die Eltern, protestantisch getauft. Die Familie nahm den Beinamen „Bartholdy“ an.

Die musikalischen Wege der Geschwister trennten sich, als Felix begann sich auf den Musikerberuf vorzubereiten, wozu u. a. weite Reisen durch halb Europa gehörten.

Fanny hingegen musste zu Hause bleiben. Ihr war nur die Laufbahn einer Hausfrau und Mutter vergönnt. Obwohl sie professionell ausgebildete Musikerin war, sollte „die Musik immer nur Zierde, niemals aber Grundbaß ihres Tuns und Seins werden“, bestimmte ihr Vater. So beschränkten sich ihre musikalischen Aktivitäten auf die „Sonntagsmusiken“ im elterlichen Hause in der Leipziger Straße 3 in Berlin. Ursprünglich für Felix gedacht, damit er vor einem geladenen Publikum seine Kompositionen aufführen konnte, nahm sich Fanny dieser jeden Sonntag statt-

findenen Matinees an. Sie stellte die Programme zusammen, ließ Sänger der königlichen Oper und Mitglieder der Hofkapelle auftreten, spielte und dirigierte selbst und baute sich einen eigenen Chor auf. Auf diese Weise bestimmte sie entscheidend das Berliner Musikleben mit.

Fanny Mendelssohn, verheiratete Hensel, komponierte Lieder, Kammermusikwerke, den Klavierzyklus „Das Jahr“, ein Oratorium, die Symphoniekantaten „Hiob“ und „Lobgesang“ etc. Erst kurz vor ihrem Tod begann sie gegen den Willen ihres Bruders, aber mit Unterstützung ihres Mannes, des Malers Wilhelm Hensel, ihre Werke zu publizieren.

Ein Großteil ihres kompositorischen Nachlasses befindet sich im Mendelssohn-Archiv der Berliner Staatsbibliothek.

Geschwister-Scholl-Straße

Eppendorf, seit 1947. Sophie und Hans. Gegner des Nationalsozialismus, die für die Freiheit des Geistes kämpften. Widerstandskreis „Weiße Rose“.

Sophie: (9.5.1921 Forchtenberg/Kocher – hingerichtet am 22.2.1943 in München-Stadelheim)

Hans: (22.9.1918 Ingersheim/Jagst – hingerichtet am 22.2.1943 in München-Stadelheim)

Kinder des Bürgermeisters von Ulm. Hans Scholl war in der HJ, Sophie Scholl BDM-Mitglied. 1938 wurden beide zum erstenmal verhaftet, weil sie, bestärkt durch ihre Eltern, ihre „bündische Jugendarbeit“ fortgesetzt hatten. Sophie erlangte nur langsam eine Abneigung gegen den NS-Staat, hilfreich war dabei der Einfluss ihrer Eltern und die Eindrücke, die Sophie während ihres Arbeits- und Kriegshilfsdienstes gewann. Auch ihr Bruder Hans musste erst den Krieg miterleben und in einem Feldlazarett arbeiten, um sich in den Widerstand zu begeben. Sophie studierte Biologie und Philosophie, ihr Bruder Hans Medizin. Im Mai/Juni 1942 gab er

mit seiner Schwester und weiteren Kommilitonen die ersten vier Flugblätter der „Weißen Rose“ heraus, die im November 1942 an der Münchener Universität verteilt wurden. In einem weiteren Flugblatt rief Hans Scholl in der leidenschaftlichen Sprache der Empörung zum Sturz des NS-Regimes auf. Nach der Niederlage von Stalingrad schrieben die Geschwister Scholl noch ein Flugblatt, welches an die Studentenschaft gerichtet war und im Februar 1943 verteilt wurde. Auch hierin riefen sie zum Sturz des NS-Staates und zur Beendigung des Krieges auf. Die Geschwister Scholl agierten sehr isoliert. Sie reagierten aus ethischen Motiven, als empörte und unterdrückte junge Menschen. Am 18.2.1943 wurden die Geschwister verhaftet und am 22.2. vom Volksgerichtshof zum Tode durch das Fallbeil verurteilt und hingerichtet.

Geschwister-Witonski-Straße

Schnelsen, seit 1993. Eleonora Witonska (5 Jahre alt) und Roman Witonski (7 Jahre alt). Opfer des Nationalsozialismus. In der Nacht vom 20. auf den 21. April 1945 im Keller der Hamburger Schule am Bullenhuser Damm ermordet
Eleonora und ihr Bruder Roman waren die Kinder des Kinderarztes Dr. Seweryn Witonski aus der polnischen Industriestadt Radom. „Nach der Besetzung Polens durch die deutsche Wehrmacht wurden die Witonskis am 21. März 1943 gemeinsam mit anderen Juden zum Erschießen auf den Friedhof des Nachbarortes Szydlowiec gebracht. Die Mutter, Rucza Witonska, konnte sich und ihre beiden Kinder Roman und Eleonora hinter Grabsteinen verstecken. Von dort aus sahen sie die Erschießung des Vaters. Als sie entdeckt wurden, war die „Aktion“ bereits beendet. Mutter und Kinder wurden ins Konzentrationslager Auschwitz transportiert. Dort wurden die Kinder von ihr getrennt und mit 18 anderen ins KZ Neuengamme gebracht (...). Die Mutter

überlebte das Lager. Nach ihrer Befreiung suchte sie in vielen Ländern nach ihren Kindern. Erst 1982 erfuhr sie vom Kindermord am Bullenhuser Damm in Hamburg. Frau Witonska lebt heute in Paris. Als sie zum erstenmal in der Hamburger Gedenkstätte war und hörte, in Burgwedel werde eine Straße nach ihren Kindern benannt, sagte sie: ‚Ich bin all diesen Menschen so dankbar, daß meine Kinder nicht vergessen sind.‘ (Günther Schwarberg: Straßen der Erinnerung. Hrsg. von der Vereinigung „Kinder vom Bullenhuser Damm e.V.“, Hamburg o. J.)

In dieser Schrift heißt es zur Straßennamensbenennung nach den „Kindern vom Bullenhuser Damm“: ‚Mit seinem Beschluß, die Straßen im Neubaugebiet Schnelsen-Burgwedel nach den Kindern zu benennen, die am 20. April 1945 in den Kellern der Schule am Bullenhuser Damm von SS-Schergen ermordet wurden, hat der Ortsausschuss Lokstedt ein Zeichen wider das Vergessen und für die Auseinandersetzung mit unserer Geschichte‘ gesetzt. Lange war das Schicksal der Kinder unbekannt. Der Verfasser dieser Broschüre, der Hamburger Journalist Günther Schwarberg, legte das Verbrechen an den 20 Fünf- bis Zwölfjährigen in den siebziger Jahren offen, suchte ihre Angehörigen und gründete mit ihnen 1979 die ‚Vereinigung Kinder vom Bullenhuser Damm‘. Ihr Ziel ist es, die Erinnerung an die Kinder wach zu halten. (...) Die Bewohner/innen von Burgwedel können jetzt nachlesen, was es mit dem Namen ihrer Straße auf sich hat und das auch ihren Kindern erklären. Denn sie werden wissen wollen, wer diese Kinder waren und warum man nach ihnen Straßen benannt hat. Und sie werden verstehen, warum ihre Eltern sagen: ‚Nie wieder!‘“

Der SS-Arzt Dr. med. Kurt Heißmeyer hatte an den Geschwistern Witonski und weiteren 18 Kindern im KZ Neuengamme

me Impfversuche mit Tuberkulosebazillen durchgeführt, mit dem Ziel, nachzuweisen, dass eine zusätzlich gespritzte Dosis Tuberkelbazillen in einen bereits erkrankten Körper die Immunität des an TBC Erkrankten erhöhen würde. Diese Methode war allerdings längst als äußerst gefährlich erkannt und verworfen worden. Die Kinder erlitten durch die Impfung starke Schmerzen und gesundheitliche Schäden. Sie bekamen hohes Fieber, wurden bettlägrig, verloren den Appetit. Die durch die injizierten Tuberkulosebazillen angeschwollenen Drüsen wurden operativ entfernt. Die SS war sich der Unmenschlichkeit dieser Experimente durchaus bewusst. Um sie geheimzuhalten, wurden die Kinder in einer Geheimaktion in die Schule am Bullenhuser Damm gebracht. Diese Schule war am 1.10.1944 zu einem Außenkommando des KZ Neuen-gamme erklärt und mit elektrisch geladenem Stacheldraht umzäunt worden. 592 Häftlinge wurden hier von 16 SS-Männern bewacht. Als die Kinder dorthin kamen, war die Schule wegen der vier Kilometer vor Hamburg verlaufenden Front bereits geräumt worden. 20 Jungen und Mädchen im Alter zwischen fünf und zwölf Jahren, ihre beiden französischen Häftlingsärzte, ihre zwei holländischen Häftlingspfleger und etwa 30 sowjetische Kriegsgefangene wurden, nachdem sie Morphiumspritzen bekommen hatten, im Keller der Schule an Schlingen erhängt, die mit Fleischerhaken an der Decke befestigt worden waren.

Giselaweg

Fuhlsbüttel, seit 1951. Frei gewählter Name

Goldmariekenweg

Schnelsen, seit 1948. Märchengestalt. Aus: Karl Müllenhoff: Sagen, Märchen und Lieder. Kiel 1845. Motivgruppe: Holsteinische Geschichte, Sagen und Märchen

Das Märchen heißt „Goldmariken und Goldfeder“ und handelt von der wunderschönen Tochter eines Edelmannes. Als sich ihre Eltern bei einer Ausfahrt verirrtten, half ihnen ein Pudel, den rechten Weg nach Hause zu finden. Als Belohnung forderte er, das von den Eltern zu bekommen, was ihnen beim Nachhausekommen zuerst begegnen würde. Dies war Goldmariken, die ihren schon vermissten Eltern freudig entgegenkam. Bevor sie jedoch zum Pudel musste, der in Wirklichkeit eine Hexe war, lehrte sie eine Nachbarin „das Wünschen“. Mit dieser Fähigkeit ausgestattet, hatte es Goldmariken bei der Hexe leicht. Alle Arbeit, die ihr aufgetragen wurde und zu der sie gar nicht fähig war, gelang ihr. Denn sie brauchte sich nur die Erledigung dieser Arbeit wünschen. Eines Tages brachte die Hexe einen Prinzen mit Namen Goldfeder, der sich im Wald verirrt hatte, ins Hexenhaus. Goldmariken und Goldfeder freundeten sich an, und Goldmariken war ihm stets behilflich. Es gelang ihnen, zu fliehen und zu Goldfeders väterlichem Schloss zu gelangen. Bevor jedoch Goldfeder das Schloss betrat, beschwor ihn Goldmariken, sich ja von niemandem küssen zu lassen, denn sonst würde er sie auf der Stelle vergessen. Es kam wie es kommen musste: Goldfeders ehemalige Freundin begrüßte ihn mit einem Kuss, und Goldfeder vergaß Goldmariken auf der Stelle. Die todunglückliche Goldmariken zog in ein Haus ganz in der Nähe des Schlosses. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie mit Nähen. Da Goldmariken sehr schön war, versuchten die drei Brüder von Goldfeder, mit ihr anzubandeln. Sie erschienen nacheinander einzeln bei Goldmariken und brachten ihr Kleidung zum Nähen. Und jedesmal bat Goldmariken sie, über Nacht zu bleiben – was die jungen Herren natürlich mit Freuden annahmen. Aber was geschah? Goldmariken zauberte die jungen Herren fest, den einen an der Haustür, den anderen

an der Gartentür. Der dritte musste die ganze Nacht mit einem Kalb an der Leine durch die Gegend laufen.

Als der Tag kam, an dem Goldfeder mit seiner Freundin Hochzeit halten wollte, musste er mit seiner Kutsche an Goldmarikens Haus vorbei. In diesem Moment wünschte sich Goldmariken, die Kutsche möge vor ihrer Tür in einem tiefen Morast versinken, und es geschah. Da die Leute nicht wussten, dass Goldmariken diesen Unfall verursacht hatte, es ihnen aber klar war, dass Goldmariken wünschen konnte, baten sie sie zu helfen. Als Lohn für ihre Dienste wünschte sich Goldmariken, an der Hochzeitsfeier teilnehmen zu dürfen. Zur Feier erschien sie mit ihren zwei Tauben, setzte sich an die gedeckte Festtafel, aß aber nichts und blickte nur traurig. Als man sie fragte, was sie hätte, antwortete sie: „Täubchen, Täubchen mag nicht essen, Goldfeder hat Goldmariken auf dem Stein vergessen.“ Und was geschah? Goldfeder erkannte Goldmariken, ließ seine Braut sitzen und heiratete sein Goldmariken.

Gordonkehr

Bergedorf, seit 1985. Klara Gordon. Oberin des Israelitischen Krankenhauses.

Motivgruppe: Verdiente Frauen.

(20.11.1866 – 20.12.1937 Hamburg)

Am 1. März 1898 kam Klara Gordon als ausgebildete Krankenschwester an das Israelitische Krankenhaus in Hamburg. 1908 wurde sie dort Oberin und leitete die krankenhauseigene Krankenpflegeschule und das Schwesternheim, das seit 1902 als unabhängige Stiftung geführt wurde. Klara Gordons Ziel war es, „eine Pflegerinnenschule in Anlehnung an das Krankenhaus zu errichten, um jüdische Mädchen und Frauen zu tüchtigen Krankenpflegerinnen heranzubilden, die in der Schule übernommenen Krankenpflegerinnen (Schwestern) sowohl in Kranken- und Siechenanstalten zu beschäftigen als auch

der Pflege von Kranken aller Konfessionen in Familien (gegen ein der Stiftung zu entrichtendes Honorar) und in die Armenpflege unentgeltlich zu entsenden, den Schwestern in Krankheitsfällen bei Erwerbsunfähigkeit und im Alter eine auskömmliche Versorgung zu sichern.“ Für alte Schwestern war durch einen Pensionsfond gesorgt. Während des Ersten Weltkrieges wurde das Israelitische Krankenhaus zum Reservelazarett. Nach 1933 war das Krankenhauspersonal starken Repressalien ausgeliefert. Klara Gordon verhielt sich in all diesen Zeiten vorbildlich und aufopfernd gegenüber ihren Kranken. Bei ihrer Verabschiedung sagte der Kuratoriumsvorsitzende Dr. Fritz Warburg: „Sie war eine aufrechte Jüdin, allgemein anerkannt als vorzügliche Vertreterin ihres Berufes, die voll tiefem Mitgefühl für alle körperlichen und seelischen Schmerzen ihrer Glaubensgenossen für sie sorgte und doch auch gern Liebes-tätigkeit den Nichtjuden zuwandte, damit jeder den Segen unseres Krankenhauses empfinde. (...) Stolz und bescheiden, aufrecht und anspruchslos, überlegt und zurückhaltend, streng gegen sich selbst und andere, aber voll Nachsicht und Verständnis für die Schwächen und Fehler ihrer Mitmenschen, trat uns Clara Gordon entgegen. Indem sie mit ihrer Würde und unermüdlichen Willenskraft das innere Leben im Krankenhaus leitete, straffte sie auch den Willen der Kranken und war allen eine Quelle des Trostes und des Lebensmutes. (...) Wir wollen uns ihre wundervolle Hingabe an unser Krankenhaus, dessen wahre Mutter sie war, die Charakterstärke und Energie, in der sie eine schöne Tradition aufrecht erhielt, zum Muster nehmen.“ (Mary Lindemann (Hrsg.): 140 Jahre Israelitisches Krankenhaus in Hamburg, Hamburg 1981.)

Gottschedstraße

Winterhude, seit 1910, nach Johannes Christoph Gottsched benannt.

Ergänzt 2001/2002 um die ebenso bedeutende Ehefrau Luise Adelgunde Gottsched geb. Kulmus. Neuer Erläuterungstext: benannt nach dem Schriftstellerehepaar Luise Adelgunde Victoria G. (1713-1762), erste vollbeschäftigte Journalistin Deutschlands, und Prof. Johannes Christoph G. (1700-1766), Literaturtheoretiker

„Nie mehr würde ich einen berühmten Mann heiraten“ soll die „Frau Professor Gottsched“ kurz vor ihrem Tod geäußert haben.

Den berühmten Literaturtheoretiker, Sprachlehrer und geistigen Führer der Frühaufklärung, Johannes Christoph Gottsched, hatte die Tochter eines königlich-polnischen Leibarztes bereits im Alter von 17 Jahren kennen gelernt. Da war sie, die zwei Fremdsprachen gelernt hatte, schon schriftstellerisch tätig.

Fünf Jahre später heiratete das Paar. Luise Kulmus wurde nun die „Gottschedin“ und zur „geschickten Freundin“ ihres Mannes, der in Leipzig eine Professur hatte und Herausgeber von „Die vernünftigen Tadelrinnen“, der ersten Wochenschrift für Frauen, war.

Das Ehepaar setzte sich für eine bessere Frauenbildung ein, was jedoch nicht implizierte, dass Herr Gottsched die berufliche Laufbahn seiner Frau wohlwollend unterstützte. Recht war es ihm zwar, dass seine Frau für ihn wissenschaftliche Hilfsarbeiten verrichtete – „Galeerenarbeit“ – wie sie diese Tätigkeiten einmal in einem Brief an ihre Freundin bezeichnete. Aber ihre selbständigen Arbeiten wie das Übersetzen von Voltaire, Molière, J. Addison und A. Pope und ihre schriftstellerischen Arbeiten – sie veröffentlichte mit Erfolg Dramen und Lustspiele – waren ihm wohl ein Dorn im Auge. So beschwerte sich Luise Gottsched in Briefen an ihre Freundin über seine Bevormundungen.

Luise Gottsched wurde Deutschlands erste vollberufliche Journalistin und schrieb viele Artikel in den unter dem Namen ihres Mannes herausgegebenen Zeitschriften. Allerdings waren nur wenige ihrer Artikel mit ihrem Namen gezeichnet.

Gretchenkoppel

Poppenbüttel, seit 1947. Flurname

Gretelstieg

Schnelsen, seit 1970. Märchengestalt, im Anschluss an die Motivgruppe: Holsteinische Geschichte, Sagen und Märchen

Grete-Nevermann-Weg

Rissen, seit 1981. Vorsitzende des Ortsausschusses Blankenese. (14.1.1907 Klein-Flottbek – 25.12.1973 Hamburg/Rissen)

Als zweite Tochter der Eheleute Wilhelm und Ida Faden geboren. Ihr Vater war Handwerker (Maler) und nach dem Zweiten Weltkrieg als Betriebshandwerker bei Oetker tätig.

Nach dem Besuch der achtjährigen (preußischen) Volksschule machte Grete Nevermann eine Lehre als Verkäuferin bei der Konsum-Genossenschaft (Produktion).

1930 heiratete sie Dr. jur. Paul Nevermann, der nach dem Krieg Senator und Bürgermeister in Hamburg wurde. 1935 wurde der Sohn Jan, 1937 die Tochter Anke und 1944 der Sohn Knut geboren. 51 Jahre lang war Grete Nevermann als SPD-Mitglied aktiv in der Kommunalpolitik tätig und vier Jahre lang, von 1961 bis 1965 fungierte sie als Frau des Ersten Bürgermeisters Dr. Paul Nevermann als „First Lady“ der Hansestadt. Von 1950 bis 1972 war sie im Ortsausschuss Blankenese aktiv; von 1958 bis 1961 dessen stellvertretende Vorsitzende und von 1969 bis 1972 Vorsitzende. Sie engagierte sich besonders in der Wohnungs- und Baupolitik. Am 25. Dezember 1973 verstarb sie in ihrem Haus in der Rissener Landstraße 17, in dem die Familie seit 1939 wohnte.

Grete-Zabe-Weg

Barmbek-Süd, seit 2008. Nach Grete Marie Z. (18.3.1877 Danzig – 1.12.1963 Hamburg), Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft von 1919-1933; Verfolgte des Nationalsozialismus

Grete Zabe geb. Tischowski war fünf Jahre alt, als ihre Eltern, der Vater ein Schiffszimmerergeselle, die Mutter ein Dienstmädchen, verstarben. Sie kam in ein Waisenhaus, später zu Pflegeeltern.

Grete besuchte die Volksschule, wurde Dienstmädchen, später Arbeiterin in einer Zigarrenfabrik. Mit zwanzig Jahren heiratete sie einen Malergehilfen. Ein Jahr später wurde das erste Kind, drei Jahre darauf das zweite und nach weiteren vier Jahren das dritte Kind geboren. Da das Gehalt ihres Mannes nicht für den Lebensunterhalt der Familie ausreichte, übernahm Grete Zabe zwischenzeitlich immer mal wieder Aushilfsarbeiten. 1906 zog das Ehepaar nach Hamburg.

Dort wurde Grete Zabe auf Anregung ihres Mannes, einem aktiven Sozialdemokraten und Gewerkschafter, im Jahre 1907 Mitglied der SPD. Grete Zabe, die großes Redetalent besaß, machte Parteikarriere: 1913 wurde sie in den SPD-Distriktvorstand Hamburg-Uhlenhorst gewählt und leitete während des Ersten Weltkrieges die Kriegsküche dieses Stadtteils. Von 1919 bis 1933 war sie Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft und im Ausschuss für Wohnungsfragen sowie als einzige Frau in der Deputation für das Gefängniswesen tätig, wo sie sich für eine Reform des Strafvollzugs stark machte. Zwischen 1922 und 1933 agierte sie als Mitglied des Landesvorstandes und des Frauenaktionsausschusses der SPD. Von 1922 bis 1927 war sie Vorsitzende des Frauenaktionsausschusses. Dieser hatte sich das Ziel gesetzt, möglichst viele Wählerinnen zu gewinnen.

Allerdings erreichten die Genossinnen mit ihren Frauenversammlungen, Plakaten und Flugblättern nicht die breite Masse. Die bürgerlichen Parteien hingegen hatten schon länger erkannt, wie die „Frau von der Straße“ am besten anzusprechen sei – nämlich mit Angeboten im Freizeitbereich. So wurde ab 1924 auch die SPD in dieser Richtung aktiv, bot „Frauenfeierstunden“ und Film- und Lichtbildabende mit kurzen politischen Referaten an.

Die zentralen Forderungen der SPD und des Frauenaktionsausschusses waren u. a.: gleicher Lohn für gleiche Arbeit; Verbesserung des Arbeits- und Mutterschutzes für erwerbstätige Frauen; gleiches Recht auf Erwerbstätigkeit für Mann und Frau; Reform des Paragraphen 218.

1933 und 1944 wurde Grete Zabe von der Gestapo mehrere Tage inhaftiert – und auch Hausdurchsuchungen musste ihre Familie über sich ergehen lassen.

Nach 1945 war Grete Zabe wieder für die SPD und die Arbeiterwohlfahrt aktiv.

Gudrunstraße

Rissen, seit 1949. Nach Kudrun (Anonymes Heldenepos, entst. um 1240)

„Gudrun (Kudrun) ist die Tochter von König Hetel von Hegelingen und seiner Frau Hilde. Sie wird von Hartmut von Ormanie entführt, gibt aber seiner Werbung nicht nach. Sie muß deshalb 13 Jahre Magddienst tun, bis sie von ihrem Verlobten Herwig von Seeland und ihrem Bruder Ortwein nach einem schweren Kampf befreit wird.“ (Annamarie und Wolfgang van Rinsum: Lexikon literarischer Gestalten, Stuttgart 1988.)

Guttmanring

Langenbek, seit 1988. Helene und Jacob. (im Amtlichen Anzeiger: Jakob, im Jüdischen Gedenkbuch: Jacob). Jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Kaufmannsehepaar aus Wilhelmsburg.

*Helene geb. Goldberg (24.8.1877
Pölitz – am 8.11.1941 deportiert nach
Minsk, im KZ umgekommen, genaues
Todesdatum unbekannt.) Jacob (19.2.1877
Stewnitz – am 8.11.1941 deportiert nach
Minsk, im KZ umgekommen, genaues
Todesdatum unbekannt)*

Das Ehepaar hatte einen Textilwarenhandel und wohnte in der Bornstraße 18.

Hanne-Darboven-Ring

*Eißendorf, seit 2011, nach Hanne
Darboven (1941-2009), international
renommierte Harburger Konzept-
künstlerin, die sich in ihren Werken
insbesondere mit dem Sichtbarmachen von
Zeiträumen beschäftigte*

Als Tochter von Kirsten und Caesar D. 1941 in München geboren, wuchs die mittlere von drei Töchtern in einer Harburger Kaufmannsfamilie auf. Der Vater war Inhaber der Kaffeeirma Johann Wilhelm Darboven (diese Firma bestand bis 1972 und ist nicht zu verwechseln mit der Kaffeeirma von Johann Joachim Darboven, gegründet 1886 in Hamburg. Die erhalten gebliebene kostbare historische Einrichtung der Dampf-Kaffeeerösterei mit Ladengeschäft von 1895 in der Lüneburger Straße 7 befindet sich im Bestand des Helms-Museums Harburg; Quelle: Christian Bittcher, hannonline.de).

Hanne Darboven studierte von 1962 bis 1965 an der Hamburger Hochschule für Bildende Künste bei Willem Grimm und Almir Mavignier. Von 1966-68 lebt und arbeitet sie in New York. Dort begegnet sie Künstlern der Minimal Art wie Sol LeWitt oder Carl André. In dieser Zeit entstehen die ersten seriellen Zeichnungen auf Millimeterpapier. Im Rahmen einer extremen Konzept- und Minimal-Kunst entwickelt Hanne Darboven Systeme einfacher Zahlenabläufe und in Zahlenkolonnen und Kästchen aus scheinbar beliebigen Kalen-

derdaten in streng vorbestimmten Strukturen (zum Beispiel 3-5-7-5-3) mit komplexen Variationsfolgen. Ihre erste Einzelausstellung hat sie 1967 in Düsseldorf bei dem Maler und Galeristen Konrad Fischer (vertrat wegweisende Kunstrichtung des „Kapitalistischen Realismus“). 1973 stellte Hanne Darboven ihre Arbeiten bei Leo Castelli in New York aus.

1969 kehrte sie nach Hamburg zurück und lebte in ihrem Atelier in Rönneburg. Nun begann ihre Schreibzeit: „Ich schreibe, aber ich beschreibe nichts“ oder „ich schreibe, aber ich lese nicht“, so die Künstlerin über das Ritual ihres Schreibwerks, welches schließlich zehntausende Seiten umfasste, gefüllt „mit nimmer enden wollenden Schriftzeilen (...), Kästchen und Linien, Abschreiben aus dem Brockhaus, aus ‘Spiegel’-Magazinen, Gedichten und Schriften von Lao Tse über Martin Luther zu Charles Baudelaire und Friedrich Hölderlin“ (Mirja Rosenau in *art-magazin* 13.3.2009). Sie bezog Monumentalwerke, etwa Homers „Odyssee“ oder Heinrich Heines Fragment „Atta Troll“ in ihre kulturgeschichtlichen Diagramme ein. In ihnen dokumentierte sich vor allem eines: der unbewusste Zeitfluss – auf dem Hintergrund historischer und damals aktueller geistesgeschichtlicher Parameter. Frühe akustische und optische Eindrücke fanden Eingang in ihr Oeuvre: Verlesen von Kaffeebohnen, Bildungsbürgerliches, Buchhalterisches. In der Arbeit „Friedrich II, Harburg 1986“ verwendete sie vierhundert Mal das Motiv einer Postkarte von 1910, auf der in Harburgs Zentrum der Kaffeeladen der Darbovens zu sehen ist. Auf 19 Blättern schrieb sie die Biographie Friedrichs II. von Preußen (1712-1786) ab. Vier Blätter ermöglichen die Überleitung zum Heute, sieben nimmt sie für die Jahresrechnungen und 365 für Tagesrechnungen. Das von ihr entwickelte „Konzept zur Fortschreibung der

Zeit“ besteht aus dem Weiterrechnen von Quersummen, sodass am Ende jeder Tag seine eigene Zahl, seine eigene Einmaligkeit erhält.

Als begabte Pianistin setzte sie ab 1980 ihre Zahlensysteme in Notationen um, die sie für Instrumente arrangieren ließ. 1994 erhielt die Künstlerin in Hamburg u. a. den angesehenen Lichtwark-Preis. Zuletzt auf der documenta 11-2002 auch in Filmdokumentationen zu erleben, versetzte sie dort drei Stockwerke des Fridericianums mit mehr als 4000 einzeln gerahmten Photokopien von Zahlenfolgen ihres Opus „Kontrabasso, opus 45 (1998-2000) in optische Schwingungen. Zwei Jahre zuvor hatte sie eine nach ihr benannte Stiftung begründet, die „das umfangreiche Schaffen ihrer Stifterin als international anerkannter Künstlerin bewahren und der Öffentlichkeit zugänglich machen“ sowie junge Künstlerinnen und Künstler unterstützen soll. Vorsitzender ist ihr Cousin Albert Darboven.

Die resolute, stets politisch wachsame Künstlerin verstarb 2009 mit 67 Jahren an Lymphdrüsenkrebs. Ihr Credo ist zugleich Schlüssel für ihr Lebenswerk: „Eins und eins ist eins zwei. Das ist meine Urthese für alle Gesetze, die bei mir mathematisch durchlaufen. Ich schreibe mathematische Literatur und mathematische Musik“ (Quellen: wikipedia, NetPalnet Harburg, Stiftungs-Website). *Cornelia Göksu*

Hanne-Mertens-Weg

Niendorf, seit 1982. Schauspielerin, Opfer des Nationalsozialismus. (13.4.1909 München – 22.4.1945 KZ Neuengamme)

Abitur, mit 29 Jahren Beginn ihrer Schauspielerinnenlaufbahn in München. Spielte dort fünf Jahre an den Kammerspielen. Bereits in München war sie mehrmals von der Gestapo vorgeladen worden, weil sie sich offen gegen den Nationalsozialismus

geäußert hatte. Als sie eine große Filmrolle bekommen sollte, wurde das Angebot in letzter Minute zurückgezogen. Hanne Mertens spürte die Gefahr, in der sie schwebte. So war ihr das 1943 unterbreitete Angebot, ans Thalia-Theater nach Hamburg zu gehen, sehr willkommen, hoffte sie dadurch doch, der Gestapo zu entkommen. Aber auch in Hamburg hielt sie nicht den Mund. Auf der Feier eines Bekannten spötelte sie über Hitler und sang das Lied: „Es geht alles vorüber... zuerst Hitler, dann die Partei.“ Ein anwesender Gestapobeamter verfasste einen Bericht. Hanne Mertens wurde am 6.2.1945 wegen angeblicher „Wehrkraftzersetzung“ von der Gestapo verhaftet und in die Haftanstalt Fuhlsbüttel gebracht. Dort kam sie in Dunkelhaft. Sie gehörte zu den 13 Frauen, die ohne Urteil auf Anweisung der Gestapo in den Nächten vom 21. bis zum 23.4.1945 im KZ Neuengamme erdrosselt wurden. (Siehe: Margarete-Mrosek-Bogen.)

Heidi-Kabel-Platz

St. Georg, seit 2011, nach Heidi Kabel

(1914-2010), bundesweit beliebte

Volksschauspielerin am Ohnsorg-Theater

von 1932 bis 1996, erlangte Popularität

durch die ab 1954 gesendeten Fernseh-

übertragungen, bereits zu Lebzeiten eine

hoch verehrte „Hamburger Legende“

Heidi Bertha Auguste Kabel entstammte aus „gutem Hause“: Ihre Wiege stand in den Großen Bleichen Nr. 30, direkt gegenüber dem ehemaligen Gebäude des Ohnsorg-Theaters. Ihr Vater war der Druckereibesitzer Ernst Kabel und zeitweilig Vorsitzender des Vereins geborener Hamburger. Der von ihm begründete Betrieb Kabel Druck sowie sein Kabel-Verlag existieren bis heute. Ihre Mutter war Hausfrau. Heidi Kabel kam eher durch Zufall zum Theaterspielen. 1932 begleitete sie eine Freundin zum Vorsprechen in der „Niederdeutschen Bühne Ham-

burg“ (gegründet 1902 im Restaurant Kersten am Gänsemarkt als „Dramatische Gesellschaft Hamburg“ durch den Philologen, Bibliothekar und Schauspieler Dr. Richard Ohnsorg). Dabei wurde sie entdeckt und bekam von Theaterleiter Ohnsorg 1933 ihr erstes Engagement in dem Stück „Ralves Carstens“. Sie nahm Schauspielunterricht, und dass sie vorher Konzertpianistin werden wollte, geriet bald in Vergessenheit.

1937 heiratete sie ihren Kollegen, den Schauspieler und Regisseur Hans Mahler. Der Ehe entstammen drei Kinder; Tochter Heidi Mahler wurde ebenfalls Volksschauspielerin und trat mit ihrer Mutter häufig gemeinsam auf. 1949 wurde Hans Mahler als Nachfolger von Rudolf Beiswanger Theaterleiter. Von da an hatte er großen Einfluss auf die Karriere Heidi Kabels. Über 66 Jahre blieb sie auf der Bühne. Mehr als 80 Fernsehübertragungen der vom Niederdeutschen ins „Missingsch“ („Hamburgisch“ mit plattdeutschem Satzbau) adaptierten Theaterstücke aus dem Hamburger Ohnsorg-Theater machten sie überregional bekannt. Die Volksschauspielerin wurde zum Markenzeichen des guten, tapferen Nachkriegsdeutschland – Trümmerrfrau im Wirtschaftswunder. Populäre Bühnenstücke aus dem TV mit Kolleginnen wie Erna Raupach-Petersen, Christa Wehling, Gisela Wessel, Anni Hartmann, Herma Köhn oder den Kollegen Werner Riepel, Jochen Schenk, Heini Kauffeld, Jürgen Pooch, Edgar Bessen, um nur einige zu nennen, sind etwa: Tratsch im Treppenhaus – Mein Mann, der fährt zur See – Verteufelte Zeiten – Das Hörrohr (alle mit Henry Vahl) – Kein Auskommen mit dem Einkommen – Die Kartenlegerin – Mensch sein muss der Mensch – Wenn der Hahn kräht – Der Bürgermeisterstuhl – Amanda Voss wird 106. Ihre Dramatik zwischen Klamauk, Schwank und Tiefgang hat Heidi Kabel 1992 so charakterisiert: „Boulevard

ist sehr schwierig. Die meisten verwechseln Heiterkeit mit Oberflächlichkeit“. Geprägt hat die markante Stimme Heidi Kabels auch zahllose Hörspiele und den Schulfunk des N(W)DR seit den 1950er Jahren. Ihre Bäuerin Emma Piepenbrink ist ebenso wie die Schulfunkreihe „Neues aus Waldhagen“ längst Radio-Kult.

Ihre Karriere als Filmschauspielerin lief über ein dreiviertel Jahrhundert. Auch dort verkörperte sie die „einfache Hausfrau“ mit Ehrlichkeit, Naivität und einer gehörigen Portion Mutterwitz, eine „gute Seele, die mit hanseatischem Charme als liebenswerte, aber auch pffiffige Dame das Publikum vereinnahmte. Zu ihren bekanntesten Filmen zählen der Heimatkrimi ‚Wenn die Heide blüht‘ (1960), der hanseatische Witzklassiker ‚Klein Erna auf dem Jungfernstieg‘ und ‚Auf der Reeperbahn nachts um halb eins‘ (beide 1969) sowie die TV-Mehrteiler ‚Rummelplatzgeschichten‘ (1983/84) und ‚Tante Tilly‘ von 1987“, in dem sie die Miss Marple von Altona gibt (Zitat nach WHO’sWho online). Für ihre mehr als 100 Fernschauftritte – in Serien wie ‚Hafenpolizei‘ bis ‚Großstadtrevier‘ – wurde sie mit den renommiertesten Preisen der deutschen Medien bedacht, z.B. ‚Goldener Bildschirm 1967 und 1972, ‚Bambi‘ 1984 und 2004 für ihr Lebenswerk, ‚Goldene Kamera 1985 und 1994 sogar zur ‚Ehrenkommissarin der Hamburger Polizei‘“ ernannt.

Am Silvesterabend 1998 nahm die mittlerweile 84-jährige Schauspielerin mit einer Aufführung des Stückes „Mein ehrlicher Tag“ im Hamburger Kongresszentrum CCH Abschied von der Bühne. Als Schauspielerin und Persönlichkeit war sie längst Legende. 2003 verschlechterte sich ihr gesundheitlicher Zustand. Sie zog in eine Seniorenresidenz in Hamburg-Othmarschen. Obwohl Heidi Kabel sich seit 2002 zunehmend aus der Öffentlichkeit zurückgezogen

hatte, übernahm sie im Alter von 92 Jahren in Detlev Bucks Verfilmung „Hände weg von Mississippi“ eine kleine Rolle an der Seite ihrer Tochter Heidi Mahler. Heidi Kabel ist auch als Sängerin bekannt geworden. Sie nahm einige Schallplatten mit meist Hamburger Liedern auf. Die bekanntesten sind *Hammonia – Mein Hamburg, ich liebe dich*, *In Hamburg sagt man Tschühüß*, *An de Eck steiht'n Jung mit'n Tüdelband*, *Hamburg ist ein schönes Städtchen*, *Tratschen, das tu ich nich*, *Der Junge von St. Pauli*, *Kleine Möwe flieg nach Helgoland* und *Ich bin die Oma aus dem Internet*, wobei Letzteres nur als Werbeslogan bekannt wurde.

Heidi Kabel war ebenfalls für ihr besonderes soziales Engagement bekannt. Sie sammelte 1992 im Hamburger Hafen Geld für die Aktion Sorgenkind und wandte sich 1994 mit einer Petition an den Hamburger Senat, um auf das Schicksal einer von Abschiebung bedrohten jugoslawischen Familie von Kriegsflüchtlingen aufmerksam zu machen. Sie unterstützte unter anderem Hamburger Obdachlosenprojekte, das Kinderheim von St. Pauli und den Verein der Freunde des Tierparks Hagenbeck. Sie starb am 15. Juni 2010 im Alter von 95 Jahren. Die „Botschafterin des Herzens“ und „Göttin des trockenen Humors“ (Nachruf Hauke Brost in Bild, 25.6.2010) wurde auf dem Nienstedtener Friedhof in Hamburg neben ihrem Ehemann beigesetzt. Auf dem Grabstein steht eingemeißelt: To'n Leben hört de Dood. *Cornelia Göksu*

Heilwigbrücke

Harvestehude, seit 1904, siehe Heilwigstraße

Heilwigstraße

Harvestehude, seit 1870. Heilwig, Gemahlin des Grafen Adolf IV. von Holstein und Schauenburg. (Vermutl. gest. 1250)

Heilwig hatte das 1246 gegründete Non-

nenkloster, welches sich in der Nähe des Dorfes Herwardeshude bei dem heutigen Stadtteil St. Pauli befand, von ihrem Mann als Witwensitz erhalten. Als ihr Mann 1239 in das St. Maria-Magdalenen-Kloster eintrat, bestimmte Heilwig ihren Witwensitz zu einem Zisterzienserinnenkloster.

Heimbürgstraße

Osdorf, seit 1928. Wilhelmine. Pseudonym für Bertha Behrens. Volkstümliche Erzählerin. Hauptmitarbeiterin der „Gartenlaube“. (7.9.1850 Thale/Harz – 9.9.1912 Kötzschenbroda)

Tochter des Militärarztes und Schriftstellers Hugo Behrens. Sie war die Nachfolgerin der Marlitt in der „Gartenlaube“. Ihre Werke wurden in mehrere Sprachen übersetzt (englisch, französisch, holländisch, italienisch, tschechisch, schwedisch, dänisch).

Helene-Heyckendorf-Kehre

Bergedorf, seit 1987. Widerstandskämpferin der Bästlein-Jacob-Abshagen-Gruppe. Schneiderin. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (15.11.1893 Hamburg – 21.4.1945 KZ Neuengamme)

Ihr Ehemann Max Heyckendorf, Beamter der Landesversicherungsanstalt, gehörte der kommunistischen Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen an und war vor der Gestapo geflüchtet. Helene Heyckendorf wurde im Dezember 1944 verhaftet. Sie gehörte zu den 13 Frauen, die ohne Urteil auf Anweisung der Gestapo in den Nächten vom 21. bis zum 23. 4. 1945 im KZ Neuengamme erdrosselt wurden. (Siehe Margarete-Mrosek-Bogen.)

Helene-Lange-Straße

Harvestehude, seit 1950. Pädagogin und Frauenrechtlerin der bürgerlichen Frauenbewegung, Bürgerschafts-abgeordnete. (9.4.1848 Oldenburg – 13.5.1930 Berlin)

Entstammte einer Kaufmannsfamilie. Als sie sieben Jahre alt war, starb ihre Mutter, mit sechzehn Jahren verlor sie ihren Vater. Ihr Vormund verbot ihr die Lehrerinnenausbildung. Deshalb arbeitete sie bis zur Volljährigkeit als Aupair-Mädchen in einer Erziehungsanstalt im Elsass. Autodidaktisch bereitete sie sich auf das Lehrerinnenexamen vor, das sie 1871 in Berlin bestand. Zwischen 1875 und 1890 war sie Leiterin des Lehrerinnen-Seminars in Berlin. Von 1890 bis 1900 Leiterin der Realschulkurse und seit 1893 auch der Gymnasialkurse für Frauen. Sie setzte sich für die Verbesserung von Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten von Frauen ein. 1890 gründete sie mit Auguste Schmidt (Auguste-Schmidt-Weg) den Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein (ADLV). Bis 1921 war sie dessen Vorsitzende. 1893 gründete sie die Zeitschrift „Die Frau, Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit“, welche sie seit 1916/17 gemeinsam mit Gertrud Bäumer (Gertrud-Bäumer-Stieg) herausgab. 1894 war sie Mitbegründerin des Bundes Deutscher Frauen (BDF), in dessen Vorstand sie bis 1906 tätig war. 1902 wurde Helene Lange Leiterin des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF), dem sie bis 1921 vorstand. Sie lehnte es ab, mit der proletarischen Frauenbewegung zusammenzuarbeiten und kritisierte auch den radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung. „Zu Beginn des ersten Weltkrieges bezog sie militaristische Positionen, sie war für die Beteiligung am ‚Nationalen Frauendienst‘. 31 Jahre lebte und arbeitete sie mit dessen Gründerin Gertrud Bäumer, die als ihre Nachfolgerin im BDF die Gleichschaltung der bürgerlichen Frauenbewegung im Nationalsozialismus maßgeblich verantwortete.“ (Florence Herve, Ingeborg Nöding: Lexikon der Rebellinnen. Dortmund 1996.) 1919 kamen Helene Lange und Gertrud Bäumer nach Hamburg. Helene

Lange arbeitete als Lehrerin an der neugegründeten Sozialen Frauenschule, deren Leiterin Gertrud Bäumer wurde. Helene Lange lehrte dort als Dozentin für Pädagogik und Psychologie. Von März 1919 bis Dezember 1920 war sie für die Deutsche Demokratische Partei (DDP) in der Hamburgischen Bürgerschaft und hielt dort am 24.3.1919 als Alterspräsidentin die Eröffnungsrede. 1920 legte sie ihr Mandat nieder, weil sie Gertrud Bäumer nach Berlin folgte.

Helenenstieg

Altona, seit 1953. Helene Donner geb. Schröder. Wohltäterin. In Anlehnung an die Helenenstraße

Helenenstraße

Altona-Nord, seit 1893. Helene Donner geb. Schröder. Etatsrätin. Wohltäterin. (27.12.1819 Hamburg – 30.11.1909 Hamburg)
Stammte aus der alten Hamburger Familie des Freiherrn von Schröder (Schröderstift). Mit 18 Jahren heiratete sie den damaligen Chef des großen Handelshauses C.H. Donner, den Etatsrat Bernhard Donner, und bekam fünf Kinder. Ihr Haus, das Donner-Schloss an der Flottbeker Chaussee, wurde der Mittelpunkt der Gesellschaft. Offiziere, Künstler, Gelehrte und Adlige waren dort zu Gast. 1865 starb Helene Donners Mann. Nach seinem Tod widmete sie sich verstärkt der Wohltätigkeit. Sie stiftete die Sonntagsschule in Altona, gründete das Helenenstift in Altona – ein Krankenpflegerinnenheim – und ließ Ende der 90er Jahre auf dem Gelände des Helenstiftes eine Kapelle bauen, die einen eigenen Seelsorger bekam. Helene Donner gehörte dem Vorstand der Ottensener Krippe an und wurde 1870 in den Vorstand des Vaterländischen Frauenvereins gewählt. Sie wurde Ordensdame des Luisenordens am Band und Besitzerin des

Wilhelm-Ordens am Band des Schwarzen-Adler-Ordens, den ihr Kaiser Wilhelm II. am 18. Juni 1889 anlässlich seines Besuches in Altona zur Enthüllung des Denkmals seines Großvaters überreichte. Außerdem erhielt sie den Orden des Roten Kreuzes. Als die Stadt Altona 1885 mit dem Ausbau des Neumühlener Strandweges begann, gab Helene Donner den benötigten Teil ihres Geländes ab.

Helgaweg

Fuhlsbüttel, seit 1946. Frei gewählter Name

Helma-Steinbach-Weg

Horn, seit 1929. Gründungsmitglied der „Produktion“, Gewerkschaftsfunktionärin. (1.12.1847 Hamburg – 7.7.1918 Glümsing/Lauenburg)

Geboren als Tochter der verarmten Hamburger Kaufmannsfamilie Steiner. Da die Familie den wirtschaftlichen Bankrott vor der Gesellschaft verbergen wollte, wuchs Helma unter großen Opfern und Entbehrungen auf. Eine vermutlich aus finanziellen Gründen geschlossene Ehe verlief unglücklich, schon nach kurzer Zeit ließ Helma Steinbach sich scheiden.

Wie alle bürgerlichen Mädchen ihrer Zeit hatte auch Helma Steinbach eine Erziehung in Haushaltsführung und Handarbeit erhalten, konnte rechnen, lesen und schreiben. Daher war sie nach ihrer Scheidung in der Lage, sich ihren Lebensunterhalt als Wirtschafterin, Näherin, Schneiderin, Plätterin (Bügelfrau) und Vorleserin bei den Hamburger Zigarrenarbeitern selbst zu verdienen. Anfang der 80er Jahre lernte Helma Steinbach den aus dem Exil in den USA zurückgekehrten Zigarrensortierer Adolf von Elm kennen, den späteren Gewerkschaftsführer, sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten (1894-1907), Mitbegründer der Genossenschaft „Produktion“ und der

Versicherungsgesellschaft „Volksfürsorge“. Zwischen ihnen entwickelte sich eine fast dreißig Jahre dauernde tiefe Freundschaft. In den 80er Jahren schloss sich Helma Steinbach der politischen Bewegung der Arbeiter und Arbeiterinnen an. Besonders aktiv war sie im Verein der Hand-, Weiß- und Maschinennäherinnen Hamburgs, einem 1887 gegründeten Fachverein, der aus dem 1885 gegründeten Verein für Vertretung der gewerblichen Interessen der Frauen und Mädchen Hamburgs (mit 150 Mitgliedern) hervorgegangen war. Dort wurden die Arbeiterinnen nicht nur in ihren gewerblichen Interessen unterstützt, es fand auch Aufklärungs- und Erziehungsarbeit im Sinne der Sozialdemokratie statt. Helma Steinbach bekam jedoch Schwierigkeiten mit den Genossinnen wegen ihres „unweiblichen“ Auftretens und wurde bereits 1888 wegen „Eigenmächtigkeit“ aus dem Verein ausgeschlossen. Im Februar 1890 gründete sie den Zentralverein der Plätterinnen, der ca. 1.000 Mitglieder besaß.

Als 1890 das Sozialistengesetz aufgehoben wurde, konnte der erste Sozialdemokratische Parteitag in Halle abgehalten werden. Von den fünf weiblichen Delegierten ergriffen nur Emma Ihrer und Helma Steinbach das Wort. Als eine von 4 Frauen unter 208 Delegierten nahm die 55jährige Helma Steinbach 1892 am ersten Gewerkschaftskongress in Halberstatt teil und vertrat dort die Interessen der Arbeiterinnen. In einer Resolution, die gegen eine Stimme angenommen wurde, vertrat sie die Ansicht, Frauen sollten gemeinsam mit Männern in einer Organisation arbeiten. Außerdem forderte sie die Gewerkschaften auf, auch Frauen als Mitglieder aufzunehmen und gezielt um sie zu werben. Helma Steinbach hielt nicht viel von Frauengewerkschaften und Arbeiterinnen- und Frauenbildungsver-einen, nach ihrer Ansicht „Klatsch- und Zankvereine“. Sie wollte, dass Frauen und

Männer Seite an Seite marschieren. Auch forderte sie die Aufgabe des Sonderrechtes, wonach Frauen spezielle Frauenvertreterinnen zu den Parteitagenden entsenden konnten.

Als im November 1896 ein wilder Streik unter Hamburgs Hafentarbeitern ausbrach, wurden auch für die Frauen der streikenden Hafentarbeiter und Seeleute Versammlungen organisiert, um die vom Streik genauso hart betroffenen Frauen zu unterstützen und für den Streik zu gewinnen. An der Frauenagitation beteiligte sich auch Helma Steinbach. Als das Geld in der Streikkasse knapp wurde, entstand die Idee, die Streikenden künftig durch Lebensmittel zu unterstützen, die en gros und damit preisgünstig eingekauft werden sollten. Der Streik musste zwar mangels finanzieller Mittel erfolglos aufgegeben werden, die Idee einer Großeinkaufsmöglichkeit blieb jedoch bestehen, und es entwickelte sich daraus eine Initiative für einen Konsum- und Sparverein. Im August 1897 wurde ein Ausschuss von neun Personen, darunter Helma Steinbach als einzige Frau, gewählt, den Satzungsentwurf für eine Kosumgenossenschaft auszuarbeiten. Am 3. Februar 1899 wurde die „Produktion“ ins Handelsregister eingetragen. Als die Nazis die Macht ergriffen, war ihnen der Helma-Steinbach-Weg ein Dorn im Auge. Helma Steinbach galt bei ihnen als Marxistin. Aus diesem Grunde machten im Januar 1937 das Ingenieurwesen und das Hamburgische Staatsamt im Rahmen der Aktion „Umbenennung der nach Juden oder Marxisten benannten Straßen in Hamburg“ den Vorschlag, den Helma-Steinbach-Weg in Souchonstraße umzubenennen. Ihre Erklärung zu Souchon lautete: „Admiral Souchon, der die ‚Goeben‘ und ‚Breslau‘ durch die Straße von Messina nach Konstantinopel führte und dadurch mit dazu beitrug, daß die Türkei auf die Seite der Mittelmächte trat.“

Auch wurde der Vorschlag gemacht, den Helma-Steinbach-Weg in Oskar-König-Weg, Opfer der nationalen Erhebung – sprich den Nationalsozialisten zuzurechnen –, umzubenennen. Die Umbenennung erfolgte jedoch nicht. Bis heute gibt es den Helma-Steinbach-Weg. *Helene Götschel*

Henny-Schütz-Allee

Langenhorn, seit 2010, nach Henriette Wilhelmine Schütz geb. Winkens (1.6.1917-2001), Sozialdemokratin, SAJ Winterhude bis 1933, 1935/36 ein Jahr Schutzhaft Fuhlshüttel, Untersuchungshaft Hamburg, wegen Vorbereitung zum Hochverrat (Prozess Winkens, SAJ Winterhude), Jugend-KZ Moringen/Solling, seit 1945 Wohnbezirkskassiererin der SPD Langenhorn-Nord. Motivgruppe: Verfolgte des Nationalsozialismus

Henriette Winkens wurde am 1. Juni 1917 in Hamburg-Langenhorn geboren. Als Jugendliche war sie Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ, Jugendorganisation der SPD) bis zu deren Verbot 1933. Als weiterhin widerstandspolitisch Aktive wurde sie 1935/36 in so genannte „Schutzhaft“ genommen.

Diese Willkürhaft wurde seit der so genannten Reichsbrandverordnung, der „Verordnung zum Schutz von Volk und Staat vom 28.2.1933“, eingesetzt und diente der Verfolgung missliebiger Personen. Rechtsanwälte wurden für die Wahrnehmung der Rechte ihrer Mandanten von der Schutzhaft ausgeschlossen.

Moringen liegt ca. 100 südlich von Hannover und 20 km nordwestlich von Göttingen. Zwischen 1933 und 1945 bestanden – mitten im Ortskern – drei Konzentrationslager, darunter 1933-1938 ein Frauen-KZ. Ein großer Teil der Frauen kam aus dem politischen Widerstand.

Dort dürfte auch die Sozialdemokratin Henny Schütz inhaftiert gewesen sein. Zitat

von der Website der Gedenkstätte Moringen: „Vor ihrer Versetzung in das in Preußen zentrale Frauen-KZ hatten viele Frauen, im besonderen die politischen Gefangenen und die Zeuginnen Jehovas – bereits lange Gefängnis- oder Zuchthausstrafen hinter sich.“

Unter der Bezeichnung „polizeiliches Jugendschutzlager“ bestand dort das erste Jugend-KZ zwischen August 1940 und 1945 (Quelle: www.gedenkstaettemoringen.de/geschichte).

Cornelia Göksu

Henriette-Herz-Garten

Bergedorf, seit 1984. Henriette Julie geb. de Lemos. Schriftstellerin. In Anlehnung an den Namen „Henriette-Herz-Ring“

Henriette-Herz-Ring

Bergedorf, seit 1984. Henriette Julie geb. de Lemos. Schriftstellerin. (5.9.1764 Berlin – 22.10.1847 Berlin)

Tochter des sephardischen Arztes de Lemos. Heiratete im Alter von 15 Jahren (1779) den 17 Jahre älteren Arzt und Philosophen Markus Herz. Henriette Herz führte in Berlin einen literarischen Salon. Dort verkehrten Persönlichkeiten aus allen Bereichen der Wissenschaft und Kultur.

Auch war sie Mitbegründerin eines Tugendbundes, dem u. a. Alexander und Wilhelm von Humboldt und später auch F.D.E. Schleiermacher angehörten.

Nach dem Tod ihres Mannes im Jahre 1803 musste sich Henriette Herz finanziell einschränken. Sie arbeitete nun als Erzieherin junger Mädchen. Auf Anregung von Alexander von Humboldt erhielt sie im hohen Alter eine Pension vom Preußischen König.

Henriettenstraße

Eimsbüttel, seit 1865. Tochter von Alexander Bentalon Tornquist. Geländevorbesitzer. (27.3.1843 – 10.4.1914)

Henriettenweg

Eimsbüttel, seit 1961. Siehe Henriettenstraße

Herschelstraße

Rahlstedt, seit 1958, nach William Herschel. Ergänzt 2001/2202 um die ebenso bedeutende Schwester Caroline Herschel.

Neuer Erläuterungstext: benannt nach dem Geschwisterpaar Caroline Lucretia H. (1750-1848), Astronomin, Ehrenmitglied der Royal Astronomical Society, und Sir William H. (1738-1822), Astronom, Entdecker des Planeten Uranus

Sie war immer „die kleine Schwester“, die „liebe Lina“. Die Tochter eines Militärmusikers, der ihr Gesangsunterricht gegeben hatte, sah stets voller Bewunderung auf ihren Bruder, den Regimentsmusiker und Astronomen Wilhelm Herschel. Ihre eigenen Leistungen leugnete sie, obwohl sie ebenso wie ihr Bruder große Verdienste auf dem Gebiet der Astronomie erlangte. Neider nannten sie „die Kometenjägerin“. Caroline Herschel, die 1772 ihrem Bruder nach Bath in England gefolgt war, wo sie einige Zeit als Konzertsängerin aufgetreten war, führte ihrem Bruder den Haushalt, der sich der Astronomie zugewandt hatte. 1782 wurde sie seine wissenschaftliche Hilfsarbeiterin. Aber schon bald wurde sie selbst zu einer Entdeckerin. Zwischen 1786 und 1797 entdeckte sie acht Kometen und drei Nebelflecken. Ab 1787 erhielt sie von König Georg III. von England als Gehilfin ihres Bruders ein Jahresgehalt von 50 Pfund Sterling.

Gemeinsam mit ihrem Bruder baute sie ein Teleskop. Damit entdeckte er den Planeten Uranus.

Nach dem Tod ihres Bruders im Jahre 1822 zog Caroline Herschel nach Deutschland zurück und lebte wieder in ihrer Heimatstadt Hannover.

Caroline Herschel erhielt viele Auszeichnungen. So verlieh ihr 1828 die „Royal Astronomical Society“ die Goldmedaille. 1835 wurde sie deren Ehrenmitglied.

1846 erhielt sie vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. die Goldene Medaille der Preußischen Akademie der Wissenschaften.

Hertha-Feiner-Asmus-Stieg

Winterhude, seit 1992. Jüdisches Opfer des Nationalsozialismus. Lehrerin an der Schule Meerweinstraße. (8.5.1896 Hamburg – 2.3.1943 Selbsttötung während des Transports nach Auschwitz)

Tochter von Josef Feiner, Rektor der Anton-Rée-Schule. Studierte Pädagogik und arbeitete bis 1933 als Lehrerin an der Schule Meerweinstraße. Mit 25 Jahren heiratete sie Johannes Asmus, bekam zwei Töchter (1925 und 1927). 1933 aus dem Schuldienst entlassen und Scheidung von ihrem Mann. Sie arbeitete nun als Hilfslehrerin an einer jüdischen Schule.

1935 zog sie nach Berlin, ihre Kinder schickte sie vier Jahre später, durch Vermittlung ihres geschiedenen Mannes, in die Schweiz auf ein Internat am Genfer See. Hertha Feiner arbeitete in Berlin an verschiedenen jüdischen Schulen. 1941 erfolgte der Zwangseinsatz bei der Jüdischen Gemeinde. Sie musste dort bei den administrativen Vorbereitungen der Deportationen mitarbeiten.

Am 12.3.1943 wurde sie nach Auschwitz deportiert. Auf dem Weg dorthin nahm sie sich das Leben.

Herthastraße

Bramfeld, um 1887. Tochter des Bramfelder Bauern Siemers

Hexenberg

Altona, früher Wilhelminenstraße, 1950 umbenannt in Hexenberg. Flurname

Hexenstieg

Rissen, seit 1980. Benennung in Anlehnung an Hexentwiete

Hexentwiete

Rissen, seit 1928. Benannt nach dem Hohlweg, der durch einen dunklen Tannenwald führt. Dem Volksglauben entsprechend sollen sich dort Hexen aufgehalten haben

Heymannstraße

Eimsbüttel, seit 1950. Lida Gustava Heymann. Frauenrechtlerin der radikalen bürgerlichen Frauenbewegung. (15.3.1868 Hamburg – 31.7.1943 im Exil in Zürich)

Wuchs mit vier Geschwistern in einem reichen Hamburger Kaufmannshaus auf. Höhere Töchterschule und fünfjähriger Pensionsaufenthalt in Dresden. Zurückgekehrt ins Elternhaus, weigerte sie sich, das Dasein einer höheren Tochter zu führen und unterrichtete stattdessen an einer Armenschule. Von ihrem Vater wurde sie als Verwalterin seines Sechs-Millionen-Nachlasses bestimmt. Als er starb, bedurfte es immenser Auseinandersetzungen mit dem Hamburger Staat, bis Lida Gustava Heymann dieses Amt antreten konnte. In ihrer Funktion als Nachlassverwalterin versuchte sie soziale Not zu lindern und sich für Fraueninteressen einzusetzen. 1896 gründete sie einen Mittagstisch für erwerbslose Frauen mit angegliedertem Kindergarten. 1897 richtete sie in der Paulstraße 9 eine Art Frauenhaus ein, wo sich Frauen Rat und Schutz holen konnten. 1899 eröffnete sie eine Handelsschule für Mädchen. Ab ihrem 35. Lebensjahr studierte sie in Berlin und München sechs Semester Sozialwissenschaften. Gleichzeitig engagierte sie sich in der radikalen bürgerlichen Frauenbewegung. Gründete 1896 mit Helene Bonfort die Ortsgruppe Hamburg des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Hier stellten sich Differenzen zwischen den „Gemäßigten“,

zu denen Helene Bonfort gehörte, und den „Radikalen“ ein. Die „Radikalen“, zu denen Lida Gustava Heymann zählte, wollten sich nicht nur mit Wohlfahrtsangelegenheiten beschäftigen, sondern forderten ein stärkeres politisches Engagement. Vehement traten sie für die volle staatsbürgerliche Gleichstellung der Frau ein. 1898 kam es zur Abspaltung der „Radikalen“. Lida Gustava Heymann gründete 1900 mit den Abtrünnigen eine Ortsgruppe des Vereins Frauenwohl, der 1888 in Berlin entstanden war. Um der Forderung nach der staatsbürgerlichen Gleichstellung der Frau Nachdruck zu verleihen, gründeten 1902 Lida Gustava Heymann, Dr. Anita Augspurg und Minna Cauer in Hamburg den Deutschen Verein für Frauenstimmrecht. Hamburg wurde damit zum Zentrum der Stimmrechtsbewegung. Der Verein, der 1903 in Deutscher Verband für Frauenstimmrecht umbenannt worden war, organisierte 1904 in Berlin den Gründungskongress des Weltbundes für Frauenstimmrecht. Die Frauenstimmrechtsbewegung war zunächst sehr erfolgreich. Als aber infolge der preußischen Wahlrechtsreformbestrebungen der Deutsche Verband für Frauenstimmrecht seine Forderung konkretisierte und auf der zweiten Generalversammlung im Jahre 1907 das allgemeine und gleiche Stimmrecht für alle einklagte, kam es zu heftigen Kontroversen. Ein Teil der Frauen meinte, diese Forderung widerspräche der „Neutralität“ der Frauenbewegung und schloss sich der SPD an, die sich zum gleichen und allgemeinen Wahlrecht für Frauen und Männer bekannte. Es kam zur Spaltung der Frauenstimmrechtsbewegung. Lida Gustava Heymann und ihre Freundin Dr. Anita Augspurg gründeten daraufhin 1913 zusammen mit Minna Cauer den Deutschen Frauenstimmrechtsbund.

Seit Beginn des Ersten Weltkrieges stand in der radikalen bürgerlichen Frauenbewe-

gung der Kampf für Frieden an erster Stelle. Die Frauenstimmrechtsfrage wurde dabei aber nicht vergessen. Vielmehr wurde ein enger Zusammenhang zwischen der politischen Gleichberechtigung der Frauen und der Friedensfrage gesehen. Man war der Überzeugung, dass erst dann, wenn Frauen Einfluss auf die Politik hätten, Kriege vermeidbar würden. Lida Gustava Heymann und zahlreiche andere Frauen aus vielen Ländern der Welt organisierten den ersten internationalen Friedenskongress, der vom 28. April bis 1. Mai 1915 in Den Haag stattfand. Lida Gustava Heymann und Dr. Anita Augspurg waren auch Mitbegründerinnen der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit (IFFF), die im Mai 1919 in Zürich gegründet wurde und im Juni 1919 in Frankfurt am Main eine deutsche Sektion erhielt, in der Heymann und Augspurg führend tätig waren.

Lida Gustava Heymann lebte mit ihrer Freundin Dr. Anita Augspurg, die sie 1896 auf dem Internationalen Frauenkongress in Berlin kennen gelernt hatte, zusammen. Zuerst wohnten und arbeiteten sie in Hamburg und Berlin, ab 1907 waren München und Berlin ihre Hauptwirkungsstätten. Im März 1916 erhielt Lida Gustava Heymann vom bayerischen Kriegsministerium ein Schreiben, aus dem hervorging, dass die von der Deutschen Friedensgesellschaft, der Friedensvereinigung München und dem Bund Neues Vaterland betriebene pazifistische Agitation die öffentliche Sicherheit gefährde. Das Ministerium drohte Lida Gustava Heymann, ihr den Aufenthalt in Bayern zu verbieten. 1917 wurde sie ausgewiesen. Zwei Jahre später kehrte sie zurück und nahm am Münchner Rätekongress teil. Von 1919 bis 1933 gab sie zusammen mit Dr. Anita Augspurg die Zeitschrift „Die Frau im Staat“ heraus. Schwerpunktthemen: Friedenspolitik und Völkerverständigung. Ein parteipolitisches Engagement

lehnten beide Frauen ab. Sie hatten 1908 ihre negativen Erfahrungen mit der liberalen deutschen freisinnigen Partei gemacht. Männerpolitik und Männerparteien kamen für sie nicht mehr in Frage.

Als sich Lida Gustava Heymann und ihre Freundin Dr. Anita Augspurg Ende Januar 1933 im Ausland befanden, wurde Lida Gustava Heymanns nicht unerheblicher materieller Besitz beschlagnahmt und sie selbst expatriert. Lida Gustava Heymann und Dr. Anita Augspurg blieben in der Schweiz im Exil. Auch in der Emigration ging ihr Kampf für den Frieden weiter, immer wieder riefen sie zum Boykott gegen Hitler-Deutschland auf.

Hilda-Monte-Weg

Bergedorf, seit 1986. Hilde Meisel.

Pseudonym: Hilda Monte. Schriftstellerin, Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (31.7.1914 – 18.4.1945)

Im Alter von 15 Jahren schrieb sie für das Berliner Blatt des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes „Der Funke“. Als die Nazis die Macht ergriffen, war sie in England und nahm von dort ihre Widerstandstätigkeit gegen Hitler-Deutschland auf. Über den Internationalen Sozialistischen Kampfbund fand sie Kontakt zu politischen Freunden in verschiedenen Ländern. Unter dem Pseudonym Hilda Monte brachte sie ihren GesinnungsgenossInnen in Deutschland Literatur und Informationen und half auch so manchem bei der Flucht aus Deutschland. Während des Krieges schrieb sie in englischer Sprache die Novelle „Where Freedom Perished“. Mit dieser Schrift wollte sie im Ausland die Lage der Deutschen, die unter der nationalsozialistischen Diktatur litten, verständlich machen. Sie veröffentlichte außerdem das Buch „The Unity of Europe“. Selbst während des Krieges versuchte sie immer wieder, nach

Deutschland zu kommen. 1939 unternahm sie diesen Versuch über Lissabon, musste jedoch auf halbem Wege umkehren und nach England zurückkehren. 1944 gelang es ihr, über die Schweiz und Österreich nach Deutschland zu kommen. Im Frühjahr 1945 wurde sie auf dem Rückweg von Deutschland in die Schweiz von einer SS-Patrouille beim illegalen Grenzübergang erschossen.

Hildburgweg

Lokstedt, seit 1965. Gestalt aus dem Wolfdietrichepos B (von Saloniki). 13. Jhd.

Das Wolfdietrichepos B berichtet über das Liebesabenteuer von Wolfdietrichs Eltern. Hildburg ist Wolfdietrichs Mutter. Sie wurde von ihrem Vater in einen Turm eingeschlossen, damit sie vor den Zugriffen galanter Herren sicher sei. Doch Wolfdietrichs Vater verschaffte sich, verkleidet als seine eigene Schwester, Zutritt zu Hildburg. Und es geschah, was geschehen musste: Hildburg wurde schwanger und gebar Wolfdietrich. Er wurde im Wald ausgesetzt. Wölfe fanden ihn und nahmen ihn als Wolfskind an. Eines Tages wurde Wolfdietrich von seinem Großvater gefunden, der das Kind zu seiner Tochter Hildburg brachte. Nun hatte Hildburg ihren Sohn wieder. Und damit alles seine Ordnung hatte, wurde ihr erlaubt, ihren Schwängerer, den Vater Wolfdietrichs, zu heiraten.

Hildegardweg

Fuhlshüttel, seit 1951. Frei gewählter Name

Hildeweg

Rissen, seit 1954. Hilde von Indien.

Gestalt aus der Gudrunssage, anonymes Heldenepos um 1240

Hagen, Sohn des irischen Königs Sigbant, wird im Alter von sieben Jahren von einem Greif auf eine Insel entführt, auf der bereits drei entführte Königstöchter leben. Hagen

besiegt den Greif und kehrt mit den Mädchen, darunter Hilde von Indien, nach Irland zurück. Hagen und Hilde heiraten und bekommen eine Tochter, die sie Hilde nennen. Diese wird später Gudrun gebären.

Ida-Boy-Ed-Straße

*Bergedorf, seit 1927. Schriftstellerin.
(17.4.1852 Bergedorf – 13.5.1928
Travemünde)*

Als Tochter des Verlegers Chr. M. Ed in Bergedorf geboren. Die Familie siedelte nach Lübeck um, dort heiratete Ida Ed im Alter von 18 Jahren den Großkaufmann Karl J. Boy. Sie bekam vier Kinder und begann schriftstellerisch tätig zu werden. Als ihre ersten Werke veröffentlicht wurden, kam es zu großen Konflikten mit der Familie ihres Mannes, die es als unschicklich empfand, eine Schriftstellerin in ihrer Familie zu haben. Ida Boy-Ed zog die Konsequenzen und ging mit ihrem ältesten Sohn nach Berlin. Schon nach eineinhalb Jahren hatte sie dort großen schriftstellerischen Erfolg. Sie kehrte nach Lübeck zurück und wurde nun von der Familie akzeptiert. Ida Boy-Ed schrieb fast 50 Romane und zahlreiche Novellen. Ihre bekanntesten Werke sind: „Ich“ (1888), „Ein königlicher Kaufmann“ (1910), biographische Studien über „Charlotte von Kalb“ (1912) und „Charlotte von Stein“ (1916), „Die Opferschale“ (1921) und „Das Eine“ (1925). Ida Boy-Ed starb am 13.5.1928 in einem Travemünder Sanatorium an Herzschwäche. In ihren letzten Lebensjahren war sie fast taub.

Ida-Ehre-Platz

Altstadt, ab Mitte 2000. Umbenennung des Teils des Gerhart-Hauptmann-Platzes, welcher von der Mönckebergstraße zur Steinstraße führt. Ida Ehre (1900-1989). Schauspielerin, Regisseurin und Prinzipalin der Hamburger Kammerspiele in der Hartungstraße

Ida Ehre wuchs mit fünf Geschwistern auf und musste durch den frühen Tod ihres Vaters, einem Oberkantor, „äußeren“ Mangel erfahren. Ihre Mutter versuchte mit Nähen den Lebensunterhalt zu verdienen. Die Mutter war es auch, die Ida Ehres schauspielerische Begabung, die schon in der Schulzeit auffiel, ernst nahm.

Ida Ehre erhielt ein Stipendium an der K.u.K.-Akademie für Musik und darstellende Kunst. Nach vielen Aufenthalten an verschiedenen Bühnen kam sie 1931 nach Berlin, wo sie für den Rundfunk arbeitete und einen Filmvertrag erhielt. Doch der Film wurde nicht mehr gedreht. Mit der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten erhielt Ida Ehre Berufsverbot.

Ihr Mann, der Arzt Dr. Bernhard Heyde, den sie geheiratet hatte, als die gemeinsame Tochter Ruth unterwegs war, kündigte seine Stellung als Oberarzt. Gemeinsam ging die Familie nach Böblingen und eröffnete dort eine Praxis. Doch die NS-Ideologie machte auch vor dem Privatleben des Paares nicht halt. Als überzeugter Deutschnationaler erklärte Bernhard Heyde seiner Frau 1943, er werde zwar sie und die Tochter nicht verlassen, als deutscher Mann könne er aber nicht mehr mit ihr intim sein. Er erwarte von ihr keine Treue, und wenn sie schwanger werden sollte, so würde er das Kind als das seine akzeptieren. Ida Ehre lernte Wolfgang kennen. Und es begann ein Dreier- bzw. Vierecksverhältnis, denn auch Bernhard Heyde ging eine außereheliche Liebesbeziehung ein.

Bernhard Heyde galt als „wehruntüchtig“, da er sich zum Schutze seiner Frau weigerte, sich scheiden zu lassen. 1943 kam Ida Ehre für sechs Wochen ins KZ Fuhlsbüttel. Wolfgang wurde von seinem Bruder unter Druck gesetzt, das Verhält-

nis mit einer Jüdin aufzugeben. Er verließ seine Geliebte und heiratete die Freundin Bernhard Heydes, Maria.

Nach dem Krieg lebten Bernhard Heyde, Ida und Wolfgang in einer gemeinsamen Wohnung in der Hallerstraße. Als Wolfgang nach einigen Jahren diesen Zustand nicht mehr aushielt und Ida Ehre ein Ultimatum stellte, bat sie ihren Mann, sie gehen zu lassen. Er jedoch weigerte sich mit der Begründung, wer so lange verheiratet sei wie sie beide, solle sich nicht mehr trennen.

Ida Ehre blieb. 1945 gründete Ida Ehre die Kammerspiele in der Hartungstraße. Ein Jahr später fand hier die legendäre Uraufführung von Wolfgang Borcherts „Draußen vor der Tür“ statt.

Für ihre Verdienste um den kulturellen Wiederaufbau der Stadt erhielt sie 1970 die Medaille für Kunst und Wissenschaft, 1975 den Professorentitel, 1983 das große Bundesverdienstkreuz und 1985 die Ehrenbürgerschaft Hamburgs.

Ilse-Fromm-Michaels-Weg

Othmarschen, seit 2008. Nach Ilse F.-M. (30.12.1888 Hamburg – 22.1.1986 Detmold), Pianistin, 1946 an die Hamburger Schule für Musik und Theater und später als Professorin an die Musikhochschule Hamburg berufen. 1959 als erste Frau in die freie Akademie der Künste in Hamburg gewählt, seit 1964 Trägerin der Johannes-Brahms-Medaille, Verfolgte des Nationalsozialismus

Ilse Fromm-Michaels, als ältestes Kind eines Mathematikers und Schuldirektors in Hamburg-Barmbek geboren, war eine musikalische Doppelbegabung, deren außergewöhnliches Talent sich in so früher Kindheit zeigte, dass sie leicht als Wunderkind hätte verschlissen werden können. Die Eltern ließen ihre Tochter jedoch gründlich ausbilden. Bereits mit fünf Jahren bekam das kleine Mädchen, das schon bevor es

lesen und schreiben konnte, Lieder nach Gehör gespielt und sich zu den Melodien Harmonien gesucht hatte, die ersten Klavierstunden. Mit neun erhielt sie zusätzlich Unterricht in Harmonielehre. Im Jahr zuvor hatte sie ihr erstes Stück komponiert, eine Polka, die „Formsinn“, „Phantasie“ und „Humor“ verriet. Einige Jahre später entstand ihre c-moll-Fantasie, die der Dreizehnjährigen bei der Aufnahme in die Hochschule half. Da es in Hamburg keine wirklich guten Ausbildungsmöglichkeiten gab, ging sie an die Hochschule für Musik nach Berlin. Sie wohnte bei einer Tante, studierte Klavier bei Prof. Bender und Komposition bei H. van Eyken. Mit sechzehn wechselte sie innerhalb Berlins ans Sternsche Konservatorium, als sich ihr die Chance bot, in die Klavierklasse von James Kwast, eines der bedeutendsten Pädagogen seiner Zeit, aufgenommen zu werden. Er förderte auch ihr Verständnis und Interesse für neue Musik. Kompositionsunterricht erhielt sie bei Hans Pfitzner. 1908 verließ sie das Sternsche Konservatorium, schloss ihre Ausbildung endgültig aber erst 1913 nach einem zweijährigen Studium an der Kölner Musikhochschule ab.

Schon während ihrer letzten Studienzeit begann sie mit dem Aufbau einer pianistischen Laufbahn. Da ihr der Name Ilse Bauch als ungeeignet für eine Künstlerin erschien, nahm sie den Mädchennamen ihrer Mutter an und nannte sich künftig Ilse Fromm. Bedeutende Dirigenten verpflichteten sie zu Konzerten. Zudem veranstaltete sie – zumeist in Berlin – eigene Klavierabende, bei denen sie sich vor allem für zeitgenössische Musik einsetzte, die allgemein erst nach dem Ersten Weltkrieg größere Beachtung fand. Sie stellte Werke von Reger, Pfitzner, Hindemith, Busoni, Strawinsky, Schönberg, Bartok, Berg vor. Bereits als 18jährige hatte sie 1906 Max Regers Bach-Variationen op. 81, die zu den schwierig-

sten damals komponierten Klavierwerken gehörten, mühelos auswendig vorgespielt, und das war um so erstaunlicher, als diese wegen ihrer extrem weitgriffigen Anforderungen gerade für Frauen als fast unspielbar galten. Ilse Fromm gelang es jedoch, dieses Problem spieltechnisch zu überwinden – insbesondere auch durch die Verwendung speziell erdachter Fingersätze.

Bei einem ihrer Konzerte lernte die junge Pianistin in Cuxhaven den Richter Dr. Walter Michaels kennen. Er stammte aus einer musikalischen jüdischen Familie und hatte bis zum Verlust eines Armes ausgezeichnet Geige gespielt. 1915 heiratete das Paar. Doch es folgten keine unbeschwerten Jahre, der Krieg überschattete ihr Leben. Ilse Fromm hatte kaum Auftrittsmöglichkeiten, zudem erkrankte sie aufgrund der schlechten Versorgungslage an Hungertypus.

Nach Kriegsende zog das Paar nach Bergedorf, wo 1922 der gemeinsame Sohn Jost geboren wurde. Er wurde später ein weltbekannter Klarinettist. Zwischen den Jahren 1923 und 1924 wirkte sie regelmäßig in Hamburg bei den von Hans Heinz Stuckenschmidt und Josef Rufer veranstalteten Konzertzyklus „Neue Musik“ mit. Unter Arnold Schönberg spielte sie den Klavierpart in seinem wunderbaren „Pierrot Lunaire“. Daneben erwarb sie sich einen hervorragenden Ruf als Klavierpädagogin.

1925 zog die Familie nach Hamburg in die Enzianstraße. 1933 wurde Walter Michaels aus „rassistischen Gründen“ aus dem Staatsdienst entlassen. Ilse Fromm-Michaels hatte als seine Ehefrau in der Folgezeit nicht minder unter den sich zunehmend verschärfenden Ausgrenzungen zu leiden, anfangs „nur“ als „unerwünschte“ Künstlerin. Später erhielt sie Auftrittsverbot, und ihre Werke durften nicht mehr gespielt werden.

In dieser Zeit tiefster Bedrängnis schuf Ilse Fromm-Michaels ihre bedeutendsten Werke, die ihren Ruf als Komponistin begrün-

deten. So entstand 1938 die c-moll Sinfonie, mit der sie 1961 bei einem von der GE-DOK (Gemeinschaft deutscher und österreichischer Künstlerinnen) in Mannheim veranstalteten Wettbewerb in Konkurrenz mit 150 in- und ausländischen Komponistinnen zusammen mit der Kanadierin Sonja C. Eckhardt-Grammaté den ersten Preis erhielt. Die Symphonie wurde bereits 1946 durch das Symphonie-Orchester des NWDR unter Hans Schmidt-Isserstedt in Hamburg uraufgeführt. Ihr letztes großes Werk war die „Musica Larga“ für Streichquartett und Klarinette, die sie 1944 für ihren Sohn Jost komponierte. Danach trat eine Lähmung im Schaffen der Künstlerin ein. Jahrelange Kränkungen, Ängste und Entbehrungen, die räumliche Enge durch Einquartierungen nach dem Krieg, die schmerzliche Trennung oder gar der endgültige Verlust vieler ihr geistig verwandter Freunde und Bekannter, 1946 schließlich der Tod von Walter Michaels als Folge der Inhaftierung ein Jahr vor Kriegsende – all das hatte die Energie dieser starken Frau gebrochen. Dazu kamen neue Tendenzen in der Musik wie z. B. die Aleatorik und andere Kompositionsrichtungen, deren Charakter und Zielsetzungen sie mit ihren eigenen Ideen und Vorstellungen nicht mehr in Einklang bringen konnte. 1948/49 komponierte sie ein letztes großes Werk „Drei Rilke-Gesänge“, das in zwei verschiedenen Fassungen für Bariton und Klavier sowie für Orchesterbegleitung vorliegt.

Ihre Konzerttätigkeit nahm Ilse Fromm-Michaels nach dem Krieg nicht wieder auf. Das war ein Grund, weshalb es ihr nicht gelang, eine Schülerschaft um sich zu versammeln, wie sie ihren Fähigkeiten entsprochen hätte, als sie 1946 an der Hamburger Schule für Musik und Theater als Dozentin tätig wurde. Die jungen Pianisten und Pianistinnen wussten oft nichts von der Bedeutung und dem Ruhm, die Ilse

Fromm-Michaels besessen hatte, und wählen lieber Lehrer, die noch konzertierten. Sie selbst hatte keine Kraft mehr, sich stark zu machen. Nach 13 Jahren beendete sie 1959 ihre Dozentinentätigkeit.

Auch wenn Ilse Fromm-Michaels zu Lebzeiten manche Anerkennung und Ehrung erfuhr wie durch die Akademie der Freien Künste, die sie als erste Frau als Mitglied wählte und ihr 1956 die Ehrenplakette verlieh, oder durch die Stadt Hamburg, die sie anlässlich ihres 75. Geburtstages mit der Brahmsmedaille auszeichnete, so ist ihr als Komponistin doch nicht die Würdigung zuteil geworden, die sie verdient.

Brita Reimers

Ilsenweg

Sasel, seit 1941. Ilse, geb. Terfloth. Ehefrau des Besitzers Lind. (Geb. 7.4.1904)

Innocentiastraße

Harvestehude, seit 1870

Für die Straßenbenennung auf dem ehemaligen Landsitz des Klosters Harvestehude gibt es zwei Deutungen: Die Benennung erfolgte entweder nach Papst Innocenz IV., der dem 1247 erbauten Nonnenkloster seine Rechte bestätigte oder nach einer Sage um 1350. Danach wurde eine Nonne beschuldigt, das Keuschheitsgelübde gebrochen zu haben, weil sie sich heimlich mit ihrem ehemaligen Verlobten getroffen hatte. Die Nonne beteuerte vergeblich ihre Unschuld. Sie wurde zum Tode verurteilt und sollte auf freiem Felde in ungeweihter Erde bestattet werden. Vor ihrer Hinrichtung bat sie, dass ihr Leib im Hügel auf dem Klosterfelde begraben und darauf ein Lindenbaum gesetzt werde. Dazu sprach sie die Worte: „Ich verwünsche den Lindenbaum, daß er niemals höher wachsen werde, als er jetzt ist, und das soll als Zeugnis gelten für meine Unschuld; denn so gewißlich er hinfort nicht mehr höher wachsen wird, so gewiß-

lich sterbe ich, wie ich gelebt, als eine reine und unschuldige Braut Christi.“

Irma-Sperling-Weg

Alsterdorf, seit 1985. Opfer der Euthanasiemaßnahmen des Nationalsozialismus.

Gehörte zu den 228 Mädchen und Frauen, die am 16.8.1943 aus den Alsterdorfer Anstalten in als „Reichspost“ getarnten Bussen in die Tötungsanstalt „Am Steinhof“ in Wien gebracht wurden.

(20.1.1930 Hamburg – umgebracht am 8.1.1944 in der Heilanstalt „Am Steinhof“ in Wien)

Hatte bei der Geburt ein sehr geringes Geburtsgewicht und zeigte deutliche Entwicklungsverzögerungen. Wuchs als siebtes von 12 Kindern einer in ärmlichen Verhältnissen lebenden Hamburger Angestelltenfamilie auf. Der Vater wurde nach der Machtergreifung durch die Nazis aus seiner Anstellung bei der Krankenkasse entlassen – er war in der Arbeiterbewegung aktiv gewesen. Die Familie geriet in noch größere wirtschaftliche Not. Die Mutter wurde ernsthaft krank und musste stationär behandelt werden.

Irma Sperling kam für mehrere Monate in das Kinderkrankenhaus Rothenburgsort. Dort lernte sie sitzen, stehen und laufen. Als sie entlassen wurde, schickte der Vater sie in eine Tageskrippe. Wenige Wochen später, im August 1933, gab der Amtsarzt ein psychiatrisches Gutachten ab, in dem Irma Sperling Schwachsinn bescheinigt und die Unterbringung in den Alsterdorfer Anstalten als notwendig erachtet wurde. Am 21.12.1933 wurde Irma Sperling in die Alsterdorfer Anstalten gebracht. Hier erhielt sie kaum Zuwendung und Förderung. Die Folge: Die erworbenen Selbständigkeiten wurden wieder verlernt und Irma Sperling zeigte aggressive Züge.

Am 16. August 1943 wurde Irma Sperling mit 227 anderen Mädchen und Frauen aus

den Alsterdorfer Anstalten in Busse verfrachtet und nach Wien in die Anstalt „Am Steinhof“ transportiert. Dort wurden die In-sassInnen kaum ernährt und erhielten eine Überdosierung an Medikamenten. Am 25. September 1943 wurde Irma Sperling in den Pavillon 15 der „Wiener Städtischen Nervenlinik für Kinder“ verlegt. Zwischen Juli 1942 und April 1945 wurden hier mindestens 336 Kinder getötet, ihre Gehirne gesammelt und nach 1945 zum Teil für gehirnanatomische Forschungen weiterverwandt.

Irma Sperling wurde am 8. Januar 1944 in der Nervenlinik für Kinder getötet. Als Todesursache wurden Grippe und Lungenentzündung verzeichnet, die damals üblichen Angaben bei Euthanasieopfern, die durch das Medikament Luminal getötet worden waren.

Irma Sperlings Schwester „entdeckte“ vor einigen Jahren im Wiener Anatomischen Institut das Gehirn ihrer Schwester und erreichte, dass die leiblichen Überreste von Irma Sperling im Mai 1995 auf dem Ohlsdorfer Friedhof beigesetzt wurden.

Isoldeweg

Rissen, seit 1972. Gestalt aus Richard Wagners Oper „Tristan und Isolde“ (1859). Motivgruppe: Werke von Richard Wagner
„Bei Wagner wird die Haßliebe Isoldes zu Tristan hervorgehoben: Isolde erkennt in Tantris (Tristan) den Mörder ihres Oheims, doch als sie ihn ihrerseits ermorden will, hält sie ein Blick des Todkranken ab. Sie will ihn dann durch Gift töten und mit ihm sterben, doch Brangäne tauscht den Todes-trank gegen den Liebeszauber aus und kettet Isolde und Tristan dadurch unwiderruflich zusammen. Die letzte Begegnung ist durch das unbedingte Sterbenwollen geprägt.“ (Annemarie und Wolfgang van Rin-sum: Lexikon literarischer Gestalten, Stuttgart 1988.)

Jacqueline-Morgenstern-Weg

Schnelsen, seit 1993. 12 Jahre alte Französin aus Paris. Opfer des Nationalsozialismus. Kindermord in der Schule am Bullenhuser Damm. (Siehe Geschwister-Witonski-Straße)

Tochter des Friseurs vom Place de la Republique in Paris, Charles Morgenstern. Ihre Eltern stammten aus Czernowitz in der rumänischen Bukowina und waren nach dem Ersten Weltkrieg nach Frankreich gekommen. Als die deutsche Wehrmacht Paris besetzte, flüchtete das Ehepaar Morgenstern mit seiner Tochter nach Marseille. Aber auch dort waren sie vor den Deutschen nicht sicher. Als die Wehrmacht in Marseille einmarschierte und Hatz auf die Juden machte, wurden die Morgensterns denunziert. An Jacquelines Geburtstag, dem 26.5.1944, wurde die Familie von der französischen Polizei verhaftet. Die Mutter kam nach Auschwitz und starb dort, der Vater wurde „im Januar 1945 in einem offenen Güterwagen nach Dachau transportiert, erlebte noch die Befreiung und starb am 23. Mai 1945 im Krankenhaus Feldafing.“ Jacqueline Morgenstern „wurde vom KZ-Arzt Josef Mengele zu den Tuberkulose-Versuchen ausgesucht, nach Neuengamme gebracht und als Zwölfjährige erhängt.“ (Günther Schwarberg: Straßen der Erinnerung, Hamburg o. J.)

Jeanette-Wolff-Ring

Bergedorf, seit 1992. Geb. Cohen. Widerstandskämpferin, Bundestagsabgeordnete (SPD), führende Mitarbeiterin in verschiedenen jüdischen Organisationen Deutschlands. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (22.6.1888 Bocholt – 19.5.1976 Berlin)
Kindergärtnerin. 1910 Heirat mit einem Kaufmann. Ihr Ehemann und zwei ihrer Kinder kamen im KZ um. Weitere Töchter: Juliane, Edith, Käthe, Rahel (adoptiert). Seit 1919 Stadtverordnete in Bocholt und Vorstands-

mitglied des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Von 1933 bis 1935 in Schutzhaft. Danach illegale Parteitätigkeit. 1941 Deportation mit der Familie ins Getto Riga. 1945 Befreiung aus dem KZ Stuthof bei Danzig und Rückkehr mit ihrer Tochter Edith nach Berlin. Verwaltungsangestellte. 1946 bis 1952 Mitglied der Stadtverordnetenversammlung Groß-Berlin und des Abgeordnetenhauses Berlin (1951). Von 1953 bis 1961 Mitglied des Bundestages (Vertretung Berlins). 1967 Stadtälteste in Berlin. Ehrenvorsitzende der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland. Vorsitzende des Jüdischen Frauenbundes. Mitglied der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin (zeitweise deren Vorsitzende). Stellvertretende Vorsitzende des Direktoriums des Zentralrats der Juden in Deutschland. Vorsitzende der Gesellschaft für christlich jüdische Zusammenarbeit. Vorstandsmitglied der Liga für Menschenrechte. Rundfunkratsmitglied der Deutschen Welle.

Jette-Müller-Weg

Ohlsdorf, seit 2007. Nach Johanne Henriette Marie Müller (18.7.1841 Dessau - 8.7.1916 Hamburg), als „Zitronenjette“ bekannt, verkaufte tagsüber am Graskeller und nachts in den Kneipen Hamburgs Zitronen; ihre Lebensgeschichte wurde noch zu ihren Lebzeiten in ein Theaterstück gefasst, dadurch wurde sie zu einem Hamburger Original

Zitronenjette wurde zum Hamburger Original, weil sie nicht der gesellschaftlichen Norm entsprach. Über ihre Kleinwüchsigkeit, ihren so genannten Schwachsinn und ihre Alkoholkrankheit belustigte sich Hamburgs Bevölkerung.

Menschen, die anders sind als die Masse, ob gewollt oder auch ungewollt, scheinen beim Gros der Bevölkerung sowohl Faszination als auch Ablehnung hervorzurufen. Mit der Etikettierung solcher „ungewöhnli-

chen“ Menschen als „Originale“ kann die Bevölkerung ihnen einen Platz zuweisen. Gibt sie dem Original gar noch den Zusatz ihrer Heimatstadt - z. B. Hamburg - lässt die Bevölkerung ein Stück Integration dieser Person zu. Damit wird dem Gefühl der Faszination Rechnung getragen. Gleichzeitig bleiben diese „anderen“ Menschen durch den ihnen zugewiesenen Platz als „Original“ außerhalb der Gesellschaft. Dies wiederum ist Ausdruck der ablehnenden Haltung gegenüber diesen Menschen.

Geboren wurde Johanne Henriette Müller als uneheliches Kind. Wenige Monate nach der Geburt zog ihre Mutter mit ihr nach Hamburg. Die Mutter heiratete und die Familie wohnte im Gängeviertel. Als der Vater an einem Schlaganfall starb, zog Johanne Henriette mit ihrer jüngeren Schwester zusammen. Sie lebten zuerst in der Rothesoodstraße und zuletzt am Teilfeld, Ecke Herrengraben.

In ihrer Kindheit war sie bereits von ihrer Mutter zum Handeln mit Zitronen angehalten worden. Diese Tätigkeit übte sie bis zu ihrer Einweisung in die „Irrenanstalt Friedrichsberg“ aus. Zu diesem Zeitpunkt war sie 53 Jahre alt.

Zitronenjette hatte ein leidvolles Leben ertragen müssen. Johanne Henriette Müller war kleinwüchsig, 130 cm lang und 35 Kilo leicht und fiel damit aus dem Rahmen des als normal angesehenen Erscheinungsbildes. Aber damit nicht genug: Johanne Müller galt auch als geistig ein wenig zurückgeblieben. Das führte dazu, dass viele Kundinnen und Kunden sie übers Ohr hauchten, wenn sie in den Gassen und Straßen der Innenstadt ihre Zitronen feilbot. Niemand machte sich Gedanken über Zitronenjettes desolate wirtschaftliche Situation: sie war arm. Und kaum jemand dachte daran, was man ihr seelisch antat, wenn sie zum Gespött der Straßenjugend wurde, die grölend hinter ihr herlief. Wenn Zitronenjette

abends in den Kneipen ihre Zitronen anbot, machten sich Kneipenbesucher einen Spaß daraus, ihr ein großes Glas Schnaps bringen zu lassen, welches sie zur allgemeinen Belustigung auf einen Zug leerte. Die Folge war: sie wurde alkoholkrank und trank nun auch schon am Tage eine Flasche Kümmelschnaps aus. Danach fand sie oft kaum noch den Heimweg in die Neustadt zum Teilfeld 56.

1894 wurde die Zitronenjette schließlich von der Polizei in die „Irrenanstalt Friedrichsberg“ eingeliefert. Dort lebte sie fast zwanzig Jahre und wurde mit Kartoffelschälern und Gemüseputzen beschäftigt. Zeitungsberichten und Erzählungen zufolge soll sie dort einen „friedlichen Lebensabend“ genossen haben. Kein Wort von schmerzhaften Entzugserscheinungen, denn dort wurde ihr der Alkohol selbstverständlich vorenthalten.

Berühmt und zum Hamburger Original wurde die Zitronenjette, weil sie „anders“ war und weil Menschen sich auf Kosten dieses Umstandes belustigten. Ihren Leiden wurde kaum Aufmerksamkeit geschenkt. Stattdessen gab sie den Stoff für eine Lokalposse, die um 1900, also noch zu Lebzeiten der Zitronenjette, von Theodor Francke geschrieben und im Ernst-Drucker-Theater auf St. Pauli aufgeführt wurde. In der Hauptrolle der damals als Darsteller weiblicher Rollen dieser Art berühmte Wilhelm Seybold. 1940 schrieb Paul Möhring eine neue „Zitronenjette“. Er wollte keine Lokalposse auf Kosten der Zitronenjette, sondern ein Stück, das die Zuschauerinnen und Zuschauer sowohl zum Lachen als auch zum Weinen bringen sollte. Mehrere Hundert Male wurde seine „Zitronenjette“ aufgeführt.

Johanne-Reitze-Weg

Ohlsdorf, seit 2007. Nach Johanne R. (16.1.1878 Hamburg – 22.2.1949

Hamburg), von 1919 bis 1921 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, von 1919 bis 1933 Mitglied des reichsweiten SPD-Parteiausschusses, 1919 eine von 35 weiblichen Mitgliedern der deutschen Nationalversammlung

Siehe Vita von Johanne Reitze unter: „Reitzeweg“.

Julia-Cohn-Weg

Alsterdorf, seit 1985. Jüdisches Opfer des Nationalsozialismus. Lehrerin an der Schule Meerweinstraße und an der Schule für Sprach- und Handelskurse für Auswanderer in der Beneckestraße 6. (14.10.1888 Hamburg – am 6.12.1945 deportiert nach Riga, gestorben zwischen Dezember 1941 und 1944 in einem Lager bei Riga)

Zum 1. April 1930 wechselte Julia Cohn von der Schule Humboldtstraße an die neu erbaute Schule Meerweinstraße. Am 29. Juli 1933 wurde sie aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, wonach „nichtarische“ Lehrerinnen und Lehrer keine Beamten sein durften, aus dem Schuldienst entlassen. Erst nach langen Bemühungen und unter dem Hinweis auf die Kriegsteilnahme ihres Mannes im Ersten Weltkrieg erhielt sie ab Oktober 1933 Versorgungsbezüge. Ihr Mann, Jacob Cohn, der 1927 sein Zigarrenimportgeschäft aufgegeben hatte, arbeitete als Buchhalter.

Das Ehepaar Cohn hatte einen Sohn (Paul) und wohnte in der Klosterallee 13. Am 9. November 1938 wurde Jacob Cohn ins KZ Sachsenhausen oder Dachau gebracht. Nach vier Monaten intensiver Bemühungen seitens der Familie und aufgrund des Fronteinsatzes während des Ersten Weltkrieges wurde Jacob Cohn aus dem KZ mit dem Hinweis entlassen, so schnell wie möglich auszuwandern. Die Familie Cohn bemühte sich um eine Auswanderungsmöglichkeit. Aber sie hatte keine ausländischen Bezie-

hungen, und eine Einreiseerlaubnis gab es nur, wenn ein Bürge die Garantie gab, dass der/die Ein-wanderIn dem neuen Staat nicht zur Last fallen werde. Am 30. Mai 1939 erhielt die Familie dennoch die Ausreisegenehmigung. Das Kind Paul reiste am 21. Mai 1939 mit einem Kindertransport nach England. Für sich selbst wussten die Eheleute die Ausreise nicht zu finanzieren.

Als kurze Zeit später der Zweite Weltkrieg ausbrach, war es für Juden kaum mehr möglich, Deutschland zu verlassen. Anfang Dezember 1941 erging an das Ehepaar Cohn die Aufforderung, sich am 6. Dezember auf der Moorweide einzufinden, um von dort nach Osten abtransportiert zu werden. Herr Cohn glaubte an einen Arbeitseinsatz, weil die Nazis das Ehepaar Cohn aufgefordert hatten, einen Spaten mitzunehmen.

Julienstraße

Bahrenfeld, seit 1898. Julie Gayen geb. von Lenz, seit 1853 verheiratet mit Th. A. Gayen. (1832-1886)

Jungfernbrücke

Altstadt, seit 1887, Name ohne Bezug

Jungfernmühle

Hausbruch, seit 1944

Eine ehemalige Mühlenbesitzerin soll sich an dieser Stelle ein Haus in Form einer Windmühle ohne Flügel gebaut haben. Im Volksmund wurde das Haus „Jungfernmühle“ genannt, weil die Hausbesitzerin unverheiratet gewesen war.

Jungfernstieg

Altstadt, offiziell benannt seit 1931

Seit dem 17. Jahrhundert im Volksmund Jungfernstieg genannt, nachdem der Reesendamm 1665 mit Bäumen bepflanzt worden war und diese Straße bevorzugt

vom weiblichen Geschlecht als Promenade genutzt wurde.

Jungfrauenthal

Harvestehude, seit 1870. Hochdeutsche Form eines der mittelalterlichen Namen des Klosters Harvestehude

Juttaweg

Fuhlsbüttel, seit 1961. Frei gewählter Name. Motivgruppe: Weibliche Vornamen

Käte-Latzke-Weg

Bergedorf, seit 1996. Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus. Stenotypistin. (8.5.1899 Königsberg – 31.3.1945 KZ Ravensbrück)

Entstammte einer Arbeiterfamilie, lernte 1916 den Hamburger Schneider und Bürger-schaftsabgeordneten (KPD) Hans Westermann kennen. 1918 trat sie dem Kommunistischen Jugendverband Deutschlands (KJVD) bei und kam 1919 oder 1920 nach Hamburg. Wurde 1924 Mitglied der KPD und des Zentralverbandes der Angestellten (ZdA). In dieser Zeit wurde sie wegen der Teilnahme an einer nicht genehmigten Demonstration zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Zwischen 1926 und 1930 arbeitete sie im Büro der Roten Hilfe Hamburg. 1929 oder 1930 wurde sie von der Partei ausgeschlossen und arbeitslos. Durch ihre Bekanntschaft mit Hans Westermann kam Käte Latzke zur Westermann-Gruppe, einem Zusammenschluss ehemaliger KPD-Mitglieder, die sich schon vor der Machtergreifung durch die Nazis organisiert hatten und von der KPD als „Versöhnler“ bezeichnet wurden, weil sie für eine Verständigung mit der SPD eintraten. Aus diesem Grunde waren die Mitglieder der Westermann-Gruppe auch aus der KPD ausgeschlossen worden. 1933 wurde Hans Westermann von der Gestapo verhaftet, im August 1934 wieder freigelassen. Hans Westermann versuchte nun zu erreichen,

dass seine MitstreiterInnen wieder in die KPD aufgenommen wurden, was 1935 nach Verhandlungen mit Funktionären der illegalen KPD auch geschah. Wenig später, in der Nacht vom 5. auf den 6. März 1935 wurden die Mitglieder der Westermann-Gruppe verhaftet. Hans Westermann starb am 16.3. im Gestapogefängnis Fuhlsbüttel an den Folgen der Misshandlungen. Käte Latzke kam vor das Oberlandesgericht und wurde am 26.6.1935 vernommen und verurteilt. Im Gefängnis musste sie unsäglich leiden. Sie hatte Ödeme an den Beinen, Hungertyphus und Herzanfälle. 1940 wurde Käte Latzke aus der Haft entlassen, es wurde ihr aber verboten, in Hamburg zu bleiben. So zog sie nach Stralsund. Hier wurde sie Ende 1943 auf Veranlassung der Hamburger Gestapo wegen ihres Kontaktes zu einer früheren Genossin verhaftet und kam ins KZ Ravensbrück. Dort starb sie an Typhus.

Karolinenstraße

St. Pauli, seit 1841. Caroline Lucie Spalding geb. Reuter. Vermutlich nach der Mutter des damaligen Patrons der Vorstadt St. Pauli, Senator Spalding, benannt

Katharina-Jacob-Weg

Groß-Borstel, seit 1992. Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus. Mitglied der Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen. Kaufmännische Angestellte, Lehrerin. (6.3.1907 Köln – 23.8.1989 Hamburg)

Arbeiterkind. Hätte gern die höhere Schule besucht, die Familie besaß dazu aber nicht die finanziellen Mittel. Katharina Jacob wurde Kontoristin und engagierte sich in der Jugendgruppe der Gewerkschaft der Angestellten (GDA). Wegen linksgerichteter Tendenzen wurde die Jugendgruppe jedoch bald verboten. Katharina Jacob gründete daraufhin mit anderen Jugendlichen die Jugendgruppe „Florian Geyer“. 1926

Eintritt in den Kommunistischen Jugendverband Deutschlands und – ab 1927 in Hamburg – 1928 Eintritt in die KPD. Ab 1933 im illegalen Widerstand. 1933, 1939 und 1944/1945 in „Schutzhaft“. 20.12.1934 verurteilt wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu einem Jahr Gefängnis. Bis 20.12.1935 in der Haftanstalt Lübeck-Lauerhof, zusammen u. a. mit Lucie Suhling (Lucie-Suhling-Weg). 1940 begegnete sie ihrem späteren zweiten Ehemann, dem ehemaligen KPD-Bürgerschaftsabgeordneten Franz Jacob, wieder, den sie schon vor 1933 kennengelernt hatte. Heirat Dezember 1941. Mit ihm und anderen Genossen führte sie die illegale KPD weiter. In über dreißig Betrieben und Werften entstanden illegale Gruppen, um den Kampf gegen das Nazi-Regime zu führen. Katharina Jacobs Arbeit bestand u. a. darin, Treffs zu vereinbaren, Geld zu sammeln und Geldspenden an die Organisation zu überbringen, mit denen ausländische Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene unterstützt wurden. Nach zwei Jahren illegaler Widerstandsarbeit wurde Franz Jacob steckbrieflich gesucht. Er tauchte unter und setzte den Widerstand in Berlin fort. Franz Jacob wurde entdeckt und am 4. Juli 1944 verhaftet. Zwei Tage später erfolgte die Verhaftung seiner Frau. Die beiden wurden in der Prozessserie gegen die Berliner KPD vor den Volksgerichtshof gestellt. Franz Jacob wurde am 18.9.1944 hingerichtet. Katharina Jacob wurde aus Mangel an Beweisen freigesprochen, dennoch von der Gestapo als „Schutzhäftling“ ins Frauenkonzentrationslager Ravensbrück gebracht, wo sie bis zur Befreiung vom Hitlerfaschismus inhaftiert war. 1947 besuchte Katharina Jacob einen Sonderlehrgang bei Anna Siemsen (Anna-Siemsen-Gang), um Lehrerin zu werden. Ab 1948 unterrichtete sie 25 Jahre lang an der Schule Winterhuder Weg in Hamburg. Au-

Berdem war sie in der Friedensarbeit aktiv: Vorsitzende des Kuratoriums Ehrenhain Hamburger Widerstandskämpfer, im Landesvorstand der VVN, der DKP und Seniorenvertreterin in der Lehrgewerkschaft GEW.

Katharinenbrücke

Altstadt, seit der 2. Hälfte des 13 Jhds.

Katharina von Alexandrien, Prinzessin aus Zypern. Ihr wurde die benachbarte St. Katharinen-Kirche geweiht. (Im 4. Jhd. am 25. November in Alexandria den Märtyrertod gestorben)

Sie weigerte sich an dem heidnischen Opferfest des Kaisers Maxantius teilzunehmen. Sie warf dem König Abgötterei vor und bekannte sich mit gelehrten Worten zum Christentum. 50 Philosophen sollten Katharina widerlegen – sie überzeugte jedoch alle. Die Folge: die Philosophen bekannten sich zum christlichen Glauben, und auch die Kaiserin und 200 Ritter ließen sich von Katharina bekehren. Daraufhin wurden alle auf kaiserlichen Befehl gemartert und enthauptet. Katharina wurde an ein Rad genagelt und gefoltert. Als das Rad zerbrach, wurde Katharina mit dem Schwert enthauptet.

Die Legende erzählt, dass Engel ihren Leib zum Berg Sinai trugen und ihn dort bestatteten. Auf diesem Platz steht ein Katharinenkloster. Dargestellt wird Katharina oft in fürstlicher Bekleidung, mit einem zerbrochenen Rad und einem Schwert. Katharina gilt für Nonnen, Schülerinnen, Mägde, Konfektionsarbeiterinnen und Krankenpflegerinnen als Vorbild der Reinheit. Wegen ihrer gelehrten Disputation war sie Schutzherrin der Philosophie, der Universitäten, der Bibliotheken und der Studenten. Durch die erlittenen Folterungen am Rad wurde Katharina die Schutzpatronin der Spinnerinnen, Wagner, Müller, Scheren-schleifer, Chirurgen und Barbieri. Als Not-

helferin wurde sie u. a. angerufen gegen das „Gehemmtsein der Zunge“. Da Katharina sehr bekannt und beliebt war, wurde sie die Patronin der St. Katharinen-Kirche.

Katharinenfleet

Altstadt, seit 1960.

Benannt nach dem ehemals sich dort befindenden Katharinenfleet

Katharinenkirchhof

Altstadt, seit dem 15. Jhd.

Benannt nach dem Kirchhof der St. Katharinen-Kirche

Katharinenstraße

Altstadt, seit dem 14. Jhd.

Benannt nach der Patronin der St. Katharinen-Kirche

Klabundeweg

Bergstedt, seit 1962, benannt nach Erich Klabunde. 2001/2002 ergänzt um die ebenso bedeutende Ehefrau Clara Klabunde.

Neuer Erläuterungstext: benannt nach dem Ehepaar Clara K. (1906-1994), Rechtsanwältin, Richterin, 1966 erste Gerichtspräsidentin in der Bundesrepublik Deutschland als Präsidentin des Landes-arbeitsgerichts Hamburg, und Erich K. (1907-1950), Journalist und Bürgerschaftsabgeordneter (SPD)

„Ein Urteil müsse tragbar sein – ob es richtig ist, lasse sich nicht immer eindeutig sagen“, äußerte sich Clara Klabunde über ihre Tätigkeit als Richterin.

Anfang des 20. Jahrhunderts geboren, gehörte Clara Klabunde zu den wenigen Frauen, die in einem seit Jahrhunderten den Männern vorbehaltenen Beruf tätig wurden: der Juristerei. In diesem Bereich brachte sie es zur ersten Gerichtspräsidentin der Bundesrepublik Deutschland.

Verheiratet mit dem Journalisten Erich Klabunde, der unter den Nationalsozial-

sten Publikationsverbot hatte und seine Arbeit aufgeben musste, arbeitete Clara Klabunde von 1933 bis Anfang der 50er Jahre als Rechtsanwältin.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Clara Klabunde, deren Mann nun Vorsitzender der SPD-Bürgerschaftsfraktion war, ehrenamtliches Mitglied einer Reihe von Gremien. Im Rahmen der Entnazifizierungsverfahren war sie als Spruchkammervorsitzende, außerdem im beratenden Ausschuss für das Pressewesen, im Vorstand des Hamburgischen Anwaltsvereins und der Vereinigung weiblicher Juristen und Volkswirte tätig.

Nachdem ihr Mann 1950 gestorben war, ging Clara Klabunde in den Staatsdienst und wurde Richterin.

Neben dieser Tätigkeit fungierte sie 25 Jahre als Verfassungsrichterin am Hamburgischen Verfassungsgericht und gehörte außerdem lange dem Vorstand des Hamburgischen Richtervereins an.

1952 wurde Clara Klabunde zur Vorsitzenden am Landesarbeitsgericht Hamburg und zur Landesarbeitsgerichtsdirektorin berufen und war entscheidend bei der Entwicklung des damals nur teilweise kodifizierten Arbeitsrechts beteiligt, welches den sozialen Gegebenheiten der Nachkriegszeit angepasst werden musste.

Am 1. September 1966 wurde Clara Klabunde als erste Frau in der Bundesrepublik Deutschland zur Präsidentin des Landesarbeitsgerichtes ernannt. Fünf Jahre wirkte sie als Gerichtspräsidentin und trat 1971 in den Ruhestand. Für ihre Verdienste um das Rechtswesen erhielt Clara Klabunde die Medaille für Treue Arbeit im Dienste des Volkes in Silber.

Klärchenbrücke

Winterhude, seit 1904. In Anlehnung an die Klärchenstraße. (Im Zuge der Klärchenstraße über den Leinpfadkanal führend)

Klärchenstraße

Winterhude, seit 1866. Clara Octavia geb. Repsold. Zweite Frau des Unternehmers und Grundeigentümers Adolph Sierich

Kleine Marienstraße

Altona, vor 1737. Anna Maria Eißler geb. Kupferschmidt aus Marschhacht. Ehefrau des Bürgermeisters Eißler

Klopstockstraße

Ottensen, seit 1846, benannt nach dem Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock. 2001/2002 ergänzt um die ebenso bedeutende Ehefrau Meta Moller. Neuer Erläuterungstext: benannt nach Friedrich Gottlieb K. (1724-1803), Dichter, und dessen Ehefrau Margaretha, genannt Meta K. (1728-1758), unter dem Namen Meta Moller bekannt, Schriftstellerin

Tochter aus gutem Hause. Geboren in Hamburg 1728. Der Vater, ein Kaufmann, starb, als Meta Moller 8 Jahre alt war. Die Mutter heiratete ein zweites Mal. Doch das Verhältnis zu dem Stiefvater war so schlecht, dass Meta zu ihrer Schwester Elisabeth Schmidt zog.

Meta Moller war „eine sprachkundige und literarisch interessierte junge Frau, die im Kreise von Hagedorn verkehrte und eine Reihe der Mitarbeiter der ‘Bremer Beiträge’ auch persönlich kannte. Für die 1744 gegründeten ‘Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes’, die wegen ihres Erscheinungsortes kurz die ‘Bremer Beiträge’ genannt wurden, war Klopstock eine Zentralfigur, zumal seitdem er dort 1748 die ersten drei Gesänge des ‘Messias’ veröffentlicht hatte. Um dieses Zentralgestirn herum kreisten Namen wie Nikolaus Dietrich Giseke, Karl Christian Gärtner oder Johann Andreas Cramer, mit denen Meta Moller in Kontakt war. Eben jene ersten drei Gesänge des ‘Messi-

as' aber sollten der jungen 23jährigen Frau gewissermaßen zum Schicksal werden. Von einer Schwester Metas ist ein Bericht erhalten, der auf eindrückliche Weise die Vorgeschichte ihrer Begegnung mit Klopstock darstellt.

Elisabeth Schmidt, so der Name der Schwester, hält im Rückblick eine Geschichte fest, die uns auch einen Eindruck in gelegentlich seltsame Zugangswege von Frauen zur Literatur verschaffen kann: 'Meta hat den Messias dadurch zuerst kennen lernen, daß sie etwas von den 3 ersten Gesängen, in Papillotten (Haarwickler) zerschnitten auf der Toilette einer ihrer Freundinnen gefunden, welches sie zusammen geklebt, und mit großem Beyfall gelesen; Giseke vielem Feuer gefragt: Ist mehr von diesen (!) göttlichen Gedicht zu haben und wo? Und wer ist der Verfasser. Gisekens Antwort war: Es sind erst 3 Gesänge heraus in den Beyträgen ich will sie mitbringen; und der Verfasser heißt Klopstock – ja wen sie den kennen lernten, so würde ich ganz ausgethan das wäre ganz der Freund für die Mollern (...)' (F. u. H. Tiemann (Hrsg.): Meta Klopstocks Briefwechsel 1980, S. 15.)

Giseke vermittelte auch die Begegnung, nach der Meta verlangte. Bei seinem nächsten Zusammentreffen mit Klopstock in Braunschweig sagte er: „Höre Klopstock du must in Hamburg: ein Mädchen besuchen die heist Mollern. Ich gehe nicht nach Hamburg: um Mädchen zu sehen, nur Hagedorn will ich sehen; ach Klopstock das Mädchen must du sehen daß ist so ein ganz ander Mädchen als andere, sie liebt den Messias mit Entzücken, sie kent dich schon, sie erwartet dich, nun noch lang und breit Meta beschrieben Klopstock: geräth dabey in tiefes Nachsinnen.“ (Ebenda, S. 13.)

Über ihre erste Begegnung mit Klopstock im April 1751 schrieb Meta: „Nun mache ich die Thür auf, nun sehe ich ihn – Ja hier

mußte ich Empfindungen malen können. – Ich hatte schon so viele Fremde gesehen, aber niemals hatte ich einen solchen Schrecken, einen solchen Schauer empfunden. Auch hatte gar nicht die Meynung, daß ein ernsthafter Dichter finster und mürrisch aussehen, schlecht gekleidet seyn und keine Manieren haben müsse aber ich stellte mir doch auch nicht vor daß der Verfasser des Messias so süß aussehe, und so bis zur Vollkommenheit schön wäre (Denn das ist Klopstock in meinen Augen, ich kanns nicht helfen, daß ichs sage).“ (Ebenda, S. 9.)

Gegen den Willen von Metas Familie verlobten sich die beiden im Sommer 1752. Zwei Jahre später fand die Hochzeit statt. Das Paar zog nach Dänemark, wo es in Lyngby bei Kopenhagen lebte. 1758 starb Meta Klopstock nach der Entbindung ihres ersten Kindes, das tot geboren wurde. Sie wurde auf dem Kirchhof von Ottensen an der Christianskirche beerdigt. Das Grab befindet sich heute noch dort.

Meta Moller konnte hervorragend schreiben. Ihre Briefe sind später veröffentlicht worden. Sie schrieb auch Dramen, so z. B. „Abels Tod“.

Kollwitzring

Billstedt, seit 1971. Käthe Kollwitz, geb. Schmidt. Graphikerin, Bildhauerin. Malerin. (8.7.1867 Königsberg – 22.4.1945 Schloss Moritzburg bei Dresden)

Entstammte einem sozial engagierten Elternhaus. Der Vater gab sein Jurastudium auf, um als Maurermeister seinem sozialen Engagement nachgehen zu können, die Mutter kam aus einer undogmatischen freireligiösen Theologenfamilie. Käthe Kollwitz' Maltalent wurde von ihren Eltern sehr gefördert. Von 1885 bis 1886 Studium an der Künstlerinnenschule Karl Stauffer-Berns in Berlin. 1888 bis 1889 Malstudium bei Ludwig Herterich in München. 1890 kehrte sie in ihre Heimatstadt Königsberg

zurück. Durch realistische Darstellungen, vor allem des Arbeitermilieus, ergriff sie für das Proletariat Partei. 1891 heiratete sie den Arzt Karl Kollwitz und zog mit ihm in die Nähe Bremens. 1892 und 1896 wurden ihre beiden Söhne geboren. Käthe Kollwitz' Arbeitsbereiche waren die der Mutter, Hausfrau, Arzthelferin in der Praxis ihres Mannes und die der Künstlerin. Ein wesentliches Thema ihres künstlerischen Schaffens war die Frau, die Menschlichkeit und Gefühl vermittelt und Partei ergreift. Käthe Kollwitz kämpfte mit ihrer Malerei für den Frieden und soziale Gerechtigkeit. Sie stellte immer wieder Menschen in Not dar. Nach der Uraufführung von Gerhard Hauptmanns „Die Weber“ entstand 1893 ihr Zyklus „Ein Weberaufstand“. Hier ist, wie in ihrem Zyklus „Bauernkrieg“ (1903-1908), die arme, verhärmte, aber nicht resignierende Frau die zentrale Figur. 1898 erfolgte ihre Aufnahme in die Berliner Sezession. 1907 erhielt sie den „Villa Romana-Preis“ und mit ihm ein Atelier in Florenz. Als sie wieder nach Berlin zurückkehrte, entwarf sie Plakate, Aufrufe und Flugblätter. In den zwei Weltkriegen erlebte Käthe Kollwitz persönlich viel Leid. Im Ersten Weltkrieg fiel einer ihrer beiden Söhne. Durch das von ihr geschaffene Mahnmal, welches 1932 auf dem Soldatenfriedhof in Roggevelde/Belgien aufgestellt wurde, setzte sie ihrem Sohn ein Denkmal. An der Akademie in Berlin leitete sie das Meisteratelier für Graphik. 1918 wurde sie als erste Frau Professor an der Preußischen Akademie der Künste. 1933 wurde sie von den Nationalsozialisten aus der Akademie entlassen – sie hatte mit ihrem Plakat für eine Arbeitereinheitsfront gegen den Nationalsozialismus geworben. Bereits ein Jahr zuvor hatte sie das Plakat „Nie wieder Krieg“ entworfen. Es folgte der Ausschluss aus der Preußischen Akademie der Künste. 1936 erhielt sie ein

offizielles Ausstellungsverbot, ihre Arbeiten wurden als „entartet“ aus der Akademie und dem Kronprinzenpalais entfernt. Käthe Kollwitz zog sich in die innere Emigration zurück. In dieser Zeit war sie voller Resignation. Besonders schlimm wurde es für Käthe Kollwitz, als 1940 ihr Mann starb, 1942 ihr Enkel in Russland fiel und 1943 ihre Wohnung in Berlin ausgebombt wurde. 1944 zog Käthe Kollwitz nach Moritzburg bei Dresden.

Kriemhildstraße

Rissen, seit 1933. Gestalt aus dem Nibelungenlied, anonymes Heldenepos um 1200
Kriemhild, verheiratet mit Siegfried, wird zur Rächerin. Nachdem Hagen, unter Mitwissen von Kriemhilds Brüdern, Siegfried umgebracht hat, trauert Kriemhild jahrelang um ihren geliebten Mann. Aus Trauer wird Rache. Kriemhild gibt der Liebeswerbung des Hunnenkönigs Etzel nach, um an dessen Machtmittel zu gelangen und nimmt dann blutige Rache an ihrer Sippe.

Lagerlöfstraße

Wellingsbüttel, seit 1947. Früher Buchenweg. Selma Lagerlöf. Schwedische Schriftstellerin. Nobelpreisträgerin für Literatur (1909). (20.11.1858 auf Gut Marbacka/Värmland – 16.3.1940 auf Gut Marbacka)
Tochter eines Gutsbesitzers auf Värmland. Nach dem Tod des Vaters musste der Gutshof verkauft werden. Selma Lagerlöf, die durch Kinderlähmung gehbehindert war, besuchte das Lehrerinnenseminar und war von 1885 bis 1895 als Pädagogin tätig. Ihr Roman „Gösta Berling“ (1891) war ihr erster großer literarischer Erfolg. Er wurde verfilmt und kam 1929 mit Greta Garbo als Gräfin Dohna in die deutschen Kinos. Zum Welterfolg wurde Selma Lagerlöfs Roman „Nils Holgerssons wunderbare Reise“ (in schwedisch 1906/07, in deutsch 1907/08

erschienen). 1909 erhielt sie den Nobelpreis für Literatur „in Würdigung des hochstrebenden Idealismus, der reichen Phantasie und der vergeistigten Darstellung, die sich in ihrer Dichtung offenbaren“. 1914 wurde Selma Lagerlöf als erste Frau in die Schwedische Akademie gewählt. Sie konnte nun den Gutshof zurückkaufen. Selma Lagerlöf war in der Frauenstimmrechts- und Friedensbewegung aktiv. Während der Zeit des Nationalsozialismus half sie politischen Flüchtlingen.

Lelka-Birnbaum-Weg

Schnelsen, seit Nov. 1996. Nach Lelka B., 12 Jahre, Polin, Opfer des Nationalsozialismus; gehörte zu den 20 fünf bis zwölf Jahre alten jüdischen Kindern aus fünf Nationen, die in der Nacht vom 20. zum 21. April 1945 im Keller der Schule Bullenhuser Damm von Angehörigen der SS erhängt wurden, nachdem an ihnen im KZ Neuengamme medizinische Experimente vorgenommen worden waren

Leiserweg

Langenbek, seit 1988. Hedwig und Julius Leiser. Jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Ehepaar aus Harburg-Wilhelmsburg. Hedwig geb. Goldberg (27.11.1879 Straßburg – am 6.12.1941 deportiert nach Riga). Julius (24.12.1876 Köln – am 6.12.1941 deportiert nach Riga)

Liesbeth-Rose-Stieg

Bergedorf, seit Ende 1995. Vorher: Elisabeth-Rose-Stieg, benannt 1995, Widerstandskämpferin. Mitglied der Widerstandsgruppe Etter-Hampel-Rose (Siehe Erika-Etter-Kehre.) Schneidermeisterin. (8.11.1910 – am 2.2.1945 in Plötzensee hingerichtet)

Liesbeth Rose wurde am 20. Mai 1944, im Zuge einer Denunziation, von der Gestapo

verhaftet. Sie hatte Soldatenbriefe mit antifaschistischem Inhalt an die Front geschickt und illegales Widerstandsmaterial verteilt. Sie kam in die Sonderhaftanstalt Potsdam und hoffte bis zuletzt, dass sie nur wegen „aktiver Beihilfe zur Desertion“ angeklagt werden würde. Doch noch bevor das Gericht zusammenkam, war ihr Todesurteil gefällt. Begründung: „Wehrkraftzersetzung, Feindbegünstigung und Vorbereitung zum Hochverrat“. In ihrem Todesurteil hieß es: „Die Angeklagte hat gemeinsam mit dem halbjüdischen kommunistischen Funktionär Kristeller kommunistische Propaganda betrieben und insbesondere junge Wehrmachtangehörige mit diesem Gift verseucht.“

Lilo-Gloeden-Kehre

Bergedorf, seit 1987. Dr. jur. Elisabeth Charlotte, genannt Lilo. Geb. Kusnitzky. Gegnerin des Nationalsozialismus. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (19.12.1903 Köln – am 30.11.1944 in Berlin hingerichtet)
Tochter des Kölner Sanitätsrats Kusnitzky und seiner Ehefrau geb. Freiin von Liliencron. 1938 Heirat mit dem Architekten Erich Gloeden. Das Ehepaar lebte in Berlin, war entschiedener Gegner des Nazi-Regimes und half WiderstandskämpferInnen und Jüdinnen und Juden. Nach dem missglückten Anschlag auf Hitler am 20. Juli 1944 flüchtete der an dem Anschlag beteiligt gewesene Generalmajor Fritz Lindemann zum Ehepaar Gloeden. Lindemann wurde denunziert und am 3. September 1944 in der Wohnung der Gloedens verhaftet, mit ihm auch Erich und Charlotte Gloeden und Elisabeth Kusnitzky, Charlotte Gloedens Mutter. Die drei wurden am 27. November vom Volksgerichtshof verurteilt und am 30. November 1944 hingerichtet. Bis zuletzt hatte Erich Gloeden versucht, seine Frau und Schwiegermutter zu schützen, indem er aussagte, dass die beiden

Frauen nicht gewusst hätten, wen sie beherbergt hätten, zumal der General unter falschem Namen eingeführt worden war. Als jedoch das Todesurteil gegen Erich Gloeden gefällt wurde, erklärte Lilo Gloeden, dass sie sehr wohl gewusst hatte, wen sie verborgen hatten. Auch ihre Mutter bekannte sich zu der politischen Überzeugung ihrer Kinder. In Zeitabständen von je zwei Minuten wurden Erich, Lilo und Lilos Mutter Elisabeth Kusnitzky in Berlin-Plötzensee enthauptet.

Lily-Braun-Straße

Bergedorf, seit 1985. Geb. als Amalie v. Kretschmann, verw. Gizycki. Schriftstellerin und Frauenrechtlerin. (2.7.1865 Halberstadt – 9.8.1916 Berlin-Zehlendorf, laut Brockhaus)

Tochter des preußischen Generals Hans von Kretschmann, Enkelin der Baronin Jenny von Gustedt, illegitime Tochter von Jérôme Bonaparte, König von Westfalen. Lily Braun schrieb über ihre Großmutter das Erinnerungsbuch „Im Schatten der Titanen“ (1909). Sie lebte das standesgemäße Leben einer Aristokratin, übte aber schon früh heftige Kritik an dieser Lebensweise. Mit Mitte zwanzig sagte sie den Satz: „Die Macht des Kapitalismus muß gebrochen werden.“ Als der Vater den Kaiser im Manöver beinahe geschlagen hätte, musste er seinen Abschied nehmen. Dadurch änderte sich das Leben der Familie von Kretschmann schlagartig. Als Lily Braun 28 Jahre alt war, heiratete sie Professor Georg von Gizycki, Nationalökonom, Kathedersozialist, Herausgeber der Zeitschrift „Ethische Kultur“ – und schwerkrank. Durch ihn lernte sie die sozialistischen Theorien kennen, und durch ihn wurde sie mit führenden Männern der sozialdemokratischen Partei und mit amerikanischen Frauenrechtlerinnen bekannt. Zwei Jahre nach der Hochzeit starb Georg von Gizycki.

Lily Braun engagierte sich im Verein Frauenwohl und wollte zwischen der bürgerlichen Frauenbewegung und den Arbeiterinnen vermitteln. Dieser Versuch scheiterte, und Lily Braun wandte sich der Sozialdemokratie zu. Bekannt wurden ihre Werke „Frauenfrage“ (1901) und „Memoiren einer Sozialistin“, letzteres ein Bestseller. Lily Braun „befaßte sich mit der Doppelbelastung der Frauen und den daraus entstehenden Schwierigkeiten, sich gewerkschaftlich zu organisieren; und sie bot Lösungen an, die noch heute revolutionär klingen. Sie untersuchte Probleme wie zum Beispiel die Minderqualifikation von Frauen und die Konkurrenz der Geschlechter auf dem Arbeitsmarkt. Sie forderte gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit“, schreibt Inge Stolten in ihrer Kurzbiographie über Lily Braun in dem Buch „Frauen, Porträts aus zwei Jahrhunderten“. Hrsg. v. Hans Jürgen Schultz, Stuttgart 1981.

Ein Jahr nach dem Tod ihres Mannes heiratete Lily Braun den Sozialdemokraten und Chefredakteur des „Vorwärts“, Dr. Heinrich Braun. Mit ihm gründete sie später die Zeitschrift „Die Neue Gesellschaft“. Heinrich Braun zählte zu den Revisionisten. Sie wollten die bestehende Gesellschaftsordnung durch Reformen verändern. Auch Lily Braun verfolgte dieses Ziel, und so wurde Clara Zetkin ihre entschiedene Feindin. Ihre Auseinandersetzungen wurden zu einem offenen Machtkampf.

Lily Brauns Ideen machten sie zur Außenseiterin. Sie stellte die traditionelle Familienform in Frage, forderte Zentralküchen und „für bestimmte Häusergruppen (...) Turn- und Spielplätze, mit Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen, die von den Eltern gemeinsam bezahlt werden“, schreibt Inge Stolten. Lily Braun wurde schließlich wegen angeblicher Unzuverlässigkeit aus der Berliner Frauenorganisation ausgeschlossen und zog sich allmählich aus

der aktiven Politik zurück. Sie arbeitete nun vorwiegend literarisch und trat für die freie Liebe ein. „(...) Ab 1914 gehörte sie – ganz im Widerspruch zu ihrem früheren Engagement – zu den Befürwortern des ersten Weltkriegs und des deutschen Nationalismus.“ (Florence Herve, Ingeborg Nödinger: Lexikon der Rebellinnen. Dortmund 1996.)

Lisa-Niebank-Weg

Horn, seit 2001. Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus. Lehrerin. (22. 7. 1913 Hamburg – 4. 4. 1980 Peking)

Lisa Niebank war bereits als Schülerin der damaligen „Reformschule“ in der Telemannstraße in einer dort gegründeten Widerstandsgruppe aktiv, die Flugblätter gegen die Nationalsozialisten verteilte und Plakate an Hauswände klebte. Nachdem die Gruppe von den Nationalsozialisten zerschlagen worden war und mehrere Gruppenmitglieder ins Gefängnis gekommen waren, unterstützte Lisa Niebank politisch verfolgte Mitglieder, besorgte ihnen Geld, Unterkünfte oder Lebensmittelkarten.

Nach dem zweiten Weltkrieg arbeitete Lisa Niebank ab 1950 als Lehrerin in Bergedorf, zwischen 1954 und 1965 an der Volks- und Realschule Beim Pachthof und an der Grundschule Stengelestraße. Dann ging sie nach Peking und unterrichtete am dortigen Fremdspracheninstitut bis zu ihrem Tod 1980 Deutsch. In Peking wurde sie in einem Ehrengrab beigesetzt.

Die überzeugte Demokratin setzte sich aktiv für die Völkerverständigung und insbesondere für die Versöhnung mit Israel ein.

Kerstin Klingel

Lisbeth-Bruhn-Straße

Bergedorf, seit 1985. Widerstandskämpferin der Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen. Hausfrau. (26.12.1894 Lunden/Dithmarschen – erhängt am 14.2.1944 im KZ Neuengamme)

Stammte aus einer Landarbeiterfamilie. Ihren Mann, Gustav Bruhn, lernte sie in Kiel kennen, als er dort zur 1. Marinedivision einberufen war. Gustav Bruhn schloss sich dem Spartakusbund an und zog 1918 mit seiner Frau nach Heide/Dithmarschen. Dort nahm er an Streiks und so genannten Hungerkrawallen teil und wurde bald als „roter Gustav“ bekannt. 1920 trat das Ehepaar Bruhn der KPD bei. 1928 wurde Gustav Bruhn in den Preußischen Landtag gewählt. 1934 wurde Lisbeth Bruhn von der Gestapo verhaftet und wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Nach ihrer Entlassung aus der Strafanstalt Lübeck-Lauerhof kam sie für mehrere Monate ins Gestapogefängnis Fuhlsbüttel in „Schutzhaft“.

Gustav Bruhn war von 1935 bis 1939 im Zuchthaus, dann im KZ Sachsenhausen. Nach der Entlassung zog er zu seiner Frau nach Hamburg. Das Ehepaar Bruhn setzte seine Widerstandstätigkeit fort. Im Oktober 1942 wurden viele Mitglieder der Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen verhaftet, unter ihnen auch Lisbeth Bruhn. Als kurz vor Prozessbeginn, im Sommer 1943, schwere Bombenangriffe auf Hamburg einsetzten, erhielten viele Untersuchungseingefangene zwei Monate Hafturlaub, so auch das Ehepaar Bruhn. Obwohl ihnen zur Auflage gemacht worden war, sich nicht mit anderen „Mittätern“ zu treffen, nahmen die freigelassenen Mitglieder der Bästlein-Jacob-Abshagen-Gruppe Kontakt zueinander auf und vereinbarten, sich bis Kriegsende verborgen zu halten. Gustav Bruhn lebte illegal bei der Familie Tennigkeit (Tennigkeitweg), seine Frau Lisbeth bei Klara Dworznik. Auch jetzt im Untergrund wurde der illegale Widerstand weiter betrieben. Der Gestapo gelang es, einen V-Mann in die Gruppe einzuschleusen. Die Folge: am 16. Dezember 1943 wurde Gustav Bruhn der Gestapo ausgeliefert, Lisbeth Bruhn am

3. Februar 1944 von der Gestapo verhaftet. Das Ehepaar Bruhn erhielt „Sonderbehandlung“. Das bedeutete, ohne Gerichtsverfahren wurden das Ehepaar und weitere zwei Mitglieder der Bästlein-Jacob-Abshagen-Widerstandsgruppe ins KZ Neuengamme gebracht und am selben Tag im Exekutionsbunker erhängt.

Liseistieg

Rahlstedt, seit 1971. Gestalt aus Theodor Storms Erzählung „Pole Poppenspüler“.
Motivgruppe: Theodor Storms Werke

Lisei ist die neunjährige Tochter eines Puppenspielers. Paul (Pole Poppenspüler), die Hauptfigur der Erzählung, und Lisei lernen sich als Kinder kennen. Paul macht aus Versehen die Mechanik einer Puppe kaputt, und Lisei wird dafür beschuldigt. Aus Angst vor Strafe verstecken sich die beiden nach einer Puppenspielaufführung im Auf führungsraum. Es entwickelt sich zwischen ihnen eine Kinderliebe. Lisei muss jedoch mit ihren Eltern weiterziehen. Erst zwölf Jahre später sehen sich beide durch Zufall wieder. Sie heiraten, bekommen ein Kind und führen bis zu ihrem Lebensende eine harmonische Ehe.

Lise-Meitner-Park

Bahrenfeld, seit 1997, umbenannt nach der jüdischen Kernphysikerin Prof. Dr. Lise Meitner (1878-1968), vorher hieß das ehemalige Landschaftsschutzgebiet „Flottbeker Drift“

Seit 1997 wird westlich des DESY-Geländes die bedeutende österreichische Physikerin Lise Meitner gewürdigt. Geboren in Wien zog Lise Meitner 1907 nach dem Studium in Wien nach Berlin, wo sie mit Otto Hahn in den Bereichen der Kernphysik und der Radioaktivität arbeitete. 1926 erhielt sie die Ernennung zur Professorin. Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten verließ Lise Meit-

ner 1938 Deutschland. Kurz darauf entdeckte Otto Hahn die Kernspaltung. Seine Ergebnisse interpretierte und überprüfte Lise Meitner aus dem Exil in Stockholm. Gemeinsam mit ihrem Neffen Otto Frisch publizierte sie die erste theoretische Erklärung zur Kernspaltung.

Ihr Leben galt der Forschung. 1966 erhielt sie zusammen mit Otto Hahn und Fritz Strassmann den Enrico Fermi Preis für die Entdeckung der Kernspaltung.

Der Nobelpreis für diese Entdeckung war 1944 allerdings nur an Otto Hahn und Fritz Strassmann gegangen. Lise Meitner wurde mit ihm nicht bedacht.

Lottestraße

Lokstedt, um 1900. Von der Terrain-gesellschaft „Jägersche Erben Berlin und Schlesien“ angelegt und benannt

Louise-Schroeder-Straße

Altona, seit 1960. Bürgermeisterin von Berlin, Präsidentin des Deutschen Städte-tags, Stadtverordnete in Altona. (2.4.1887 Altona – 4.6.1957 Berlin)

1910 Eintritt in die SPD. Glänzende Diskussions- und Versammlungsrednerin. Erhielt 1916 Sitz im Vorstand der Altonaer SPD. Von 1919 bis 1933 Stadtverordnete in Altona. 1919 bis 1920 Mitglied der Deutschen Nationalversammlung in Weimar. 1919 Mitbegründerin der Arbeiterwohlfahrt. Von 1920 bis 1933 Mitglied des Deutschen Reichstags. 1946 bis 1951 Bürgermeisterin und Stellvertreterin des Oberbürgermeisters von Berlin. 1947 bis 1948 amtierende Oberbürgermeisterin von Berlin. Von 1951 bis 1952 Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin. 1949 bis zu ihrem Tod im Jahre 1957 Mitglied des Deutschen Bundestages. Entstammte einer Proletarierfamilie, Vater Bauarbeiter und Funktionär in der Sozialdemokratischen Partei. Louise Schroeder besuchte bis zu ihrem 14. Lebensjahr die

Mittelschule in Altona, ging dann anderthalb Jahre zur Gewerbeschule für Mädchen in Hamburg. Sie wurde Büroangestellte, später war sie 16 Jahre lang Privatsekretärin einer großen Versicherungsfirma. Gehörte 1919 in Weimar zu den ersten 41 weiblichen Abgeordneten der Verfassunggebenden Nationalversammlung. Ihr Arbeitsgebiet war die Sozialpolitik. Ehrenamtlich war sie bis März 1925 Vorsteherin des Pflegeamtes Altona. Am 23. März 1933 verweigerte sie ihre Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz. Die Folge: Verbot des politischen Wirkens, unter Polizeiaufsicht gestellt, tägliche Meldepflicht auf dem Revier, keine Arbeitslosenunterstützung. Zog von Altona nach Hamburg, versuchte, sich dort eine bescheidene Existenz mit einem Bäckerladen aufzubauen. Aber auch dort Schikanen, Verhöre, Verhaftungen. 1938 suchte sie in Berlin Zuflucht. Hier mietete sie sich eine Hinterhofwohnung, wurde arbeitslos, arbeitete später als Sekretärin und dann als Sozialbetreuerin in einem Bauunternehmen. Gleich nach Kriegsende wieder politisch für die SPD aktiv. Wurde 1945 in den Vorstand der Berliner SPD und 1946 in die Stadtverordnetenversammlung von Berlin gewählt. Im Dezember 1946 wurde sie Bürgermeisterin und 3. Stellvertreterin des Oberbürgermeisters von Berlin, Dr. Ostrowski. Nachdem dieser im Mai 1947 zurückgetreten war, wurde Louise Schroeder stellvertretende Oberbürgermeisterin. Als im Juni 1947 die Stadtverordnetenversammlung den SPD-Politiker Ernst Reuter zum Oberbürgermeister wählte, versagten die Sowjets dieser Wahl ihre Zustimmung. Louise Schroeder blieb also weiterhin Regierungsoberhaupt. „In dieser Stellung ist sie dann im Jahre 1948 in den Tagen der internationalen Hochspannung im Zeichen der ‚Blockade Berlins‘ weltbekannt geworden, als ihr infolge der Mitte August 1948 auf russisches Verlangen erfolgten Ablehnung des

zum Oberbürgermeister gewählten Prof. Ernst Reuter durch die Alliierten die alleinige Verantwortung zufiel. Nach der abermaligen Wahl Reuters zum Oberbürgermeister Anfang Dezember 1948 fungierte sie als amtierende Oberbürgermeisterin weiter, legte dann aber ihre Berliner Ämter Mitte September 1949 nieder, nachdem sie als Vertreterin Berlins in den Deutschen Bundestag gewählt worden war. Ihm gehörte sie bis zu ihrem Tod an. Der Stadtrat von Paris verlieh Louise Schroeder Mitte Juni 1949 die Plakette der Stadt Paris. Sie gehörte auch im gleichen Jahr der deutschen Delegation des Vorbereitenden Europarates in Brüssel an und war bis Januar 1957 im Europarat in Straßburg als deutsches Mitglied tätig.“ (Ruth Schüler zum 10. Todestag Louise Schroeders. In: Die Jarrestadt, Kommunales Mitteilungsblatt der SPD, Juni 1967.) Louise Schroeder erhielt das Große Bundesverdienstkreuz mit Stern und Schulterband und als erste Frau in der Geschichte Berlins deren Ehrenbürgerwürde. Ihr Engagement galt besonders den Frauen. Sie stritt für eine Liberalisierung des Paragraphen 218, für die soziale Besserstellung lediger Mütter, Landfrauen etc. und war Landesvorsitzende der Arbeiterwohlfahrt Schleswig-Holsteins.

Lucie-Suhling-Weg

Bergedorf, seit 1985. 1986 Schreibweise des Namens und Sterbedatum geändert. Bisher Lucy-Suhling-Weg. Geb. Wilken. Widerstandskämpferin. Mitglied der KPD. Kaufmännische Angestellte. (20.6.1905 Bochum – 28.10.1981 Hamburg)

Nach dem Besuch der Volks- und Handelsschule, Lehre als kaufmännische Angestellte. Ab 1927 Mitarbeiterin bei der Internationalen Arbeiterhilfe in Essen, später Mitarbeiterin der KPD, Bezirk Ostpreußen und freie Mitarbeiterin der Partei-Zeitung in Königsberg. 1932 Heirat, danach bei der

„Hamburger Volkszeitung“ bis zum endgültigen Verbot der kommunistischen Zeitungen und der KPD. Ab 1933 erwerbslos, September 1933 Geburt der Tochter, der 1940 und 1942 zwei Söhne folgen. Seit 1933 in der Widerstandsbewegung. 1934 erste Verhaftung und Einlieferung in das Konzentrationslager Fuhlsbüttel. Verurteilung zu zwei Jahren Zuchthaus wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“. 1936 Entlassung. Wieder illegale Arbeit, erneute Verhaftung 1938. KZ Fuhlsbüttel bis 1939. Lucie Suhling und ihr Mann Carl waren Mitglieder der KPD. Ihre illegale Tätigkeit bestand u. a. darin, Personalunterlagen von KPD-Mitgliedern in ihrem Siedlungshaus in Hamburg-Langenhorn zu verstecken. Nachdem Carl Suhling 1933 drei Monate in Haft gesessen hatte und mehrere Hausdurchsuchungen durchgeführt worden waren, vernichtete das Ehepaar Suhling die Dokumente. (Quelle: Gerda Zorn: Frauen gegen Hitler.)

1934 bis 1936 war Lucie, 1933 und 1934 bis 1937 war Carl inhaftiert. Nach ihrer Entlassung führten Lucie und Carl in kleinerem Umfang illegale Tätigkeiten aus, da der Kontakt zu alten Freunden weitestgehend abgebrochen war. Die beiden arbeiteten nun meist allein. Mit dem Kinderdruckkasten ihrer Tochter stellten sie Flugblätter mit der Aufschrift: „Wehrt Euch! Es gibt Krieg“ her. Außerdem malten sie mit einem befreundeten Ehepaar Parolen an Häuserwände.

Das Ehepaar Suhling wohnte bei Lucies Schwiegereltern. Da diese fürchteten, ebenfalls verhaftet zu werden, mussten sich Lucie und Carl eine andere Bleibe suchen. Sie zogen 1938 mit ihrer Tochter zu Katharina Hochmuth (Katharina-Jacob-Weg), der späteren Frau von Franz Jacob. (Quelle: Andreas Klaus: Gewalt und Widerstand in Hamburg-Nord während der NS-Zeit. Hamburg 1986.) Dort traf man sich mit anderen Kom-

munisten zu geselligen Abenden und diskutierte über politische Ereignisse. Am 30.12.1938 wurden Lucie und Carl wieder festgenommen und im KZ Fuhlsbüttel inhaftiert. Die Tochter kam ins Waisenhaus. 1943 kam Carl Suhling in das berüchtigte Strafbataillon 999. Er kehrte nicht zurück. Lucie Suhling überlebte, war nach der Befreiung aktiv in der Partei und im VVN/Bund der Antifaschisten tätig. Sie berichtete als Zeitzeugin an Schulen und der Universität über ihre Erfahrungen während der Nazizeit. In ihren letzten Lebensjahren schrieb sie ihre Erinnerungen auf. „Der unbekannte Widerstand“ erschien 1980 und in 2. Auflage 1998.

Luisenhofstieg

Billstedt, seit 1948. Früher Louisenweg. Benannt nach dem Öjendorfer Freihof, der nach der Tochter des Besitzers Wöhler „Luisenhof“ hieß. Der 94 ha umfassende Hof wurde 1920 parzelliert

Luisenstraße

Marienthal, vor 1938. Motiv unklar, wahrscheinlich frei gewählter Name

Luisenweg

Hamm-Mitte, seit 1865. Julie Luise. Benannt nach der Tochter des Senators P.H.W. Großmann aus Hamm. (Geb. 1848)

Luise-Otto-Peters-Weg

Bergedorf, seit 1985. Pseudonym: Otto Stern. Schriftstellerin, Publizistin, Frauenrechtlerin der bürgerlichen Frauenbewegung. (26.3.1819 Meißen – 13.3.1895 Leipzig)

Tochter eines Gerichtsdirektors. Wuchs mit drei Schwestern in einer bürgerlich-fortschrittlichen Familie auf. Begeisterte sich für die Bewegung „Junges Deutschland“. Im Alter von 17 Jahren wurde sie Waise. Sie suchte sich selbst ihren Vor-

mund und begann, sich der Schriftstellerei zuzuwenden. Reiste durch viele deutsche Länder, sah im Erzgebirge und in Schlesien das Elend und die Not der Arbeiterschicht. Veröffentlichte 1846 den sozialkritischen Roman „Schloß und Fabrik“, dessen zweiter und dritter Teil beschlagnahmt wurden. Sie setzte die Veröffentlichung beim sächsischen Kultusminister durch, indem sie Überarbeitungen vornahm. 1847 publizierte sie politische Lyrik: „Lieder eines deutschen Mädchens“. Sie gehört neben Auguste Schmidt (Auguste-Schmidt-Weg) und Henriette Goldschmidt zu den Gründerinnen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und war 30 Jahre lang dessen Vorsitzende. Ziel dieses Vereins war u. a. die ökonomische Unabhängigkeit der unverheirateten Frau. 1849 gab Luise Otto in Meißen die politische „Frauen-Zeitung“ heraus, die von Frauen des Mittelstandes gelesen wurde. Das Motto der Zeitung lautete: „Dem Reich der Freiheit verb ich Bürgerinnen.“ Luise Otto forderte Demokratie und einen Bürgerinnenstatus mit allen Rechten und Pflichten. Gleichzeitig empörte sie sich in ihrer „Frauen-Zeitung“ über die in Berlin lebende Luise Aston, die das Recht der Frauen auf eine freizügige Sexualität forderte. In Luise Ottos Augen waren dies unmoralische Forderungen, durch die das Verlangen nach Gleichstellung der Frau in Verruf geraten würde. Ende 1850 wurde die „Frauen-Zeitung“ verboten. Luise Otto wurde polizeilich observiert und Hausdurchsuchungen durchgeführt. Im Gefängnis verlobte sie sich mit August Peters, der als Teilnehmer der bürgerlichen Revolution von 1848 eine Zuchthausstrafe absaß. 1858 erfolgte die Heirat. Das Ehepaar Otto-Peters zog nach Leipzig. Dort gaben sie die „Mitteldeutsche Volks-Zeitung“ heraus. Bis zu ihrem Tod war Luise Otto-

Peters Mitherausgeberin der Zeitschrift „Neue Bahnen“, dem Vereinsorgan des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. 1866 erschien ihre Schrift „Das Recht der Frauen auf Erwerb“.

Luxweg

Billwerder, seit 1956. Frieda Lux. Sie war nach 1913 in der Frauenbewegung in Billwerder tätig. Mitglied des Elternrats, nach 1945 Leiterin der Arbeiterwohlfahrt. (8.1.1890 – 9.2.1953)

Lydiastraße

Wandsbek, seit 1884. Tochter des Kaufmanns Joseph Morewood. (15.12.1818 Wandsbek – 28.8.1904 Wandsbek)

Maetzelweg

Volksdorf, seit 1960. Emil Maetzel (1877 – 1955) Maler und Baudirektor und seine Ehefrau Dorothea Maetzel, geb. Johannsen, Malerin. (6.2.1886 Lensahn/Holstein – 8.2.1930 Hamburg)

Geboren als fünftes von sechs Kindern des Amtmanns Christian August Johannsen und seiner Ehefrau Friederike Auguste geb. Körner. In ihrer Kindheit erkrankte Dorothea Maetzel an Gelenkrheumatismus, der zu einem lebenslangen Herzleiden führte und an dem sie im Alter von 44 Jahren starb. Von 1906 bis 1909 besuchte sie die Gewerbeschule für Mädchen in Hamburg, um Zeichenlehrerin zu werden. Emil Maetzel, der spätere Oberbaurat und Leiter der Hamburger Stadtbauabteilung, der selbst gern Malerei studiert hätte, erkannte ihre Begabung. Sie heirateten, und es wurden vier Kinder geboren. Emil Maetzel unterstützte seine Frau in ihrer künstlerischen Laufbahn. Das Paar arbeitete intensiv zusammen. Oft konnte man nicht unterscheiden, ob ein Bild von ihr oder von ihm stammte. Zwischen 1919 und 1921 entstanden Dorothea Maetzel-

Johannsens großformatige expressionistische Kompositionen. Das Ehepaar war Gründungsmitglied der Hamburgischen Sezession. Nach 1925 wandte sich Emil Maetzel der Neuen Sachlichkeit zu, malte Bilder, die seine Frau nicht sehr schätzte. Sie suchte eigene Wege und ging für ein halbes Jahr nach Paris. Ende 1926 malte sie überlebensgroße figürliche Kompositionen an zwei Wände eines Kinderheimes in Lüneburg. Mit der künstlerischen Trennung von ihrem Mann lockerte sich auch die menschliche Beziehung.

Magdalenenstraße

Rotherbaum, seit 1860. Catharina Magdalena geb. Kalckbrenner. Ehefrau des Oberalten, Gärtnerei- und Geländebesitzers Johann Heinrich Böckmann. (Getauft 26.2.1777 Hamburg – 17.11.1864 Hamburg)

Maïke-Harder-Weg

Poppenbüttel, seit 1984. Gestalt aus einem Werk des niederdeutschen Dichters Hermann Boßdorf

Richtige Schreibweise bei Hermann Boßdorf „Meïke“.

„Einzige tragende weibliche Figur in Hermann Boßdorfs (1877-1921) Hallig-Schwank ‚De rode Ünnerrock‘ – vom Autor selbst als ‚Volkskomeedi‘ bezeichnet, ein Klassiker der niederdeutschen Bühnenliteratur. (Uraufführung 26.11.1921, Niederdeutsche Bühne Hamburg.)

Als ‚Wittfru‘ von ungefähr 40 Jahren bleibt die Bühnenfigur oberflächlich im Gegensatz zu den Männerrollen, die eher durchgestaltet sind. Boßdorf gelingt es nicht, die Figur der Meïke Harder so differenziert anzulegen, daß hier von einem Charakter gesprochen werden könnte. Die Figur gehorcht einem bloß äußeren Pragmatismus (‚Nod brickt Keden‘) – im Verständnis des Autors Ausdruck einer spezifisch niederdeutschen

Lebenshaltung und Grund mit dafür, dass auch heute noch der Schwank als vermeintliche ‚Charakterkomödie‘ etikettiert wird. Das Motiv der ‚getrösteten Witwe‘ ist in vielerlei Varianten ein ubiquitäres Schwankmuster.“ (Ulf-Thomas Lesle, Institut für niederdeutsche Sprache)

Mania-Altmann-Weg

Schnelsen, seit 1992. Fünf Jahre alte Polin aus Radom. Opfer des Nationalsozialismus. Kindermord in der Schule am Bullenhuser Damm. (Siehe Geschwister-Witonski-Straße)

Manias Vater wurde im KZ Mauthausen ermordet. Bevor Mania und ihre Mutter nach Auschwitz deportiert wurden, waren sie in verschiedenen anderen Lagern gewesen. Die Mutter überlebte das Lager, sie starb 1971. Sie hat nie erfahren, was mit Mania geschah, nachdem man ihr das Kind in Auschwitz weggenommen hatte.

Margaretha-Treuge-Weg

Ohlsdorf, seit 2007. Nach Margaretha T. (4.8.1876 Elbing – 2.4.1962 Hamburg), von 1920 bis 1933 Direktorin der Sozialen Frauenschule und des Sozialpädagogischen Instituts in Hamburg, 1933 entlassen, 1946 Mitbegründerin des Hamburger Frauenringes, 1949 Mitinitiatorin zur Bildung der Arbeitsgemeinschaft Hamburger Frauenorganisationen

„Ich bin gebürtige Westpreußin. Meine Eltern habe ich früh verloren. Aber wir drei Kinder erhielten bei Verwandten eine liebevolle und sorgfältige Erziehung“, erzählte Margaretha Treuge an ihrem 80. Geburtstag. Als 13jährige kam sie mit ihren Geschwistern zu ihrem Großvater nach Marienburg, ging auf die Höhere Handelsschule, besuchte das Lehrerinnenseminar, erwarb die Lehrbefähigung an Mädchenschulen und absolvierte eine dreijährige Berufsausbildung, um die Befähigung zum Studium zu

bekommen. Mittlerweile 23 Jahre alt, ging sie mit ihrem 20-jährigen Bruder nach Berlin zum Studieren. Dort belegte sie – formal getrennt von der Universität – in Oberlehrerinnenkursen die Fächer Geschichte, Deutsch und Philosophie. Nach dem Staatsexamen wurde sie 1904 Lehrerin an einem Berliner Lyzeum und unterrichtete nebenamtlich an der Frauenschule von Alice Salomon.

Margaretha Treuge schloss sich dem ADLV (Allgemeiner Deutscher Lehrerinnenverein) an und war von 1910 bis 1921 Schriftleiterin der Verbandszeitschrift „Die Lehrerin“.

Für die vom ADF (Allgemeiner Deutscher Frauenverein) 1909 herausgegebene Publikation: „Politisches Handbuch für Frauen“ schrieb Margaretha Treuge umfangreiche Abhandlungen zu den Themen „Verfassung in Gemeinde, Staat und Reich“ und „Die deutschen politischen Parteien“. Außerdem veröffentlichte Margaretha Treuge im selben Jahr eine „Einführung in die Bürgerkunde – ein Lehrbuch für Frauenschulen“, welches zu einem Standardwerk wurde.

Margaretha Treuge wollte in ihren Publikationen weder sozialdemokratischen noch konservativen Parteien das Wort reden. Das Schwergewicht legte sie auf die Darstellung der kommunalen Selbstverwaltung. Denn sie war der Überzeugung, die Betätigung auf dieser untersten politischen Ebene sei für Frauen, die sich gerade erst politisierten, angemessen – zumal auf dieser Ebene die Arbeit im sozialen Bereich im Vordergrund stand, wofür nach damaliger Geschlechtsrollenzuweisung Frauen besonders geeignet erschienen.

Gerade in Zeiten des Krieges erhielt die soziale Arbeit eine neue Wichtigkeit. Und so begrüßten es auch die Vertreter der Stadt Hamburg, dass im Kriegsjahr 1917 die Doppellehranstalt Soziale Frauenschule und Sozialpädagogisches Institut gegründet wurde. An dieser Doppellehranstalt wurde

Margaretha Treuge Oberlehrerin für Geschichte und Bürgerkunde.

Als 1919/1920 die Schulleiterinnen Gertrud Bäumer und Dr. Marie Baum Hamburg verließen – Gertrud Bäumer wurde 1920 als erste Frau Deutschlands Ministerialrätin in Berlin und Dr. Marie Baum ging 1919 als Referentin für Wohlfahrtspflege in das badische Arbeitsministerium, übernahm die 44-jährige Margaretha Treuge die Leitung der Sozialen Frauenschule. Im selben Jahr wurde die Schule als Wohlfahrtsschule staatlich anerkannt, was bedeutete, dass die Schülerinnen nun die Qualifikation einer staatlich geprüften Wohlfahrtspflegerin erwerben konnten. Margaretha Treuge betrachtete diese Entwicklung zur Verstaatlichung mit gemischten Gefühlen, denn sie befürchtete eine allzu starke Schematisierung und Routine in der Ausbildung. Am 1.4.1923 wurde die Schule verstaatlicht und war damit die erste deutsche Wohlfahrtsschule unter staatlicher Leitung.

Als der Hamburger Senat 1926 Nachschulungslehrgänge für männliche Angestellte der Wohlfahrtsbehörde beschloss, weil die meisten der männlichen Angestellten nach den Lehrsätzen der alten Armenpflege arbeiteten, bedeutete dies für das Sozialpädagogische Institut, Lehrgänge auch für Männer einzurichten. Das fiel Margaretha Treuge und ihren Mitarbeiterinnen schwer. Für sie galt das Berufsfeld Sozialpädagogik als ein typisch weibliches, das die den Frauen angeborene Mütterlichkeit, die sich in Pflege und Hege ausdrückte, professionalisierte. Margaretha Treuges Vorbehalte, die „berufsethische Vertiefung“ könne durch die Koedukation beeinträchtigt werden und der gesamte Unterricht verflachen, fand in den verantwortlichen Kreisen kein Gehör. Und so musste Margaretha Treuge Ostern 1930, nachdem Preußen 1927 bereits die staatliche Anerkennung männlicher Wohlfahrtspfleger geregelt hatte, fünf

bis zehn männliche Schüler in die Unterklasse des Sozialpädagogischen Instituts aufnehmen.

Im Herbst 1933 wurde Margaretha Treuge, die 1918 der Deutschen Demokratischen Partei beigetreten war und ihre Vorstellungen von einem demokratischen Staat weiterhin öffentlich vertrat, von den Nationalsozialisten ihres Amtes enthoben. Margaretha Treuge wurde an eine Volksschule strafversetzt und ein Jahr darauf vorzeitig in den Ruhestand entlassen. Während der Zeit des Nationalsozialismus hielt sie in Privathäusern Kurse zu Literatur, Geschichte, Frauenbewegung und Nationalökonomie ab. Während des Krieges wurde ihre Wohnung ausgebombt und sie verlor ihre Schwester.

Nach 1945 arbeitete die nun über 70jährige noch kurze Zeit erneut als Dozentin am Sozialpädagogischen Institut. 1946 gehörte Margaretha Treuge zu den Mitbegründerinnen des Hamburger Frauenringes e.V., dessen Presseausschuss sie leitete. 1949 initiierte sie mit anderen die Bildung der Arbeitsgemeinschaft Hamburger Frauenorganisationen. Außerdem war Margaretha Treuge aktive Mitarbeiterin der WOMAN.

Margarete-Mrosek-Bogen

Bergedorf, seit 1995. Gegnerin des Nationalsozialismus. Hausfrau. (25.12.1902 – 21.4.1945 KZ Neuengamme)

Gehörte zu den 13 Frauen und 58 Männern, die am 18. April 1945, kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges, aus dem Polizeigefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel ins KZ Neuengamme überführt und in den Nächten vom 21. bis zum 23. April 1945 umgebracht wurden. Nacheinander wurden sie nackt nebeneinander an Schlachterhaken erhängt. Bevor sie ermordet wurden, mussten sie dem Geschehen zusehen.

Margarete Mrosek war mit der jüdischen Familie Leipelt befreundet, die zum Freun-

deskreis um Reinhold Meyer (Reinhold-Meyer-Straße), Margaretha Rothe (Margaretha-Rothe-Weg) und Heinz Kucharski gehörte. Diese Gruppe wurde nach dem Krieg als Hamburger Zweig der Weißen Rose benannt. Vermutlich wurde Margarete Mrosek am 7. Dezember 1943 von der Gestapo verhaftet. Da das Belastungsmaterial nicht ausreichte, um sie vor ein Gericht zu stellen, wurde Margarete Mrosek mit den anderen 12 Frauen ohne Urteil erhängt. Unter diesen Frauen waren auch Erna Behling (Erna-Behling-Kehre), Erika Etter (Erika-Etter-Kehre), Marie Fiering (Marie Fiering-Kehre), Helene Heyckendorf (Helene-Heyckendorf-Kehre), Annemarie Ladewig (Annemarie-Ladewig-Kehre), Hanne Mertens (Hanne-Mertens-Weg) und Margit Zinke (Margit-Zinke-Straße). Da den Frauen kein Prozess gemacht worden war, ahnten sie nicht, als sie ins KZ Neuengamme kamen, was ihnen bevorstand. Sie glaubten, sie würden entlassen werden.

Margaretenhof

Lehmsahl-Mellingstedt, seit 1946. Bezeichnung des an diesem Wege gelegenen Bauernhofs

Margaretenstraße

Eimsbüttel, seit 1870. Vermutlich Margaretha Auguste geb. Ahlff. Ehefrau des Geländevorbesitzers Heinrich Jacob Fett. (1.2.1815 – 27.6.1890)

Margaretha-Rothe-Weg

Niendorf, seit 1982. Gegnerin des Nationalsozialismus. Studentin der Medizin. Motivgruppe: Opfer des Nationalsozialismus. (13.6.1919 Hamburg – 15.4.1945 Leipzig)

Lichtwarkschülerin. Medizinstudentin an der Universität Hamburg. Traf sich mit anderen ehemaligen LichtwarkschülerInnen bei ihrer früheren Lehrerin Erna Stahl, wo

sie politische Themen diskutierten und die von den Nazis verbotene Literatur und Malerei kennen lernten. Schloss sich dem antifaschistischen Kreis ihres Schulkameraden Heinz Kucharski an. Zusammen mit ihm verbreitete sie auf Flugblättern die Sendezeiten und die Wellenlänge des „Deutschen Freiheitssenders“. Durch ihr Studium lernte Margaretha Rothe auch den Ordinarius für Kinderheilkunde, Prof. Rudolf Degkwitz, kennen, der ihre antinazistische Haltung teilte und sie darin bestärkte. 1941/42 erweiterte sich der Freundeskreis, zu ihm stieß auch der Chemiestudent Hans Leipelt (Leipeltstraße). Margaretha Rothe war durch Heinz Kucharski mit Reinhold Meyer (Reinhold-Meyer-Straße), dem Juniorchef der sich am Jungfernstieg 50 befindenden Buchhandlung „Agentur des Rauhen Hauses Jos. P. Meyer“, bekannt geworden. (Die Buchhandlung wurde von Reinhold Meyers Schwester Anneliese Tuchel bis zu deren Tod im Jahre 2000 unter dem Namen „Buchhandlung Anneliese Tuchel“ geführt.) Reinhold Meyer, der gleichzeitig auch Germanistikstudent war, befreundete sich mit Margaretha Rothe. Sie trafen sich nachts mit Heinz Kucharski und dem Medizinstudenten Albert Suhr im Keller der Buchhandlung, um, wie Anneliese Tuchel schreibt, „die verbotene Literatur zu lesen und zu diskutieren. Wir ahnten, daß Reinhold etwas Gefährliches tat, aber keiner fragte danach. Denn sein Freundeskreis setzte sich ja zusammen aus Leuten, von denen wir wußten, das sind alles Nazigegner. Es verband diese ganze Gruppe vor allem der Zorn gegen die geistige Unfreiheit. Das Wort ‚Widerstandskämpfer‘ ist hier sicher nicht angebracht, das ist besetzt durch Leute wie Stauffenberg. Diese jungen Menschen haben gekämpft für die Freiheit des Geistes, indem sie Texte abschrieben, verbreiteten und auch über die Zeit nach dem ‚Dritten Reich‘ diskutierten. (...) Der

Freundeskreis begann nach der Hinrichtung der Scholls aktiv zu werden.“ (Anneliese Tuchel: Der braucht keine Blumen. Erinnerungen an Reinhold Meyer. Hamburg 1994.) Traute Lawrenz, Medizinstudentin und Freundin von Margaretha Rothe, und Hans Leipelt „brachten zumindest das letzte Flugblatt der Weißen Rose nach Hamburg.

Das wurde gemeinsam gelesen und solche Texte wie von Erich Kästner: ‚Ihr und die Dummheit zieht in Viererreihen in die Kasernen der Vergangenheit.‘ Die wurden abgeschrieben mit der Maschine und weiterverteilt. (...) Sie haben ein Netz gesponnen. Und davor hatte die Gestapo am meisten Angst. (...) Leider ließ man ihnen nicht viel Zeit. Ihre Treffen flogen auf durch Verrat,‘ so Anneliese Tuchel. Am 9.11.1943 wurden Margaretha Rothe, Heinz Kucharski und Marie Leipelt verhaftet. Im November 1944 wurde Margaretha Rothe aus dem Gestapo-Gefängnis Fuhlsbüttel über Berlin nach Cottbus transportiert. Seit dem 10.2.1945 befand sie sich im Frauengefängnis Leipzig-Kleinmeusdorf. Als sie dort ankam, war sie bereits schwer erkrankt und wurde deshalb am 18.2.1945 ins Gefängnislazarett und von dort am 6.3.1945 ins Städtische Krankenhaus St. Jacob gebracht. Dort starb sie am 15.4.1945 an den Folgen einer Lungentuberkulose. Zur Todesursache schrieb ihre Schwester Ingeborg Staudacher-Rothe am 13. Juni 1989 in ihrem „In memoriam“ (befindlich im Staatsarchiv Hamburg). Sie starb „an den Krankheiten, die sie sich während der Haft zugezogen hatte und für die sie zum Teil von klein auf eine Disposition zeigte. Gretha verbrachte die letzten 5 Wochen ihres kurzen Lebens als Privatpatientin in dem o. g. Krankenhaus bei optimaler Pflege und erfuhr hier große menschliche Zuwendung seitens des Personals und einer Mitpatientin. Alle anderen Darstellungen ihres

Todes und Sterbeortes, wie sie erst kürzlich noch trotz vorherigen Hinweises auf die Unrichtigkeit publiziert wurden, entsprechen nicht der Wahrheit.“ Margaretha Rothe selbst schrieb am 9. März 1945 aus dem Städtischen Krankenhaus St. Jacob: „Ich liege als Privatperson!!!! Abteilung BG. Kein Brief geht durch die Zensur, solange ich hier bin! Ohne Alarme wäre es ein Paradies! Warum muß es nur so weit von Hamburg entfernt sein?“ (Angela Bottin: Enge Zeit. Berlin, Hamburg 1992.) Der Freundeskreis um Margaretha Rothe, Reinhold Meyer, Heinz Kucharski etc. wurde nach dem Krieg „Hamburger Zweig der Weißen Rose“ benannt.

Margit-Zinke-Straße

Bergedorf, seit 1995. Widerstandskämpferin. Mitglied der Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen. Hausfrau. (18.1.1914 München – 21.4.1945 KZ Neuengamme)

Margit Zinke wurde von dem Offizier Woldemar Emil Fleischner und seiner Ehefrau Martha geb. Eha adoptiert, wovon sie wahrscheinlich erst im Alter von siebzehn Jahren erfuhr. 1919 schied Woldemar Fleischner aus dem Militärdienst aus. Es ist nicht genau geklärt, ob gesundheitliche Gründe oder Woldemars Fleischers antinazistische Einstellung dafür ausschlaggebend gewesen waren. Die Familie zog nach Hamburg und bewohnte eine großbürgerliche Wohnung im Jungfrauenthal. Margit Zinke besuchte die katholische höhere Mädchenschule am Holzdamm, später ging sie in ein Internat nach Eutin. Sie war sehr sportlich. Als sie sich in einen drei Jahre älteren Polizeiwachmeister verliebte, der ihren Eltern nicht standesgemäß erschien, kam es zu einem großen Streit. Kurz darauf, im Jahre 1934, starb der Vater. Die Mutter gab der Tochter eine Mitschuld. Margit zog aus dem Elternhaus aus. Die

Mutter kehrte nach Süddeutschland zurück. Der Kontakt zwischen Mutter und Tochter brach ab. Ein Jahr später heiratete Margit ihren Polizeiwachmeister und wohnte mit ihm, der 1933 aus dem Polizeidienst ausgeschieden war und nun im Hafen arbeitete, in sehr bescheidenen Verhältnissen. 1936 wurde das erste Kind geboren, welches wegen der beengten Verhältnisse bei Margit Zinkes Schwiegermutter aufwuchs. 1937 und 1939 wurden die beiden Söhne geboren. 1941 ließ sich das Ehepaar scheiden. Margit Zinke zog mit ihren Söhnen in den Falkenried 26, Haus 10, und lernte dort ca. 1942 den Elektriker Paul Zinke kennen und lieben. Er war KPD-Mitglied und beteiligte sich nach 1933 am illegalen Widerstand. Dafür saß er 1935/36 für zehn Monate im Gefängnis. Nach seiner Entlassung arbeitete er auf der Stülkenwerft, auf der sich während des Krieges kommunistische Widerstandsgruppen organisiert hatten, die der Widerstandsorganisation Bästlein-Jacob-Abshagen angehörten. Auch um Paul Zinke und das Ehepaar Fiering (Marie-Fiering-Weg) bildete sich eine Widerstandsgruppe, deren Haupttreffpunkt die Kellerwohnung der Fierings war. 1943 wurde Paul Zinke als politisch Vorbestrafter zum Bewährungsbattalion 999 eingezogen. Im selben Jahr half Margit Zinke dem kommunistischen Widerstandskämpfer Hans Hornverger (ohne Gerichtsurteil 1944 im KZ Neuengamme gehenkt) unterzutauchen. Am 23. April 1944 wurde Paul Zinke aus dem Bewährungsbattalion entlassen. Am 1. Juli 1944 heirateten Margit und Paul Zinke. Im selben Jahr kam ihre Tochter auf die Welt. Am 27. November 1944 wurde Paul Zinke und zwischen dem 3. und 8. Februar 1945 Margit Zinke verhaftet und ins Gestapogefängnis Fuhlsbüttel gebracht. Die Kinder kamen in ein Kinderheim nach Reinbek und wurden von dort auf verschiedene

Pflegestellen verteilt. Margit Zinke gehörte zu den 13 Frauen, die ohne Urteil im KZ Neuengamme in den Nächten vom 21. bis zum 24. April 1945 erdrosselt wurden. (Siehe Margarete-Mrosek-Bogen.)
(Recherchen zu Margit Zinke erstellt von dem Namensauschuss der Gesamtschule Bergedorf, der über Margit Zinke eine kleine Biographie geschrieben hat.)

Maria-Louisen-Brücke

Winterhude, seit 1904. In Anlehnung an die Maria-Louisen-Straße

Maria-Louisen-Stieg

Winterhude, seit 1953. In Anlehnung an die Maria-Louisen-Straße

Maria-Louisen-Straße

Winterhude, seit 1863. Maria-Louise geb. Lembcke. Erste Ehefrau des Grundeigentümers Adolph Sierich, Besitzer des Geländes

Mariannenweg

Fuhlsbüttel, seit 1946. Frei gewählter Name

Marianne-Wolff-Weg

Barmbek-Nord, seit 1930. Geb. Niemeyer. Witwe des Dichters Karl Immermann. Sie gab dem geselligen, musikalischen Leben Hamburgs Anregungen. (8.9.1819 Magdeburg – 17.2.1886 Hamburg)

Geboren in Magdeburg als älteste Tochter eines Arztes. Die Mutter starb, als Marianne sechs Jahre alt war. Mit 13 Jahren ging Marianne bereits von der Töchterschule ab, weil der Vater der Meinung war, dass Mädchen nicht viel zu lernen bräuchten. Sie sollte sich von nun an selbst beschäftigen und ein wenig Französisch lernen. Nach dem Tod des Vaters zog sie, dem Wunsche ihres Vaters folgend, zu ihrer Großmutter nach Halle. Die jüngeren Schwestern kamen aufs Land. Da es dort keine Schule

gab, holte Marianne ihre Schwestern nach Halle und unterrichtete sie dort. Marianne Wolff lernte den Dichter Karl Immermann kennen. Er trennte sich ihretwegen von seiner langjährigen Freundin. Marianne wurde nun die Ehefrau des Dichters. Das junge Ehepaar zog nach Düsseldorf. Marianne Wolff war 20 Jahre alt und hatte, wie sie selbst feststellte, nur als Immermanns Frau eine gesellschaftliche Stellung. Am 12. August 1840 gebar Marianne eine Tochter. Zur gleichen Zeit erkrankte Karl Immermann an einer Lungenentzündung und starb knapp zwei Wochen nach der Geburt des Kindes. Nun begann eine schwere Zeit für die Witwe Immermann. Um sich mit ihrem Kind finanziell über Wasser zu halten, unterrichtete sie Töchter befreundeter Familien. Außerdem ordnete sie den Nachlass ihres Mannes und verhandelte mit Verlegern. Als 1847 ihre Tante starb, ging Marianne Wolff mit ihrer Tochter nach Hamburg, um ihrem Onkel Julius Guido Wolff und seinen 6 Kindern den Haushalt zu führen. Acht Monate später heiratete sie ihn, den Direktor der 1846 eröffneten Eisenbahnlinie Berlin-Hamburg. Julius Guido Wolff bekleidete viele Ehrenämter und genoss hohes Ansehen in Hamburg. Zu den 7 Kindern gesellten sich im Laufe der Zeit 4 weitere. 1855 fand auch noch eine 10jährige Verwandte Aufnahme. Neben ihren umfangreichen hausfraulichen und mütterlichen Pflichten übernahm Marianne Wolff auf Wunsch von Amalie Sieveking (Amalie-Sieveking-Weg) zwei Jahre lang den Unterricht einer Reihe junger Mädchen. Außerdem erzog sie in ihrem Haus, welches in dem Ruf stand, ein mit christlichem Geist erfülltes Haus ohne Engherzigkeit zu sein, eine Anzahl junger Baslerinnen und Engländerinnen. Marianne Wolff galt als sehr klug und hilfsbereit. Sie half bei Konflikten und Eheschwierigkeiten, gab werdenden Müttern Ratschläge, nahm Men-

schen mit Eheproblemen für einige Zeit auf, half in seelischen Nöten. Gleichzeitig hatte sie noch Zeit, ein Buch zu schreiben: „Karl Immermann und seine Werke“ (1870). Zusammen mit ihrem Mann übte sie christliche Nächstenliebe im Sieveking-schen Verein für Armen- und Krankenpflege.

Im Laufe der Jahre erlitt ihr Mann mehrere kleine Schlaganfälle, wodurch er immer weniger am geistigen Leben teilnehmen konnte. Er starb am 14.5.1880. Marianne Wolff zog in ein kleineres Haus in einem Hamburger Vorort. Für längere Zeit sorgte sie noch für den nach jahrelanger Abwesenheit heimgekehrten ältesten Sohn. Am 17.2.1886 starb sie nachmittags in ihrem Lehnstuhl sitzend.

Maria-Terwiel-Kehre

Bergedorf, seit 1987. Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus.

Motivgruppe: Verdiente Frauen. (7.6.1910 Boppard – 5.8.1943 Berlin). (Siehe Elisabeth-von-Thadden-Kehre)

Tochter eines hohen Verwaltungsbeamten. 1929 Abitur. Studium der Rechtswissenschaften. Da ihre Mutter Jüdin war, wurde Maria Terwiel nicht zum Referendarexamen zugelassen. Ihr Vater, der Sozialdemokrat und Katholik war, wurde 1933 in Stettin seines Amtes enthoben.

Die Familie zog nach Berlin. Maria Terwiel arbeitete dort als Sekretärin in einem französisch-schweizerischen Textilunternehmen. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach und der französische Firmenleiter als Kriegsgefangener behandelt wurde, setzte Maria Terwiel durch, dass er seine Zwangsarbeitsstunden in seiner Firma ableisten durfte. Maria Terwiel nahm Kontakt zu der Widerstandsgruppe des Hauptmanns Schulze-Boysen auf und nutzte deren Beziehungen zur Verbreitung der Predigten des Bischofs von Galen und zur Beschaf-

fung von Pässen für gefährdete Jüdinnen und Juden. Maria Terwiel war überzeugte Katholikin. Im Januar 1943 wurde sie zusammen mit ihrem Verlobten Helmut Himpel vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde am 5. August 1943 vollstreckt.

Marie-Fiering-Kehre

Bergedorf, seit 1985. Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus.

Mitglied der KPD. Hausfrau (28.9.1897 Hamburg – 21.4.1945 KZ Neuengamme)

Die Hausfrau aus dem St. Georgskirchhof 26 wurde im Dezember 1944 gemeinsam mit ihrem Ehemann Ernst und ihrer Schwester Frieda Wischnewski verhaftet. Eine Beteiligung an der Widerstandsarbeit konnte Marie Fiering nicht nachgewiesen werden. Sie gehörte zu den 13 Frauen, die ohne Urteil im KZ Neuengamme in den Nächten vom 21. bis zum 23. 4. 1945 erdrosselt wurden. (Siehe Margarete-Mrosek-Bogen.)

Marie-Henning-Weg

Bergedorf, seit 1995. Geb. Mancke, verh. Rohde, verwitwete Henning. Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft (KPD). Verfolgte des Naziregimes. (26.12.1895 – 5.1.1948)

Nach der Ermordung ihres Mannes und Bürgerschaftsabgeordneten Ernst Henning (KPD) wurde Marie Henning 1931 bis zur Machtübernahme durch die Nationalsozialisten (1933) Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft (KPD). Sie wohnte mit ihren drei Kindern in Hamburg-Bergedorf in der Hassestraße 11. Während der NS-Zeit wurde sie mehrfach von der Gestapo inhaftiert.

Marie-Jonas-Platz

Eppendorf, seit 2009. Nach Dr. Marie-Anna Jonas (12.1.1893 Fischhausen/Ostpreußen – 1944; Deportation, Todes-

datum unbekannt), jüdische Ärztin, Ehefrau von Dr. Alberto Jonas, dem letzten Leiter der Mädchenschule der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg, wie ihr Mann Opfer des Nationalsozialismus
Dr. Marie-Anna Levinsohn war das dritte von insgesamt vier Kindern des liberal-jüdischen Ehepaars Levinsohn. Der Vater betrieb die Apotheke am Ort.

Ab 1895 wohnte die Familie in Königsberg, wo Marie-Anna die höhere Mädchenschule mit angeschlossenem Lehrerinnenseminar besuchte. Im Alter von fünfzehn Jahren starben ihre Eltern, so dass Marie-Anna Levinsohn schon in jungen Jahren für sich selbst sorgen musste.

Nachdem sie mit 18 Jahren die Lehrerinnenprüfung bestanden hatte, ging sie für zwei Jahre nach England und Frankreich, um sich weiter zu bilden. 1914 kehrte sie nach Deutschland zurück und war gemeinsam mit ihrer älteren Schwester im Ersten Weltkrieg als Rote-Kreuz-Schwester tätig. Ab September 1917 begann sie sich wieder auf das Abitur vorzubereiten, was sie Ostern 1919 bestand. Nun studierte sie an der Universität Königsberg Medizin und promovierte 1922 über Komplikationen bei eitriger Mittelohrentzündung. 1923 erfolgte ihre Approbation, im gleichen Jahr heiratete sie Dr. Alberto Jonas, einen vier Jahre älteren Altphilologen, der Oberlehrer an der traditionsreichen Hamburger Talmud Tora-Schule war. Die beiden hatten sich bei einer Zugfahrt nach Bad Harzburg kennen gelernt.

Als Dr. Alberto Jonas 1924 Direktor der Israelitischen Töchterchule in der Karolinenstraße wurde, übernahm Dr. Marie-Anna Jonas die Stelle der Schulärztin. Am 13. März des Jahres wurde das einzige Kind Esther geboren. Bis 1929 wohnte die Familie in der Grindelallee 12 und zog dann nach Eppendorf in den Woldsenweg 5.

Ihre Tochter Esther beschrieb ihre Mutter als sehr sanft, zärtlich und liebevoll. War

ihre Tochter erkrankt, blieb die Mutter zu Hause. Dr. Marie-Anna Jonas liebte Mozarts „Kleine Nachtmusik“, ging gern und häufig ins Theater und in die Oper, besuchte Konzerte und hatte viele Freundinnen und Freunde, die sie einmal wöchentlich zum Essen zu sich nach Hause einlud.

„Marie-Anna Jonas war sehr stolz auf ihren Werdegang. Sie legte Wert darauf, dass die Bezeichnung ‚Frau Dr. Jonas‘ Ergebnis ihrer eigenen Leistung und nicht durch Eheschließung erworben war. In ihrem sozialen Engagement orientierte sie sich nicht an der Haltung ihres Gatten, der vehement jede innerjüdisch-politische Positionierung ablehnte. Nach Aussagen ihrer Tochter gehörte sie der WIZO (Women’s International Zionist Organisation) an und ließ sich zur Gruppenvorsitzenden wählen. Das Israelitische Familienblatt verzeichnete sie im Oktober 1938 sogar als Vorstandsmitglied des Hamburger Zionistischen Ortsverbandes. Gemeinsam mit ihrem Mann gehörte sie außerdem der Henry-Jones-Loge an.

Schon im Ersten Weltkrieg war Marie-Anna Jonas massivem Antisemitismus von Soldaten begegnet, die sich nicht von jüdischen Rote-Kreuz-Schwestern behandeln lassen wollten. Obwohl sie für diese Tätigkeit 1934 das ‚Ehrenkreuz‘ verliehen bekam, war sich Marie-Anna Jonas früh der Gefahr für die Juden bewusst, die der Machtantritt der Nationalsozialisten bedeutete. Sie drängte zur Auswanderung, wollte nach Palästina, was für ihren Mann jedoch nicht zur Debatte stand.

Ihre Arbeit als Schulärztin hatte Marie-Anna Jonas verloren: Seit Mai 1932 konnten verbeamtete Frauen aus dem Staatsdienst entlassen werden, wenn das Familieneinkommen anderweitig gesichert war. Sie wirkte ehrenamtlich, zunächst am Universitätskrankenhaus Eppendorf, dann am Israelitischen Krankenhaus in der Simon-von-Utrecht-Straße. Als dann 1938 jüdischen

Ärzten und Ärztinnen die Approbation entzogen wurde, war sie als Krankenpflegerin tätig und versorgte – insbesondere nachts – alte Menschen. In den Räumen der Israelitischen Töchterschule unterrichtete sie Biologie und Gesundheitslehre. Ihre Schüler waren jugendliche Teilnehmer an Berufslerngängen zur Vorbereitung der Auswanderung, darunter auch ihre Tochter Esther.

Für Familie Jonas gab es kein Entkommen, viel zu spät war ein Ausreiseantrag in die USA gestellt worden. Im Frühjahr 1942 musste sie die Wohnung am Woldsenweg räumen und in ein so genanntes Judenhaus am Laufgraben 39 ziehen. Am 19.7.1942 wurde Marie-Anna Jonas mit ihrem Mann und ihrer Tochter nach Theresienstadt deportiert. Sechs Wochen später starb Dr. Alberto Jonas an Hirnhautentzündung.

Marie-Anna Jonas begann, im Ghetto als Ärztin zu arbeiten. Sie hatte kaum Medikamente, konnte aber, so ihre Tochter ‚den Leuten ein gutes Wort geben und, (...) nett zu ihnen [sein]‘. Vergebens versuchte sie Anfang Oktober 1944 Esther, die in Theresienstadt geheiratet hatte, daran zu hindern, ihrem Mann (einem Aufruf der Lagerleitung folgend) in ein vermeintliches Arbeitslager nachzureisen. Es war ein Transport nach Auschwitz. Esther überlebte. Marie-Anna Jonas wurde am 12.10.1944 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.“ (Text: Stadtteilarchiv Eppendorf)

Marienhöhe

Blankenese, seit 1928. 1906 erwarb die neu gegründete Blankeneser-Marienhöhe-Terrain-A.G. zu Hamburg von den Erben des Vorbesitzers von Heeren das Gut Marienhöh, welches seit ca. 1872 so genannt wurde

Marienhof

Poppenbüttel, umbenannt 1950. Marie

Henneberg. Ehefrau des Gutsbesitzers Albert Cäsar Henneberg. (1835 – 20.11.1906)

Mariening

Marienthal, vor 1938. Benennung unklar, wahrscheinlich in Anlehnung an den Stadtteilnamen Marienthal

Mariensstraße

Harburg, seit 1860. Nach dem 1844 eröffneten Krankenhaus „Marienstift“ an der Bremer Straße

Marienterrasse

Uhlenhorst, seit 1863. Vermutlich nach Maria geb. Wollmer, der Ehefrau des Grundeigentümers Söllner

Marienthaler Straße

Hamm-Nord, seit 1899. Ein von der Baronin von Kielmannsegg als Witwensitz erbautes Haus, das dem Ort den Namen gab
„Der Wandsbeker Guts-Besitzer Freiherr von Kielmannsegg hatte am Mühlenteich einen Witwensitz mit dem Namen ‚Marienthal‘ eingerichtet, den seine Witwe seit 1684 bewohnte. (...) Über dieses ‚Haus Marienthal‘ schrieb im Jahre 1773 der Gutsverwalter Richter: ‚Das Haus Marienthal allda war an Gastwirte vermietet, welche ein heilloses Handwerk daraus machten, jungen unbändigen Leuten Gelegenheiten zu geben, Gesundheit, Vermögen und Ehre bei liederlichen Metzen aufzuopfern.‘“ (Alfred Pohlmann: Unser Wandsbek. Hamburg 1975, S. 41.) Nach Pohlmann soll aber der ‚heutige Ortsteil Marienthal (...) mit diesem Haus Marienthal nicht das geringste zu tun‘ haben.

Marta-Damkowski-Kehre

Bergedorf, seit 1986. Politikerin, Widerstandskämpferin, SPD-Bürgerschaftsabgeordnete. (16.3.1911 Stade – 11.8.1982 Hamburg)

Entstammte einer sozialdemokratischen Arbeiterfamilie. Im Alter von zwölf Jahren trat sie den „Kinderfreunden“ bei, später wurde sie Mitglied der Sozialistischen Arbeiter Jugend (SAJ) und trat mit etwa 17 Jahren (1928) dort wieder aus, weil sie sich an der Belegung der Kredite für den Panzerkreuzer Potemkin nicht beteiligen wollte. Als Folge einer früheren Begegnung mit dem sozialistischen Philosophen Leonhard Nelson trat sie 1925 dem Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK) bei, der die „Anpassungspolitik“ der SPD ablehnte. Von 1929 bis 1932 war Marta Damkowski Hörerin an der Philosophisch-Politischen Akademie des ISK in Melsungen. Ab 1933 steuerte der ISK seine Arbeit zunächst vom Ausland aus. Marta blieb in Deutschland und arbeitete in der Illegalität. Sie musste in diesen Jahren viel reisen und innerhalb Deutschlands oft umziehen – von einer illegalen Anlaufstelle zur nächsten. Damit ihre Arbeit nicht aufflog, musste sie der Gestapo jeden politischen Freund als ihren neuesten Liebhaber ausgeben. Deshalb galt sie dort als Hure und wurde später während ihrer Haftzeit oft unfähig beschimpft. 1937/38 initiierten die Nazis eine große Verhaftungswelle. Trotz einer verschlüsselten Warnung konnte Marta Damkowski, die sich damals in Bremen aufhielt, nicht mehr rechtzeitig fliehen. Sie, ihr Bruder und auch ihr späterer Mann – die beiden Männer gehörten der SAJ an – wurden verhaftet. Der Volksgerichtshof verurteilte Marta Damkowski 1938 zu einer einjährigen Gefängnisstrafe wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“. Da Marta Damkowski keine Aussagen machte, wurde sie wochenlang in Dunkelhaft gehalten. 1940, gleich nachdem Marta Damkowski und ihr Freund aus der Haft entlassen worden waren, heirateten sie. 1941 kam ihr Sohn zur Welt. Ihr Mann fiel 1944. Nach Kriegsende trat Marta Damkowski der SPD bei. Von 1946 bis

1949 arbeitete sie als Frauensekretärin der Hamburger Landesorganisation der SPD. Später war sie als Verwaltungsangestellte der Gefängnisbehörde tätig und leitete bis 1958 die Frauenstrafanstalt Hamburg. Sie war auch wesentlich am Aufbau von „pro familia“ und des Referats „Familienförderung“ in der Sozialbehörde beteiligt und arbeitete in der Arbeitsgemeinschaft Hamburger Frauenorganisationen mit. Von November 1946 bis Oktober 1953 gehörte sie der Hamburgischen Bürgerschaft an und setzte sich dort immer wieder für eine grundlegende Reform des Paragraphen 218 ein. Auch stritt sie im Nachkriegsparlament für eine bessere Nahrungszuteilung für Säuglinge. Neben ihrer parlamentarischen Arbeit war Marta Damkowski in der Zeit von 1947 bis 1953 Mitglied im Bundesfrauenausschuss, im Parteirat der SPD und arbeitete mit am Godesberger Programm (Frau und Familie). Noch im Alter war Marta Damkowski im Vorstand der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen Altona, im Distriksvorstand Sülldorf-Rissen und im Landesverband der Arbeiterwohlfahrt Hamburg tätig.

Marthastraße

Eimsbüttel, seit 1870. Vermutlich eine dem Geländebesitzer Adolph Hermann Meißner nahestehende Person

Martha-Muchow-Weg

Uhlenhorst, seit 2010. Dr. Martha Marie Muchow (25.9.1892 Hamburg – 29.9.1933 Hamburg), Volksschullehrerin, Psychologin, promovierte 1923 mit einer Arbeit über Studien zur Psychologie des Erziehers, gilt als Pionierin der ökologischen Psychologie, nach Entlassung ihres Lehrers Prof. Wilhelm Stern wurde sie 1933 denunziert und ihrer Ämter enthoben, zwei Tage nach einem Suizidversuch daran verstorben.

Motivgruppe: Verfolgte des Nationalsozialismus

Martha Muchow war die Tochter von Dorothea Muchow geb. Korff und ihres Ehemannes, des Zollinspektors Johannes Muchow. Das Ehepaar hatte noch ein weiteres Kind. Nachdem Martha Muchow 1912 das Abitur gemacht hatte, absolvierte sie eine einjährige Lehrerinnenausbildung. Danach war sie zwei Jahre in Tondern an einer Höheren Mädchenschule tätig. In ihrer Freizeit besuchte sie Vorlesungen von William Stern (geboren als Wilhelm Louis Stern) am Hamburgischen Kolonial-Institut (erste staatliche Hochschule vor Gründung der Universität Hamburg).

Das Interesse für Psychologie erwachte, als sie sich ab 1917 an der Ausarbeitung von Beobachtungsbögen für Intelligenzprüfungen an Schulen beteiligte.

1919 nahm sie ihr Studium der Psychologie, Philosophie, der deutschen Philologie und Literaturgeschichte an der frisch gegründeten Hamburger Universität auf. In den Jahren davor hatte sie bereits im Hamburger Schuldienst als Volksschullehrerin gearbeitet.

William Stern, Professor für Psychologie, wurde schnell auf die Studentin aufmerksam und erwirkte schon ein Jahr, nachdem Martha Muchow mit dem Studium begonnen hatte, bei der Schulbehörde ihre Beurlaubung aus dem Schuldienst, um sie als wissenschaftliche Hilfsarbeiterin am psychologischen Laboratorium der Universität einzustellen. 1923 promovierte Martha Muchow mit einer Arbeit über „Studien zur Psychologie des Erziehers“.

Die Forschung auf dem Gebiet der Psychologie hatte in dieser Zeit eine große Wandlung genommen – weg von der zergliederten, von der von naturwissenschaftlich-experimentellen Methoden beeinflussten Forschung in Einzeldisziplinen und hin zu einer Betrachtung des Menschen in seiner

Gesamtheit. Zudem gewann William Sterns kinder- und jugendpsychologischer Forschungsschwerpunkt immer größere Bedeutung.

Beeinflusst von all diesen Forschungsansätzen arbeitete Dr. Martha Muchow u. a. darauf hin, dass in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung ein sozialpädagogisches Praktikum eingeführt wurde.

„Seit 1926 war Martha Muchow ständige Mitarbeiterin der renommierten Fachzeitschrift ‚Kindergarten‘. Parallel dazu hatte sie engen Kontakt zur Fröbel-Bewegung und zum Hamburger Fröbel-Seminar, wo sie Psychologie unterrichtete.“ (wikipedia: Martha Muchow, Stand: 6.8.2011.)

Während ihrer Tätigkeit am Psychologischen Institut erhielt Dr. Martha Muchow die Gelegenheit, in den USA die amerikanischen Methoden der psychologischen Forschung kennen zu lernen und dort in verschiedenen Großstädten über ihre eigene Arbeit zu berichten. Sie bekam mehrere Angebote, in den USA zu bleiben und dort zu forschen. So schrieb sie im November 1930 aus Washington: „Wenn ich nicht so tief in meiner Arbeit verwurzelt wäre, könnten mich vielleicht einige Angebote verlocken, hier zu bleiben, wenigstens für ein paar Jahre. Aber gerade hier merke ich doch, wie sehr kultur- und schicksalsverwachsen ich im Grunde bin, so daß selbst ungeahnte Mittel für ungeahnte Forschungsarbeiten mir nichts sagen können; meine ganzen Arbeitspläne für die kommenden Jahre sind unverpflanzbar (...)“ (Angela Bottin: Enge Zeit, Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität. Berlin 1992.)

Als Dr. Martha Muchow nach Hamburg zurückkehrte, musste sie mit Schrecken die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten miterleben: Die Freiheit der Lehre und Forschung gab es nicht mehr, und die politische Entwicklung wirkte sich zuneh-

mend bedrohlich negativ auf die Arbeit am Psychologischen Institut aus. Es kam zu diversen Zusammenstößen mit der Landesunterrichtsbehörde, da Dr. Martha Muchow die von den Nationalsozialisten geforderten Erziehungsmethoden aus humanistischen Gründen nicht mittragen wollte. Ihr physischer und psychischer Zustand wurde immer schlechter; sie war überarbeitet, gönnte sich jedoch keine Erholungspause. Und als dann am 9.4.1933 auch noch ihre Mutter starb, fühlte sie starke Verzweiflung und war am Ende ihrer Kräfte. Doch zur Trauer und zum Rückzug hatte sie keine Zeit, keine Möglichkeit. Täglich kamen verzweifelte Menschen zu ihr: Verfolgte und Geächtete.

„Als nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten ihr Lehrer William Stern entlassen wurde, denunzierte man sie in einem Brief vom 10. Juli 1933 als ‚Judengenosse‘: ‚Fräulein Dr. Muchow, die engste Vertraute von Prof. Stern, die ihn auch heute täglich besucht und mit ihm alle Pläne ausarbeitet, ist die gefährlichste. Sie war aktives Mitglied des marxistischen ‚Weltbundes für Erneuerung der Erziehung‘ (...). Ihr Einfluß ist unheilvoll und einer deutschen Staatsauffassung direkt zuwiderlaufend.““ (wikipedia: Martha Muchow, Stand: 6.8.2011 und zitiert nach: Karl-Heinz Hitzte: Martha Muchow und ihr Beitrag zur Erforschung der frühkindlichen Sozial-, Denk- und Bewusstseinsentwicklung. Unveröffentlichte Diplomarbeit. München 2001, S. 197).

Zu Dr. Martha Muchows 41. Geburtstag, am 25.9.1933, erhielt sie den Bescheid, das Institut, in dem sie als wissenschaftliche Rätin tätig war, zu verlassen und in den Schuldienst zurückzukehren. Zutiefst erschüttert äußerte sie zwar noch den Wunsch, eine Anfängerklasse zu übernehmen – aber in Wahrheit sah sie wohl keine Perspektiven mehr für sich. Zwei Tage nach

ihrer Suspendierung wurde sie bewusstlos in ihrer Wohnung in der Bundesstraße 78 aufgefunden und starb zwei Tage später im Jerusalem-Krankenhaus an den Folgen ihres Versuches, sich das Leben zu nehmen. Martha Muchow wurde auf dem Ohlsdorfer Friedhof bestattet (Grab.-Nr.: AE 32, 140). Da die Grabstelle nicht mehr existiert, setzte der Verein Garten der Frauen e.V. ihr einen Erinnerungsstein in den „Garten der Frauen“ auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

Mary-Marcus-Kehre

Bergedorf, seit 1985. Marianne Marcus. Direktorin der Israelitischen Töchterschule. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (16.8.1844 Hamburg – 22.4.1930)

Mary Marcus wuchs in finanziell bescheidenen Verhältnissen auf. Schon als Kind musste sie die Benachteiligung und Zurücksetzung als Jüdin, als Mädchen und als Kind armer Eltern erleben, schreibt Ursula Randt in ihrem Buch „Carolinestraße 35. Geschichte der Mädchenschule der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg 1884 -1942“.

Mary Marcus' schulische und pädagogische Laufbahn verlief wie folgt: 1851 bis 1859 Besuch der Töchterschule von Fräulein Johanna Lenning und zusätzlicher Besuch des Seminarkurses von Herrn Voß. Von Oktober 1859 bis März 1862 unterrichtete sie an der höheren Töchterschule von Fräulein Minna Samson. Zwischen 1862 und 1868 Erzieherin bei der Familie S. Spitz in Brünn.

Ab April 1868 Schulpflegerin der Israelitischen Mädchenschule von 1798. Ab 1. April 1884 zusammen mit Mathilde Lippmann Direktorin der zur selben Zeit eröffneten Israelitischen Töchterschule der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg. Die Schule setzte sich aus der israelitischen Mädchenschule von 1798 und der Armen-Mädchenschule der Deutsch-Israel-

litischen Gemeinde von 1818, von der Mathilde Lippmann kam, zusammen.

Das Amt einer Schulvorsteherin war damals etwas besonderes. Denn die Leitung staatlicher Schulen hatten ausschließlich Männer. Ursula Randt schreibt: „Die Israelitische Töchter Schule war von den 113 Schulen, die der Aufsicht der II. Sektion der Oberschulbehörde unterstellt waren, nach Klassen- und Schülerinnenzahl die umfangreichste.“ Auf die neue Schule gingen mehr als 500 Schülerinnen, die zwischen sechs und vierzehn Jahre alt waren und aus der ärmeren Bevölkerungsschicht kamen. Mary Marcus strebte eine gründliche Ausbildung der Mädchen an, denn nur so sah sie eine Chance für sie, aus ihrer sozialen Schicht aufzusteigen. Mary Marcus zeichnete Strenge, Korrektheit, aber auch Zartgefühl und Behutsamkeit aus. Neuen Unterrichtsmethoden stand sie aufgeschlossen gegenüber. Besonderen Wert legte sie auf freies und fließendes Sprachvermögen der Kinder.

Vom 1. Schuljahr an lernten die Kinder frei zu sprechen. Der Lehrplan reichte über den der staatlichen Hamburger Volksschulen hinaus. Neben Hebräisch wurde Englisch und Literatur und als Wahlfach Französisch gelehrt. Die Schule hatte bald einen guten Ruf und konnte mit den Anforderungen von Realschulen Schritt halten. 1930 erfolgte die offizielle Anerkennung als Realschule. Nach dem Tod von Mathilde Lippmann leitete Mary Marcus die Schule allein weiter. Sie trat erst im Alter von 80 Jahren, 1924, in den Ruhestand.

Zu ihrem Abschied erhielt sie die Urkunde einer „Mary-Marcus-Stiftung“, die, wie Ursula Randt schreibt, „aus Beiträgen des Schulvorstandes, ehemaliger Lehrer, Schülerinnen und Freunde der Jubilarin hervorgegangen war; das Geld war für die berufliche Fortbildung von Schülerinnen der Israelitischen Töchter Schule nach dem Schulabschluß bestimmt“.

Mathildenstraße

St. Pauli, seit 1865. Wahrscheinlich die Schwägerin oder die Nichte des Grundeigentümers Eduard Buhbe

Mechthildweg

Niendorf, umbenannt 1948. Früher Quellental. Mechthildis, Bäuerin in Niendorf vor 1347 Mechthild ist vermutlich eine der ältesten Niendorfer Hufnerinnen. Weit vor 1347 vermachten die Niendorfer Bauern Ulfer und Sigfrid der Eppendorfer Kirche eine Geldrente zum Andenken an ihre Eltern Ulfer und Mechthild.

Meckelburgsweg

Veddel, seit 1922. Zu Ehren des Veddeler Brauereibesitzers Johann Andreas Paul Meckelburg und seiner Schwester Margarete, die 1882 ein nicht unbedeutendes Vermögen stifteten, damit aus den Zinsen unbescholtene, unverschuldet in Not geratene oder arbeitsunfähige Personen, die auf dem Stadtdeich, in der anliegenden Straße und auf der Veddel wohnten, unterstützt wurden

Meriandamm

Billstedt, seit 1948, benannt nach dem Radierer und Kupferstecher Matthäus Merian. 2001/2002 ergänzt um die ebenso bedeutende Tochter Maria Sibylla Merian. Neuer Erläuterungstext: benannt nach Matthäus M. (1593-1650), Kupferstecher, Verleger und Schöpfer zahlreicher Stadtansichten, und dessen Tochter Maria Sibylla M. (1647-1717), Forscherin, Blumen- und Insektenzeichnerin, Herausgeberin, Autorin und Illustratorin von Büchern über Insekten

Bekannt als Naturforscherin wurde die Tochter des berühmten Kupferstechers und Verlegers Matthäus Merian der Ältere durch die Veröffentlichung ihres Werkes „Der Raupen wunderbare Verwandlung und

sonderbare Blumennahrung“ im Jahre 1679 (Teil 1) und 1683 (Teil 2). Maria Sibylla, deren Vater starb, als sie drei Jahre alt war, erhielt ersten Malunterricht von ihrem Stiefvater, dem Stilllebenmaler J. Marell. Mit 18 Jahren heiratete sie seinen Schüler J. A. Graff, zog mit ihm nach Nürnberg, bekam zwei Kinder und gründete eine Mal- und Stickschule für Mädchen.

16 Jahre dauerte die Ehe, dann trennte sich Sibylla Merian von ihrem Mann, kehrte mit ihren Kindern zuerst zu ihrer Mutter nach Frankfurt zurück und ging dann vier Jahre später nach Schloss Walta in Westfriesland, wo sie in der Gemeinschaft der pietistischen Labadisten lebte.

1691 zog sie mit ihren Töchtern nach Amsterdam, wo sie einen Handel mit gefärbten Stoffen und selbsthergestellten Farben betrieb.

Sibylla Merian war 53 Jahre alt, als sie – unterstützt durch die Stadt Amsterdam – mit einer ihrer Töchter nach Surinam segelte. Dort verbrachte sie zwei Jahre mit Sammeln, Präparieren und Zeichnen von Tieren. 1705 veröffentlichte sie ihre Ergebnisse in dem Buch „Metamorphosis Insectorum Surinamensium“. Diese erste wissenschaftliche Arbeit über Surinam/Südamerika enthält 60 Kupferstiche.

Sibylla Merian wurde zu einer bedeutenden Kupferstecherin und Forscherin.

Mestorfweg

Sülldorf, seit 1953. Johanna Mestorf. „Fräulein Professor“, Direktorin des Schleswig-Holsteinischen Museums für vaterländische Altertümer in Kiel. (15.4.1828 Bramstedt – 20.7.1909 Kiel)

Viertes von neun Kindern des Arztes Jacob Heinrich Mestorf und seiner Ehefrau Anna Maria Sophia geb. Rosen. Der Vater widmete sich mit Leidenschaft der Altertumsforschung. Er starb, als Johanna neun Jahre alt war. Johannas Mutter zog mit ihren noch

lebenden fünf Kindern nach Itzehoe. Dort besuchte Johanna das Blöckersche Institut und zog mit 20 Jahren als Gesellschafterin und Erzieherin nach Schweden zum Grafen Piper-Engsö. Hier lernte sie die Archäologie Germaniens und nordische Sprachen kennen. Wegen ihrer zarten Gesundheit musste sie Schweden nach einigen Jahren verlassen und lebte eine zeitlang als Begleiterin der Gräfin Falletti di Villa Felletto in Italien. 1859 zog sie mit ihrer Mutter zu ihrem Bruder nach Hamburg. Hier beschäftigte sie sich vornehmlich mit Mythologie und Archäologie und machte sich zur Aufgabe, die archäologische Literatur Skandinaviens durch Übersetzungen dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Johanna Mestorf war Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft und später Gründerin seines Schleswig-Holsteinischen Zweigvereins. Sie nahm 1869 am anthropologischen Kongress in Kopenhagen teil, und der Hamburger Senat schickte sie 1871 als Vertreterin zum Anthropologenkongress nach Bologna. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie in dieser Zeit als Sekretärin für die ausländische Korrespondenz bei der Hamburger Lithographischen Anstalt C. Adler.

Da Frauen erst 1900 Zugang zur Universität bekamen, hatte Johanna Mestorf sich ihre archäologischen Kenntnisse autodidaktisch aneignen müssen. Zu Beginn der 70er Jahre war ihr wissenschaftliches Ansehen bereits so bedeutend, dass Johanna Mestorf 1873, als 45-Jährige, Kustodin am Museum für vaterländische Altertümer in Kiel wurde. Als ihr Vorgesetzter, Professor Handelmann, 1891 starb, wurde Johanna Mestorf zur Direktorin des Museums ernannt und erhielt im Alter von 71 Jahren den Titel „Professor“. Johanna Mestorf war die erste Frau, die in Preußen einen Professorentitel bekam. Sie wurde außerdem von der medizinischen Fakultät der Universität Kiel anlässlich der Vollendung

ihres 81. Lebensjahres zum Ehrendoktor ernannt. Weiter besaß sie die ihr von der Kaiserin verliehene silberne Frauenverdienst-Medaille am weißen Bande, die kleine goldene Medaille für Wissenschaft und die schwedische Medaille der Gemahlin König Oskars I. Neben ihrer Tätigkeit als Direktorin förderte sie die Wissenschaft durch eine umfangreiche literarische Tätigkeit. Neben Übersetzungen der Arbeiten nordischer Gelehrter auf archäologischem und anthropologischem Gebiet lieferte Johanna Mestorf zahlreiche eigene Arbeiten, von denen eine ganze Reihe, namentlich diejenigen über Moorleichen, weit über den Kreis der Fachgelehrten hinaus Aufsehen erregten. So z.B. ihre Werke „Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein“ und „Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein“. Eigene Ausgrabungen machte Johanna Mestorf nicht. Neben ihren wissenschaftlichen Veröffentlichungen schrieb sie im Alter von 39 Jahren einen Roman mit dem Titel „Wiebeke Kruse, eine holsteinische Bauerntochter“. Erst drei Monate vor ihrem Tod, im Juli 1909, trat sie von ihrem Amt als Direktorin des Museums zurück.

Mette-Harden-Straße

Kirchwerder, seit 1995. Einwohnerin aus Kirchwerder-Sande. 1612 der Zauberei angeklagt und gefoltert, beteuerte standhaft ihre Unschuld

Infolge einer Anklage gegen Joachim Witte aus Kirchwerder wurde Mette Harden von dem Angeklagten als Zauberin bezeichnet. Wie es dazu kam: Bevor Joachim Witte selbst zum Angeklagten wurde, hatte er gegen den Landvogt von Kirchwerder geklagt, weil dieser ihn einen Zauberer, Schelm und Dieb genannt hatte. Im Laufe des Prozesses wurde der Ankläger Witte jedoch selbst zum Angeklagten, denn der Landvogt konnte seine einst gegen Witte

vorgetragene Beschuldigungen glaubhaft machen. Unter der Folter gestand Witte, Viehverzauberungen begangen zu haben, und beschuldigte drei Frauen der Zauberei, unter ihnen Mette Harden. Nach seinen Aussagen hatte sie ein Stroh Bündel als Zaubermittel benutzt, welches Joachim Witte auf ihr Verlangen auf das Land des Landvogts gelegt hatte. Den Grund für Mettes Schadenszauber gegen den Landvogt lieferte Witte gleich mit: Mettes Sohn hatte vor einigen Jahren den Bruder des Landvogts totgeschlagen und wurde seitdem vom Landvogt verfolgt. Mette Harden wollte sich dafür rächen.

Den der Zauberei beschuldigten Frauen wurde der Prozess gemacht, und sie wurden gefoltert. Die Frauen blieben jedoch standhaft und beteuerten immer wieder ihre Unschuld. Daraufhin wandte sich der Amtmann an das Lübecker Gericht und bat um weitere Instruktionen. Das Gericht untersuchte den Fall und stieß auf eine Ungeheuerlichkeit: Ohne Indizien und ohne wohlbeleumdete Zeugen angehört zu haben, war es zu Folterungen gekommen. Niemals hätte man allein dem Ankläger glauben dürfen. Die drei Frauen wurden freigelassen. Aber damit war die Sache noch nicht erledigt. Selbst als Witte, der schon sehr alt war, seinen Tod nahen fühlte, blieb er bei seinen Beschuldigungen gegen die drei Frauen. Das war für Bürger und Landleute der Beweis, dass die drei Frauen doch schuldig seien. Die Bevölkerung stachelte sich gegenseitig auf, und als die Frauen aus dem Gefängnis entlassen werden sollten, schalteten die Landleute die Frauen „Zaubersche“ und bedeuteten ihnen, dass sie im Land unerwünscht seien. Selbst die Androhung einer Geldstrafe seitens der Obrigkeit konnte die Landleute nicht dazu veranlassen, mit ihren Beschuldigungen aufzuhören. Der Zorn gegen die Frauen war so massiv, dass der Amtmann sich gezwungen sah, die

Frauen weiterhin gefangen zu halten. Die Obrigkeit bestand aber darauf, die Frauen freizulassen. Die Landleute hingegen forderten einen neuen Scharfrichter, der die Frauen befragen sollte. Die Gerichtsbarkeit ließ sich jedoch nicht beirren und entließ die Frauen aus dem Gefängnis. Es kam zum Tumult. Die Landleute gaben nicht nach und wandten sich nun selbst an die Lübecker Obrigkeit. Und obwohl die Frauen sich bereits in Freiheit befanden, verlangten die Landleute eine erneute Inhaftierung und peinliche Befragung. Falls dies nicht möglich sei, sollten die Frauen des Landes verwiesen werden. Die Lübecker Obrigkeit blieb hart, denn hätte sie solch einem Begehren stattgegeben, hätten in Zukunft die Beamten ihrer Pflicht nach Ausführung der von der Gerichtsobrigkeit erlassenen Rechte nicht mehr nachkommen können. Die aufrührerischen Landleute mussten empfindliche Geldstrafen zahlen.

Modersohnstraße

Wilhelmsburg, seit 1951. Paula Modersohn-Becker. Malerin. Motivgruppe: Worpsweder Künstlerkreis. (8.2.1876 Dresden – 20.11.1907 Worpswede)

Malte 400 Bilder und schuf ein Vielfaches an Zeichnungen. Zu ihren Lebzeiten hat sie nur ein einziges Bild verkauft.

Paula Becker entstammte bürgerlichen Verhältnissen. Sie beschloss im Alter von 16 Jahren, nachdem sie in London die School of Arts besucht hatte, ein eigenständiges Leben als Künstlerin zu führen. Doch ihre Familie, die kein Verständnis für Paulas künstlerische Ambitionen hatte, wollte, dass sie zuerst einmal in Bremen das Lehrerinnenseminar absolvierte. Von 1896 bis 1897 studierte sie dann in Berlin an der Malerinnenschule, da an staatlichen Akademien Frauen nicht zugelassen waren. 1898 erhielt sie in Worpswede Unterricht bei Fritz Mackensen. Paula Moder-

sohn war fasziniert von der Landschaft und der ärmlichen bäuerlichen Bevölkerung, so dass sie bereits wenig später, im Herbst 1898, nach Worpswede zog. Trotz vernichtender Kritiken, die ihre erste Ausstellung im Jahre 1899 in der Bremer Kunsthalle erhielt, gab sie nicht auf. Sie lernte den Maler und Witwer Otto Modersohn kennen und lieben, sie heirateten im Mai 1901. Nun hatte sie die Pflichten einer Hausfrau und Mutter für Modersohns Tochter zu übernehmen. Das brachte sie in Konflikte, und da auch Paulas Mann ihre künstlerischen Leistungen nicht genügend anerkannte, wurde es Paula Modersohn in Worpswede zu eng. 1903 ging sie für einige Monate nach Paris und lernte dort die Malerei Cezannes, van Goghs und Gauguins kennen. Durch Rilke wurde sie mit Rodin bekannt. 1906 kehrte sie nach Worpswede zurück. Aber sie konnte sich in die dortigen Verhältnisse nicht mehr einfinden. Im Februar 1906 trennte sie sich von ihrem Mann und zog wieder nach Paris. Dort besuchte sie Otto Modersohn, gegen ihren Willen. Da er ihr ein eigenes, großes Atelier versprach, kehrte sie mit ihm nach Worpswede zurück – und wurde schwanger. Anfang November kam ihre Tochter auf die Welt. Vierzehn Tage nach der Geburt starb Paula Modersohn-Becker an einer Embolie.

Monikastraße

Eilbek, seit 1957. Frei gewählter Name

Münterweg

Billstedt, seit 1971. Gabriele Münter. Malerin. Motivgruppe: Moderne Maler. (19.2.1877 Berlin – 19.5.1962 Murnau)

1897 erhielt Gabriele Münter Zeichenunterricht an einer Düsseldorfer Damen-Kunstschule. Danach unternahm sie eine zweijährige Reise nach Amerika. 1901 begann sie ein Studium an der Schule des

Künstlerinnenvereins in München und besuchte danach die private Kunstschule der „Phalanx“, wo sie Wassily Kandinsky, ihren späteren Lebensgefährten, kennen lernte. 1909 wurde ihr Haus in Murnau zum Treffpunkt der Neuen Künstlervereinigung, die sie mitbegründet hatte. Ab 1911 stellte sie mit der von Kandinsky und Franz Marc initiierten Künstlergruppe „Blauer Reiter“ aus. Als der Erste Weltkrieg begann, musste Kandinsky Deutschland verlassen. Gabriele Münter blieb zurück und malte viele Jahre nicht mehr. Während des NS-Regimes galt ihre Kunst als entartet.

Neuer Jungfernstieg

Neustadt, um 1825, im Anschluss an den Namen „Jungfernstieg“

Nixenstieg

Marmstorf, umbenannt 1950. Früher Rosenweg. Motivgruppe: Märchengeister
Germanische Wasserfeen, seit der Romantik häufiges Motiv in der Literatur. Wasserrfrauen, Melusinen, Undinen bewohnen eine Gegenwelt zur Gesellschaft. Sie sind Naturwesen, die erotische Verführung symbolisieren und den Männern den Tod bringen, wenn diese sich aus ihrer christlich-zivilisatorischen Ordnung reißen lassen. Nixen sind Wunsch- und Schreckbilder zugleich.

Nonnenstieg

Harvestehude, seit 1870. Benannt nach dem Kloster Harvestehude. (1295 – 1530)
Das 1246 in dem bei Hamburg gelegenen Dorf Herwadeshude von Heilwig (siehe Heilwigstraße), der Frau des Grafen Adolf des IV. von Holstein, gegründete Zisterzienserinnenkloster, zog 1295 an die Oberalster um. Obwohl es sich um ein Frauenkloster mit gewählter Äbtissin handelte, wurden die Nonnen in wichtigen religiösen, rechtlichen und ökonomischen Angelegenheiten durch Männer vertreten. Die

meisten Nonnen stammten aus angesehenen Hamburger Bürgerfamilien, wobei der Eintritt in das Kloster selten aus freiem Entschluss der Töchter erfolgte, häufig stand gezielte Familien- oder Erbschaftspolitik dahinter. Andererseits bildete das Klosterleben eine Alternative zum Eheleben, da es den Frauen ermöglichte, ledig zu bleiben und trotzdem gesellschaftliches Ansehen und wirtschaftliches Abgesichertsein zu genießen. Das Leben im Kloster war stark reglementiert durch Gottesdienste, Gebetsstunden und standesgemäße Arbeiten wie Verwaltungsangelegenheiten und Handarbeiten. Für die Hausarbeit wurden ab dem 14. Jahrhundert so genannte Laienschwestern – meist ärmere Frauen – aufgenommen. 1530, im Zuge der Reformation wurde das Kloster von einer aufgebrauchten Menge zerstört und die Nonnen vertrieben.

Nornenweg

Rahlstedt, seit 1946. Altnordische Schicksalsgöttinnen

„Die Edda-Dichtung erwähnt sie als ‚drei geheimnisvolle Wesen‘, die die Geheimnisse des Universums enthüllten und das Buch des Schicksals schrieben. Die älteste Norne war Mutter Erde, Ertha, Urth, die das Schicksal und das Schöpfungswort verkörpert. Die Nornen lebten in der Höhle, am Grund des Lebensquells, in Urdabrunnr, dem kosmischen Mutterleib unter der Wurzel des Weltbaumes. Sie waren älter als der älteste ‚himmlische Vater‘ und hatten Macht über jeden Gott. Die Todesnorne Skuld war eine Variante von Skadi, der namensgebenden Mutter Skandinaviens, die eine typische Zerstörergöttin war. Es hieß, daß Skuld am Jüngsten Tag das ganze Universum mit dem Todesfluch belegen würde. Skuld zerschnitt, wie die dritte der Moiren, den Lebensfaden aller Geschöpfe. In der Erzähltradition heidnischer

Balladen wurden die Nornen zu Feen.“ (Barbara G. Walker: Das geheime Wissen der Frauen. Ein Lexikon, Frankfurt a.M. 1993.)

Nymphenweg

Wilstorf, seit 1935. Märchenmotiv

Wesen aus der griechischen Mythologie, die das Band zwischen Göttern und Menschen knüpfen. „Die unerschöpfliche Dichtungskraft der Alten schuf sich Wesen, wodurch die Phantasie die leblose Natur be-seelte. Die Quellen, die Berge, die Wälder, die einzelnen Bäume hatten ihre Nymphen. Man knüpfte gern die Idee von etwas Göttlichem an das Feste und Bleibende, was die einzelnen Menschengeschlechter überlebt, an den festgegründeten Berg, den immerströmenden Quell und die tausendjährige Eiche. Alle diese Dichtungen aber waren gleichsam nur der Widerschein vom Gefühl erhöhter Menschlichkeit, der sich aus dem Spiegel der ganzen Natur zurückwarf und wie ein reizendes Blendwerk über der Wirklichkeit gaukelnd schwebte.

So schweifte die Oreade auf den Bergen umher, um mit ihren Schwestern im Gefolge der Diana die Spur des Wildes zu verfolgen, jeder zärtlichen Neigung ihr Herz verschließend, so wie die strenge Göttin, die sie begleitete.

Mit ihrem Wasserkrüge saß in der einsamen Mittagsstunde die Najade am Quelle und ließ mit sanftem Murmeln des Baches klare Flut hinströmen. Gefährlich aber waren die Liebkosungen der Najaden; sie umarmten den schönen Hylas, des Herkules Liebling, als er Wasser schöpfte, und zogen ihn zu sich in den Brunnen herab. Vergebens rief Herkules seinen Namen, nie ward sein Liebling mehr gesehen.

Im heiligen Dunkel des Waldes wohnten die Dryaden; und die Hamadryade bewohnte ihren einzigen Baum, mit dem sie geboren ward und starb. Wer einen solchen Baum

erhielt, dem dankte die Nymphe ihr Leben. – So ward selbst die leblose Natur ein Gegenstand des teilnehmenden Wohlwollens der Sterblichen.“ (Karl Philipp Moritz: Götterleben oder Mythologische Dichtungen der Alten. In: Karl Philipp Moritz: Werke. Hrsg. von Horst Günther. 2. Aufl. Bd.2. Frankfurt a.M. 1993.)

Nyswanderweg

Eidelstedt, seit 1994. Dr. Marie

Nyswander. Amerikanische Spezialistin für die Behandlung Drogenabhängiger, Mitentwicklerin der Methadontherapie. (13.3.1919 Reno/Nevada – 1986 New York)

Die Psychiaterin Marie Nyswander hatte die bahnbrechende Idee, Drogenabhängige nicht nur psychisch zu behandeln, sondern ihnen auch medikamentöse Hilfe anzubieten. Zusammen mit ihrem Mann, dem Internisten und Leiter einer Kommission für die Behandlung Drogenabhängiger, Dr. Vincent Dole, stieß sie in der 60er Jahren auf den Wirkstoff Methadon, welcher gegen Ende des Zweiten Weltkrieges von deutschen Wissenschaftlern der Firma Hoechst entwickelt worden war und unter dem Namen „Dolorphine“ als Schmerzmittel eingesetzt werden sollte. Während Marie Nyswander die Arbeit mit den Patienten übernahm, führte Dr. Vincent Dole die Gespräche und Verhandlungen mit Behörden und Institutionen. Auf die Idee, eine Straße nach Marie Nyswander zu benennen, kam der Arzt Dr. Josh von Soer, der Koordinator der „Palette I“, der Initiative für humane Hilfe Drogenabhängiger in Hamburg (IHHD). Es ist die erste Straße in der Welt, die nach Marie Nyswander benannt wurde.

Ortrudstraße

Barmbek-Süd, seit 1904. Gestalt aus

Richard Wagners Oper „Lohengrin“, 1850

„Ortrud ist eine freie Erfindung Wagners.

Die noch tief im germanischen Götterglauben verwurzelte Gestalt ist die eigentliche Gegenspielerin Elsa von Brabant. Sie hat deren Bruder Gottfried in einen Schwan verwandelt und ihren Gemahl Telramund angestiftet, Elsa des Brudermords anzuklagen. Sie reizt schließlich Elsa, die verhängnisvolle Frage zu stellen. Elsa ist Fürstin und wird von Telramud, einem Dienstmann ihres verstorbenen Vaters, auf Einlösung eines angeblichen Eheversprechens verklagt. Der namenlose ‚Schwanenritter‘ Lohengrin besiegt den Verleumder in einem gerichtlichen Zweikampf und heiratet Elsa. Als Elsa ihn nach glücklichen Ehejahren auf Anstiften der neidischen Gräfin von Kleve nach dem Namen fragt, muß er sie und seine Kinder verlassen. Bei Wagner stellt Elsa die verbotene Frage nach der Herkunft am Hochzeitsabend unter starkem psychischen Druck und bricht zusammen, als Lohengrin entschwindet.“ (Annemarie und Wolfgang van Rinsum: Lexikon literarischer Gestalten, Stuttgart 1988.)

Ottilie-Baader-Straße

Bergedorf, seit 1985. Führend in der proletarischen Frauenbewegung. (30.5.1847 Frankfurt a.d.O. – 24.7.1925 Berlin)

Als ihre Mutter starb, war Ottilie Baader 7 Jahre alt und musste sich nun um den kranken Vater und ihre 3 jüngeren Geschwister kümmern. Kam daher erst mit 10 Jahren zur Schule und musste schon im Alter von 13 Jahren täglich 12 Stunden in einer Näherei arbeiten. Sie wurde Fabrikarbeiterin, dann Heimarbeiterin. Begann trotz der Sozialistengesetze bereits in den 80er Jahren des 19. Jhds. ihre gewerkschaftliche Tätigkeit. Sie war von 1900 bis 1908 die „Zentralvertrauensperson“ der Frauen in der SPD.

Paula-Westendorf-Weg

Ohlsdorf, seit 2007. Nach Paula W. (26.10.1893 Hamburg – 3.10.1980 Ham-

burg), von 1946 bis 1953 SPD-Abgeordnete in der Hamburgischen Bürgerschaft 1917, im Alter von 25 Jahren, heiratete Paula Westendorf und bekam vier Söhne (geb. 1918, 1922, 1923, 1925). Später ließ sie sich scheiden und wurde 1949 wieder berufstätig. Schon vorher war Paula Westendorf politisch tätig gewesen. So wurde sie 1947 Beisitzerin des Verwaltungsgerechtes, Deputierte der Kulturbehörde (1947, 1953) und der Baubehörde (1948) und außerdem stellvertretendes Mitglied des beratenden Ausschusses für das Preswesen (1949).

Bereits in der ersten Wahlperiode (ab 30.11.1946) nach dem Zweiten Weltkrieg saß sie bis 1953 als SPD-Abgeordnete im Hamburger Parlament. Als Mitglied der Bürgerschaft brachte Paula Westendorf 1947 einen ergänzenden SPD-Antrag zum KPD-Antrag von Magda Langhans zur Einstellung der Strafverfahren bei Verstoß gegen den Paragraphen 218 ein. Sie forderte die Einrichtung öffentlicher Ehe- und Sexualberatungsstellen und setzte sich für die soziale Indikation ein. In diesen Beratungsstellen wollte sie das Thema des Schwangerschaftsabbruchs nicht biologisch behandeln wissen, sondern im Zusammenhang mit der „Menschheitsfrage“, aus Ehrfurcht vor dem Leben im Sinne Albert Schweitzers und im Gegensatz zu den „menschheitszerstörenden Praktiken der Nazis“. Als einseitigen Machtausdruck des Staates lehnte sie Strafverfolgung wegen Abtreibung ab und gab grundsätzlich zu bedenken, dass Verbote die Menschheit nicht erzögen, weil Moral nicht befohlen werden könne.

Paula Westendorf versicherte dem Parlament, dass die Beratungsstellen nicht leichtfertig Schwangerschaftsabbrüche empfehlen, sondern das Verantwortungsbeusstsein dem Leben gegenüber stärken würden. Trotz lebhaften Beifalls war die

Reaktion der Männer im Parlament inhaltend. Der Gesundheitsausschuss verwarf aus juristischen Gründen den Antrag der KPD. Erfolg hatte nur Paula Westendorfs ergänzender Antrag. Und so wurde in den Räumen des Gesundheitsamtes eine öffentliche Ehe- und Sexualberatungsstelle eingerichtet, die als erste ihrer Art in den Westzonen im August 1948 ihre Arbeit aufnahm. Auch Paula Westendorfs Einsatz zur Freigabe des Vertriebes von Verhütungsmitteln hatte Erfolg. Am 1. Juni 1948 gab der Senat bekannt, dass die Polizeiverordnung des früheren Reichsinnenministers vom Juni 1941 über „Verfahren, Mittel und Gegenstände zum Schwangerschaftsabbruch“ aufgehoben sei.

Paulinenallee

Altona, seit 1863. Pauline Edelhein geb. Arnthal. Schwägerin des Geländebesitzers Samuel Ephraim. (23.3.1843 – 28.12.1905)

Paulinenplatz

St. Pauli, seit 1869. In Anlehnung an die Paulinenstraße

Paulinenstraße

St. Pauli, seit 1860. Frei gewählter Name

Poppenriepel

Finkenwerder, seit 1933. Hier befand sich beim Haus einer alten Frau namens Meta Popp ein Wasserloch. Im Volksmund genannt: Meta Poppens ehr Lock

Rahel-Varnhagen-Weg

Bergedorf, seit 1984. Rahel (Antonie Friederike) Varnhagen von Ense geb. Levin. 1810 umbenannt in Rahel Robert. Autorin literarischer Briefe und Tagebücher, Kritikerin und Saloniere. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (19.5.1771 Berlin – 7.3.1833 Berlin) Bedeutendste Frau der Romantik. Eine der

bekanntesten Berliner Jüdinnen des 19. Jhds. Älteste Tochter eines jüdischen Kaufmanns und Bankiers in Berlin. Übernahm nach dem Tod ihres Vaters (1790) die Erziehung der Geschwister und führte zwischen 1790 und 1806 in der Dachstube des elterlichen Hauses in der Jägerstraße 54 einen Salon. Es war der erste Salon einer unverheirateten Frau. In Rahels erstem Salon waren in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Friedrich Schlegel, Jean Paul, die Brüder Humboldt, F. Schleiermacher, die Brüder Tieck, Clemens von Brentano u. a. anzutreffen. 1800 scheiterte Rahels Verlöbnis mit dem Grafen Karl von Finckenstein, 1804 ging ihre Beziehung zum spanischen Gesandtschaftssekretär Don Rafael de Urquijo in die Brüche. Als Preußen 1806 von Frankreich besetzt wurde, geriet Rahel Varnhagen in wirtschaftliche Bedrängnis. In dieser Zeit intensivierten sich ihre Frauenfreundschaften wie z. B. zu der ehemaligen Geliebten Louis Ferdinands, Pauline Wiesel. Zu Rahels männlichen Gesprächspartnern gehörte ab 1808 Karl August Varnhagen von Ense, den sie 1814 heiratete. Kurz vor der Heirat ließ sich Rahel Varnhagen von Ense evangelisch taufen. Das Ehepaar lebte in Frankfurt a. M., Wien und Karlsruhe und kehrte 1819 nach Berlin zurück. Dort eröffnete Rahel Varnhagen von Ense ihren zweiten Salon, der zum Treffpunkt der Romantiker und des Jungen Deutschland wurde. Dort trafen sich u. a. Bettina von Arnim (Bettinastieg), Heine, Grillparzer, Hegel, Mendelssohn-Bartholdy und Fanny Hensel (Geschwister-Mendelssohn-Stieg). Rahel Varnhagen von Ense plädierte für die freie Liebe und setzte sich für die Gleichberechtigung von Frau und Mann ein. Ihre umfangreiche Korrespondenz publizierte sie seit 1812 anonym in Zeitschriften. Nach ihrem Tod veröffentlichte ihr Mann ihre Briefsammlung in drei Bänden unter dem Titel „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“.

Rebeccaweg

Marienthal, seit 1970. Anna Rebecca Claudius geb. Behn. Ehefrau von Matthias Claudius. (1754 Wandsbek – 26.7.1832 Wandsbek)

Matthias Claudius, der Redakteur des „Wandsbecker Bothen“, lernte seine Rebecca kurz vor Weihnachten 1770 kennen, als er sich die Haustürschlüssel für sein zu mietendes Haus am Lübecker Steindamm beim Zimmermann Behn abholen wollte. Die älteste Tochter, die 16jährige Anna Rebecca, war allein zu Hause und versuchte gemeinsam mit Claudius, den verschlossenen Wandschrank zu öffnen, in dem sich die Schlüssel befanden. Die beiden verliebten sich ineinander.

Am 15. März 1772 heirateten sie, obwohl Claudius' Gehalt als Redakteur nicht ausreichte, um eine Familie zu ernähren.

Rebecca wurde für den 14 Jahre älteren Claudius „sein Bauernmädchen“ und der Ruhepol, an dem er Halt und Frieden fand. Nun wohnten sie beide im Haus am Steindamm.

Sechs Monate nach der Hochzeit wurde ihr Sohn Matthias zu früh geboren. Wegen der ständigen Geldsorgen nahm Matthias Claudius eine Stelle in Darmstadt als Oberlandkommissar an. Doch das Ehepaar wurde krank vor Heimweh und kehrte nach Wandsbek zurück.

Rebecca Claudius bekam viele Kinder: im September 1772 Matthias (starb als Baby), 1774 Karoline, 1775 Christiane, 1777 Anna, 1779 Auguste, 1781 Henriette (Claudius wünschte sich sehnlichst einen Jungen). 1783 Johannes, 1784 Rebekka, 1786 Matthias (starb im Alter von zwei Jahren), 1789 Friedrich, 1792 Ernst, 1794 Franziskus.

Haushalt und Kinder zehrten an Rebeccas Kräften und sie unternahm mit Claudius einige Kuraufenthalte. Rebecca Claudius starb 17 Jahre nach dem Tod ihres Mannes.

Reginenstraße

Rothenburgsort, seit 1870. Unbekanntes Benennungsmotiv

Reichardtstraße

Bahrenfeld, seit 1929, benannt nach Johann Friedrich Reichardt. 2001/2002 ergänzt um die ebenso bedeutende Tochter Caroline Luise Reichardt.

Neuer Erläuterungstext: benannt nach Johann Friedrich R. (1752-1814), Komponist und Musikschriftsteller, und dessen Tochter Caroline Luise R. (1779-1826), Sängerin, Musikpädagogin und Komponistin, zuletzt in Hamburg

Die älteste Tochter des preußischen Hofkapellmeisters, Komponisten und Wegbereiters romantischer Liedkunst, Johann Friedrich Reichardt und der Sängerin und Komponistin Juliane Benda gründete 1816 in Hamburg zusammen mit Johann Heinrich Clasing den Musik-Verein, der später in der 1819 ins Leben gerufenen Singakademie aufging.

Caroline Luise Reichardt übernahm die Einstudierung des Chores. 1818 initiierte die Händel-Liebhaberin ein Musikfest in der St. Michaelis Kirche mit über 500 Mitwirkenden, bei dem u. a. der „Messias“ aufgeführt wurde.

Ihre musikalische Bildung hatte Louise Reichardt während der Gesellschaften bekommen, die im Hause ihres Vaters in Giebichenstein bei Halle gegeben worden waren. In dieses Haus, der „Herberge der Romantik“ kamen Ludwig Tieck, Clemens Brentano, Novalis, Achim von Arnim, Friedrich Schlegel und Henrik Steffens. Diese gesellige Runde des Vaters war Louise Reichards Ausbildungsstätte. Hier eignete sie sich ihre geistige und musikalische Bildung an und gewann die Freundschaft junger Romantiker.

Nachdem ihre zwei Bräutigame gestorben waren, blieb Louise Reichardt ledig. Unter-

stützt von der Familie Sillem, gewann sie in Hamburg schnell eine große Zahl von Musikschülerinnen aus angesehenen Familien, so dass sie fünf Jahre später eine eigene private Musik- und Singschule für Frauen und Mädchen einrichtete und einen Frauenchor gründete.

Neben ihrer pädagogischen Tätigkeit wirkte Louise Reichardt auch als Komponistin. Ca. 80 Lieder sind von ihr bekannt.

Reimarusstraße

Neustadt, seit 1902, benannt nach Hermann Samuel Reimarus und Johann Albert Reimarus. 2001/2002 ergänzt um die ebenso bedeutende Tochter und Schwester Elise Reimarus.

Neuer Erläuterungstext: benannt nach Hermann Samuel R. (1694-1768), Professor am Hamburger Akademischen Gymnasium, dessen Sohn Dr. Johann Albert Heinrich R. (1729-1814), Professor ebenda und Arzt, und deren Tochter bzw. Schwester Margaretha Elisabeth, genannt Elise R. (1735-1805), Erzieherin, Schriftstellerin und zentrale weibliche Persönlichkeit der Aufklärung in Hamburg Margareta Elisabeth (genannt Elise) Reimarus hatte zwei Geschwister und war die Tochter von Hermann Samuel Reimarus, Professor für orientalische Sprachen am Akademischen Gymnasium und seiner Frau Johanna Friederike geb. Fabricius, die ebenfalls einer Gelehrtenfamilie entstammte.

Elise Reimarus blieb unverheiratet und im Elternhaus an der Fuhlentwiete 122 wohnen. Auch ihr Bruder, der Arzt und Naturforscher Johann Albert Hinrich, kehrte mit seiner zweiten Frau Sophie 1770 in die Fuhlentwiete zurück, nachdem sein Vater zwei Jahre zuvor gestorben war.

Man führte ein offenes Haus, dessen Mittelpunkt die Frauen Elise und Sophie Reimarus waren. Ihr „Theetisch“ bildete bald ei-

nen weit über die Grenzen der Stadt hinaus berühmten Ort der Hamburger Aufklärung. Elise Reimarus hatte eine umfangreiche Bildung genossen. Sie übernahm die Erziehung ihres Neffen und ihrer Nichte. Später unterrichtete sie auch an der 1787 von ihrer Freundin Caroline Rudolphi (1754-1811) gegründeten „Erziehungsanstalt für junge Demoiselles von sechs bis 21 Jahren“ (Rudolphiplatz).

Zu der praktischen pädagogischen Arbeit gesellte sich ein schriftstellerisches Werk. Zwischen 1764 und 1766 schrieb die einem aufklärerischen Bildungsideal verpflichtete Elise Reimarus Texte für Kinder. Außerdem ließ 1778 Joachim Heinrich Campe zwei die Kindererziehung theoretisch fundierende Stücke von Elise Reimarus in den vom Dessauischen Philanthropinum herausgegebenen „Pädagogischen Unterhaltungen“ drucken.

Elise Reimarus übersetzte Dramen aus dem Englischen und Französischen. Über ihre Übersetzung des „Cato“ von Joseph Addison führte sie mit Lessing, mit dem sie seit seiner Hamburger Zeit freundschaftlich verbunden war, einen Briefwechsel.

Reinheimerweg

Iserbrook, seit 1953. Sophie. Kindergärtnerin, Kinderbuchautorin. Erste Autorin des neugegründeten Kinderbuchverlages Friedrich Schneider. (20.7.1874 Brüssel – 9.10. 1935 Hofheim/Taunus)

Ihr Vater besaß eine Fabrik zur Produktion von Brüsseler Spitzen. 1886 zog die Familie nach Frankfurt am Main. Sophie Reinheimer wollte Kindergärtnerin werden. Ihre Eltern hatten wegen der zarten Konstitution ihrer Tochter jedoch starke Bedenken. Dennoch setzte Sophie Reinheimer ihren Berufswunsch durch und machte eine Kindergärtnerinnenausbildung, die auf den Ideen Friedrich Fröbels basierte. Sophie Reinheimer erzählte ihren Kindergartenkindern Ge-

schichten, und 1909 erschien ihr erstes Kinderbuch „Aus Tannenwalds Kinderstube“. 1913 begann die langjährige Zusammenarbeit mit dem Franz Schneider Verlag, dessen Ziel es war, Kindern kindgerechte Bücher anzubieten. Sophie Reinheimer schrieb märchenhafte Erzählungen. Durch sie sollte den Kindern des Industriezeitalters die Natur nahegebracht werden.

Reitzeweg

Groß Borstel, seit 1951. Johanne Caroline Agnes Reitze geb. Leopolt, SPD Reichstagsabgeordnete, führende Funktionärin der sozialdemokratischen Frauenbewegung. (16.1.1878 Hamburg – 22.2.1949 Hamburg)

Entstammte einer Arbeiterfamilie. Besuchte die Volksschule bis 1892, war danach 2 1/2 Jahre als Dienstmädchen tätig. Später arbeitete sie bis zu ihrer Heirat im Jahre 1900 mit dem sozialdemokratischen Journalisten Johannes Carl Kilian-Reitze als Buchdruckereihilfin. Wurde durch ihre Arbeit mit der Arbeiterbewegung vertraut und trat 1902 in die SPD ein. 1904 besuchte sie mit ihrem Mann für ein halbes Jahr die Parteischule in Berlin. Außerdem nahm sie zwischen 1904 und 1907 an wissenschaftlichen Lehrkursen in Hamburg und Berlin teil. Seit dieser Zeit war sie auch in der SPD-Frauenbewegung tätig. 1916 wurde sie Vorstandsmitglied der Hamburger SPD, der sie bis 1919 angehörte. Bis 1931 war sie regelmäßig Delegierte bei den SPD-Frauenkonferenzen und SPD-Parteitagungen auf Reichsebene. Als im April 1918 erstmals eine gemeinsame Kundgebung der bürgerlichen und sozialdemokratischen Frauen für das Frauenstimmrecht im Gewerkschaftshaus stattfand, war Johanne Reitze daran wesentlich beteiligt. Sie vertrat die Politik des Burgfriedens und hatte sich für die Bewilligung der Kriegskredite ausgesprochen. Johanne Reitze war Beiratsmitglied des Hamburger Kriegsversorgungsamtes, des

Speiseausschusses der Kriegsküchen, Pflegerin der Kriegshilfe und der Kriegshinterbliebenenfürsorge. 1919 wurde Johanne Reitze Mitglied der Deutschen Nationalversammlung (37. Wahlkreis) für die SPD. Von 1919 bis 1921 war sie außerdem Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, von 1919 bis 1933 Mitglied des reichsweiten SPD-Parteiausschusses. 1944, im Jahr als ihr Mann starb, wurde sie von der Gestapo verhaftet und kam in „Schutzhaft“. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Johanne Reitze am Wiederaufbau der Arbeiterwohlfahrt beteiligt. (Siehe auch: Johanne-Reitze-Weg.)

Ricarda-Huch-Ring

Bergedorf, seit 1985. Pseudonym: Richard Hugo. Erzählerin, Lyrikerin, Schriftstellerin und Historikerin. (18.7.1864 Braunschweig – 17.11.1947 Schönberg/Taunus)

Als jüngstes von drei Kindern einer Braunschweiger großbürgerlichen Kaufmannsfamilie geboren. Die Ehe der Eltern war zerrüttet, der Vater trieb die Familie in den finanziellen Ruin, er kümmerte sich mehr um Literatur und Kunst als um Geschäfte. Ricarda hatte eine unglückliche Liebesbeziehung zu ihrem Vetter Richard, der ihre ältere Schwester Lilly geheiratet hatte. In dieser Situation des familiären Untergangs begann Ricarda Huch, in Zürich Geschichte, Philosophie und Philologie zu studieren. 1892 promovierte sie als eine der ersten deutschen Frauen und traf sich mit Richard, den sie heimlich immer noch liebte und den sie in ihren Gedanken zu einem Ideal stilisiert hatte. „Richard jedoch flieht, von den übersteigerten Ansprüchen Ricardas und der eigenen Courage in panischen Schrecken versetzt, mit einer melodramatischen Geste zurück in die Arme seiner Ehefrau nach Braunschweig“, so Inge Stephan in ihrer Kurzbiographie über Ricarda Huch in dem 1990 von Hans Jürgen Schultz heraus-

gegebenen Buch „Frauen, Porträts aus zwei Jahrhunderten“. Ricarda stürzte sich daraufhin in eine neue Beziehung, in der sie aber kaum geistige Berührungspunkte fand. Dennoch heiratete sie den neuen Mann an ihrer Seite und bekam eine Tochter. 1906 kam es zur Scheidung und zu einer erneuten Annäherung an Richard. Als sich Ricardas Schwester Lilly von Richard scheiden ließ, heirateten Richard und Ricarda. Aber auch diese Ehe wurde unglücklich, und es kam zur Scheidung. In dieser Zeit wandte sich Ricarda Huch dem historischen Roman zu. Vorher hatte sie mehr Autobiographisches in ihre Romane einfließen lassen. Nun nach den vielen zwischenmenschlichen Enttäuschungen begann sie, durch ihre historischen Romane „sich mit den großen männlichen Helden zu identifizieren. (...) Die historischen Romane und Biographien halfen ihr, die persönliche Misere zu transzendieren“, so Inge Stephan. Ricarda Huch schrieb u.a. über Wallenstein, Luther und Bakunin. 1931 erhielt sie den Goethepreis der Stadt Frankfurt. 1933 sollte sie eine Loyalitätserklärung für das NS-Regime unterschreiben. Sie tat es nicht und trat aus Protest gegen die Judenverfolgung und gegen den Ausschluss von Käthe Kollwitz (Kollwitzring) aus der Preußischen Akademie der Künste aus, in der sie 1926 Mitglied geworden war. Ihre Haltung gegenüber dem NS-Regime blieb kompromisslos. Ihre Werke wurden in dieser Zeit natürlich kaum verlegt. Nach Kriegsende übernahm Ricarda Huch den Ehrenvorsitz des Kulturbundes in der sowjetisch besetzten Zone und das Ehrenpräsidium des zentralen deutschen Frauenausschusses. Zudem war sie Ehrenpräsidentin des ersten gesamtdeutschen Schriftstellerkongresses nach Kriegsende, der vom 4. bis 8. Oktober 1947 in Berlin stattfand und an dem über 200 Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus vielen Ländern teilnahmen, um einen gemeinsamen Standort für

den geistigen Wiederaufbau Deutschlands zu finden. Wegen unterschiedlicher ideologischer Standpunkte kam es jedoch zu einer Aufspaltung in ein westliches und ein östliches Lager. Ricarda Huch fungierte in diesem Ost-West-Konflikt als Integrationsfigur.

1946 begann sie, an einem Buch über den antifaschistischen Widerstand zu schreiben. Kurz vor ihrem Tod im Jahre 1947 übergab sie ihre Aufzeichnungen dem Schriftsteller Günther Weissenborn, der sie in seinem 1953 erschienenen Buch „Der lautlose Aufstand“ verarbeitet.

Riwka-Herszberg-Stieg

Schnelsen, seit 1993. Sechs Jahre alte Polin aus Zdunska Wola. Opfer des Nationalsozialismus. Kindermord in der Schule am Bullenhuser Damm (siehe Geschwister-Witonski-Straße)

Tochter eines Tuchfabrikanten. Auf der Flucht vor den Deutschen wurde die Familie gefangen genommen und nach Auschwitz transportiert. Der Vater wurde in Birkenau ermordet. Die Mutter „überlebte das Lager und ging in die USA. Sie wurde schwer krank, hatte einen Schlaganfall und litt an Depressionen. Als ihr das Foto von Riwka vorgelegt wurde, erkannte sie ihre Tochter nicht.“ (Günther Schwarberg: Straßen der Erinnerung. Hamburg o.J.)

Rosa-Schapiro-Weg

Bergedorf, seit 1989. Dr. Rosa Schapiro. Kunsthistorikerin und Übersetzerin, Sammlerin expressionistischer Kunst. Förderin des Malers Karl Schmidt-Rottluff. (9.9.1874 Brody – 1.2.1954 London)

Geboren als viertes von fünf Kindern einer angesehenen jüdischen Familie im österreich-polnischen Gebiet. Rosa Schapiro wuchs zweisprachig auf und studierte als eine der ersten Frauen Kunstgeschichte. Da es damals noch sehr ungewöhnlich war,

dass Frauen studierten, erfuhr Rosa Schapire immer wieder Repressalien und Missachtung. So war dann auch das Thema ihrer ersten nachweisbaren Veröffentlichung als Studentin nicht zufällig gewählt. Der Titel: „Ein Wort zur Frauenemanzipation“. Rosa Schapire verdiente sich ihr Studium mit Übersetzungen und Sprachunterricht. Sie wurde passives Mitglied der Künstlergruppe die „Brücke“, die 1905 von Ernst Ludwig Kirchner, Erich Heckel, Karl Schmidt-Rottluff und Fritz Bleyl gegründet worden war. Auch Emil Nolde gehörte der Gruppe an. Rosa Schapire hielt den Einführungsvortrag bei der ersten in Schleswig-Holstein veranstalteten Nolde-Ausstellung (Hadersleben vom 16. bis zum 23.2.1908). Nolde war begeistert von Rosa Schapire und ihrer Art, seine Kunst zu interpretieren. Allerdings kam es zwischen den beiden bald zu einer Entfremdung, was zeitgleich mit Noldes Austritt aus der „Brücke“ geschah. 1908, nach einigen unruhigen Wanderjahren, die Rosa Schapire auch nach England brachten, ließ sie sich in Hamburg nieder. Sie zog in die Osterbekstraße 43 und ließ die Wände in ihrer Wohnung von Schmidt-Rottluff bemalen. Rosa Schapire wurde zur großen Förderin Schmidt-Rottluffs. 1910 besaß sie bereits eine vollständige Sammlung seiner Grafik. Schmidt-Rottluff portraitierte sie mehrere Male. 1913 löste sich die „Brücke“ auf. Rosa Schapire, obwohl hauptsächlich mit Schmidt-Rottluff beschäftigt, setzte sich auch für die anderen Mitglieder der „Brücke“ ein. Als Schmidt-Rottluff und andere Künstler in den Ersten Weltkrieg zogen, ergriff Rosa Schapire 1916 die Initiative zur Gründung des Deutschen Frauenbundes zur Förderung deutscher bildender Kunst. Dieser Frauenbund, zu dem auch Ida Dehmel gehörte und der in anderen deutschen Städten Zweigvereine besaß, hatte sich ein ähnliches Ziel wie die „Brücke“ gesetzt. Er wollte „Brücken zwischen

Schaffenden, Genießenden und Museen“ errichten: „Die Hauptaufgabe der Organisation besteht darin, Gemälde und plastische Werke anzukaufen und sie deutschen Museen, die moderne Kunst sammeln, als Geschenk anzubieten, um Kunstwerke der Gegenwart rechtzeitig ihren Platz in jenen Stätten anzuweisen, die die edelsten Werke der Vergangenheit aufbewahren.“ (Rosa Schapire: Der Frauenbund zur Förderung deutscher bildender Kunst. In: Die literarische Gesellschaft 4., Hamburg 1918.) Mit Hilfe dieser Vereinigung erreichte Rosa Schapire, dass in der Hamburger Kunsthalle Sonderausstellungen moderner Kunst durchgeführt wurden, bei denen auch die Werke Schmidt-Rottluffs gezeigt wurden. 1917 kaufte der Frauenbund ein Bild von Schmidt-Rottluff und schenkte es der Hamburger Kunsthalle. Nach dem Ersten Weltkrieg sah Rosa Schapire, bedingt durch die neuen politischen Verhältnisse, bessere Möglichkeiten für die Durchsetzung und Anerkennung der modernen Kunst.

Ihren Lebensunterhalt verdiente Rosa Schapire durch Vorträge, Museumsführungen und Kunst- und Sprachkurse an der Hamburger Volkshochschule. Eine feste Anstellung wollte sie nicht, dies widersprach ihrem Drang nach Selbständigkeit. In den zwanziger Jahren, als es in der Hamburger Gesellschaft en vogue war, kleine Gesellschaften zu geben, bei denen WissenschaftlerInnen zu bestimmten Themen sprachen, war Rosa Schapire eine gern gesehene Referentin. Auch nach 1933 hielt sie in Häusern der Hamburger Gesellschaft Vorträge. Nach der Machtergreifung durch die Nazis versuchte Rosa Schapire, unter fremden Namen zu schreiben. Dies, und auch das Halten von Vorträgen, musste sie bald aufgeben. 1939 nutzte sie die Chance zur Emigration nach London. Außer ihrer Schmidt-Rottluff-Sammlung durfte sie nichts mitnehmen. In London lebte sie sehr beschei-

den in einem Zimmer, die Schmidt-Rottluff-Bilder gaben ihr ein Gefühl von Heimat. Sie blieb in England und schrieb ab 1950 in „Eidos“ und „Connoisseur“ über wichtige Ereignisse in der gegenwärtigen deutschen Kunst und Literatur. Rosa Schapire starb am 1.2.1954 in der Londoner Tate-Gallery, in dem Museum, dem sie ihre Schmidt-Rottluff-Sammlung als Dank für die ihr in London erteilte Gastfreundschaft geschenkt hatte.

Rosenrotweg

*Billstedt, seit 1952. Motivgruppe:
Märchengestalten*

Zwei hübsche, fromme, arbeitsame und gute Töchter einer armen Witwe lernen im Wald einen Bären kennen, mit dem sie herumtollen. Als es Frühjahr wird, verlässt er sie, um seine Schätze vor diebischen Zwergen in Sicherheit zu bringen. Die beiden Schwestern haben unterdessen dreimal eine Begegnung mit einem dreisten Zwerg, der jedesmal einen Sack voller Schätze bei sich hat. Der Bär entdeckt den Zwerg und tötet ihn. In diesem Moment fällt sein Bärenfell ab, und ein schöner Königssohn steht vor den Schwestern. Schneeweißchen wird seine Frau. „Bruno Bettelheim sah den Märchentypus Tierbräutigam für gegeben an und die Protagonisten in je zwei Figuren gespalten: einmal die rettenden Mädchen, zum anderen der freundliche Bär, der garstige Zwerg (anziehende und abstoßende Natur des Sexualpartners).“ (Ulf Diederichs: Who's who im Märchen. München 1995.)

Rotkäppchenweg

*Billstedt, seit 1952. Motivgruppe:
Märchengestalten*

Als Rotkäppchen ihre Großmutter in deren Waldhütte besuchen will, findet sie in Großmutter Bett einen Wolf vor, der sich als ihre Großmutter verkleidet hat. Der Wolf frisst Rotkäppchen. „Im Zuge der Zi-

vilisation wurde diese Wolfsfigur immer mehr verharmlost, wie auch Rotkäppchen zunehmend braver, kleiner, unerotischer gehandelt wurde. Romanisten wie Felix Karlinger sahen im Argotausdruck ‚rotes Käppchen‘ die Monatsblutung gekennzeichnet. Psychoanalytiker wie Erich Fromm interpretierten es analog, als Erreichen der weiblichen Reife, und deuteten das wölfische Hinunterschlingen als kannibalisch sich vollziehenden Geschlechtsakt, die Steine (die Rotkäppchen dem erschossenen Wolf in den Bauch gelegt hat) hingegen (Symbole der Sterilität) als vergeltende Bestrafung.“ (Ulf Diederichs: Who's who im Märchen. München 1995.)

Rudolphiplatz

*Barmbek-Nord, seit 1930, benannt nach
Caroline Rudolphi (1754-1811), Pädagogin
und Gründerin einer Erziehungsanstalt
im Stadtteil Hamm*

In der zweiten Hälfte des 18. Jhds. entstanden die ersten Institute, wie das der Hamburgerin Caroline Rudolphi, die den Mädchen ebenso das Recht auf Bildung zugestanden wie Jungen. Die Pädagogin Caroline Rudolphi hatte 1787 an der Hammer Landstraße 75 eine „Erziehungsanstalt für junge Demoiselles“ von sechs bis 21 Jahren gegründet. Ihr Vater, der sehr früh starb, war Lehrer am Potsdamer Militärwaisenhaus gewesen. „Caroline musste durch Handarbeiten zum Broterwerb der Familie beitragen und konnte sich nach dem Elementarunterricht nur autodidaktisch weiterbilden. Ihre in empfindsamen Stil verfassten Gedichte wurden von dem Komponisten Johann Friedrich Reichardt (Reichardtstraße) veröffentlicht und fanden viel Beachtung. Caroline wurde Gouvernante auf einem Rittergut bei Neubrandenburg, wo sie ihre pädagogische Begabung entfaltete. Als sie die Stellung wechseln wollte, baten die Eltern sie, ihre vier Töchter zur weiteren Erzie-

hung mit sich zu nehmen. Sie zog mit ihnen zunächst nach Trittau, wo ihr Bruder Ludwig (...) als Hauslehrer bei dem Pädagogen Joachim Heinrich Campe wirkte. In Campes 'Kinderbibliothek' hatte Caroline Rudolphi bereits Gedichte und Artikel veröffentlicht. Von der Nähe zu ihm versprach sie sich Anregung und Hilfe. Tatsächlich kann das von ihr 1785 gegründete Erziehungsinstitut für junge Demoiselles als weibliches Pendant zu Campes pädagogischer Anstalt betrachtet werden“, schreibt Inge Grolle in der Hamburgischen Biografie Bd.1. 2001, auf Seite 260f.

Caroline Rudolphi hatte nun in der Hammer Landstraße ihre Anstalt, wo auch Elise Reimarus unterrichtete (siehe Reimarusstraße). Caroline Rudolphi „vertrat eine geschlechtsspezifische Bildung: Ihrer Meinung nach sollte alle Verstandeskultur vom Manne ausgehen, die Entwicklung des eigentlich weiblichen Charakters, des Zartgefühls, hingegen Aufgabe von Frauen sein“, so Inge Grolle weiter.

1803 verließ Caroline Rudolphi Hamburg aus finanziellen Erwägungen und zog mit ihrer Erziehungsanstalt nach Heidelberg.

Sapperweg

Iserbrook, seit 1953. Agnes Sapper geb. Brater. Kinder- und Jugendbuchautorin, Erziehungsschriftstellerin (12.4.1852 München – 19.3.1929 Würzburg)

Agnes Sapper war die Tochter des Juristen, Publizisten und Politikers Karl Brater. Jugend und Schulzeit in Erlangen. 1875 Heirat mit dem späteren Gerichtsnotar und Lokalpolitiker Eduard Sapper. Es wurden drei Kinder geboren. 1882 erste schriftstellerische Tätigkeit. Kleine Erzählungen für Kinder und populärwissenschaftliche Erziehungsbücher, so z. B. 1895 „Die Mutter unter ihren Kindern. Ein Büchlein für Mütter“. „Das erste Schuljahr. Erzählung für Kinder von sieben bis zwölf Jahren“ (1895).

„Das kleine Dummerle und andere Erzählungen“ (1904). „Die Familie Pfäffling. Eine deutsche Wintergeschichte“ (1907). Dieses dreibändige Werk wurde zum Höhepunkt ihres schriftstellerischen Schaffens und eines der erfolgreichsten Jugendbücher des 20. Jahrhunderts. Die Geschichte der „Familie Pfäffling“ ist ein Loblied auf die deutsche Familie. Agnes Sapper zeigt, dass es möglich ist, trotz materieller Not zufrieden und glücklich zu sein. Während des Ersten Weltkrieges erschien das „Kriegsbüchlein für unsere Kinder“ (1914) und in den 20er Jahren z. B. „Lili. Erzählung aus dem Leben eines mütterlosen Kindes“ (1924). Nach Agnes Sappers Tod wurden „Die Heimkehr und andere Erzählungen aus Krieg und Frieden“ (1938) und „In Not bewährt und andere Geschichten“ (1966) herausgegeben.

Schlegelsweg

Eilbek, seit 1904, benannt nach den Dichterbrüdern August Wilhelm und Friedrich Schlegel. 2001/2002 ergänzt um die ebenso bedeutende Ehefrau von August Wilhelm Schlegel, Caroline Schlegel-Schelling. Neuer Erläuterungstext: benannt nach den Dichterbrüdern August Wilhelm Sch. (1767-1845) und Friedrich Sch. (1772-1829) und der Ehefrau des ersteren 1796-1803, Caroline Schl.-Schelling (1763-1809), Schriftstellerin, Übersetzerin, Redakteurin

Im Alter von 25 Jahren wurde Caroline Böhmer geb. Michaelis Witwe. Die Tochter eines Professors für Orientalistik und Theologie und Mutter von drei Kindern – nur ein Kind überlebte – war eine begeisterte Anhängerin der Französischen Revolution. Nach dem Tod ihres Mannes war sie von Clausthal-Zellerfeld über Göttingen und Marburg a. d. Lahn nach Mainz gezogen, wo sie sich den Ideen der Mainzer Republik verschrieb. Sie trat ein für die Emanzipation

des Volkes und für das Recht auf weibliche Selbstbestimmung.

Schwanger von einem Soldaten aus dem französischen Freiheitsheer kam Caroline Böhmer 1793 wegen ihrer republikanischen Gesinnung in mehrmonatige Haft.

1796 heiratete sie den Literaturhistoriker A. W. Schlegel. Sie gingen eine Freundschafts-ehe ein. Ihr Mann hatte ihr nach der Geburt ihres unehelichen Kindes, das kurz nach der Geburt gestorben war, zur Seite gestanden.

Das Paar lebte in Jena, wo Caroline Schlegel Mitglied des „Frühromantikerkreises“ wurde. Caroline Schlegel war von hoher Intellektualität, half ihrem Mann bei Shakespeare-Übersetzungen und bei der Herausgabe der Zeitschrift „Athenaeum“. Außerdem schrieb sie Literaturrezensionen und war Redakteurin.

1803 kam es zur Scheidung. Caroline Schlegel heiratete den zwölf Jahre jüngeren Philosophen F. W. J. v. Schelling. Das Paar zog nach München. Caroline Schlegel-Schelling wurde wegen dieser Liebe gesellschaftlich diskriminiert.

Bekannt wurde sie durch ihre Briefe, die ein Dokument der Geistesgeschichte der Romantik sind.

Schneewittchenweg

Billstedt, seit 1952. Motivgruppe:

Märchengestalten

Schneewittchen und die sieben Zwerge. „Die propere, sanftmütige, eher passive ‚Snow White‘ entwickelte sich zum weiblichen Idol. In der Nachkriegszeit nahm diese mediengestützte Entwicklung zu – was wiederum Psychologen und Kulturanthropologen beschäftigte. Hedwig von Beit sah die Vergiftungsepisode in neuem Licht: ‚Diese Vergiftung geschieht mit Gegenständen weltlicher Eitelkeit und Putzsucht und hierin, besonders aber in dem Umstand, daß sich Schneewittchen davon verlocken läßt, liegt der Beweis ihrer Zusammengehörig-

keit mit der eiteln Stiefmutter. Es ist ihre eigene weltlich-ehrgeizige Schattenseite, von der sie eingeschnürt wird‘. Bruno Bettelheim untersuchte später die verschiedenen Bedeutungsebenen, etwa die sexuelle Beimischung der Farbsymbole, die im vorödpalen Bereich anzusiedelnden Zwerge, das Sargstadium als Vorbereitung zur Reife.“ (Ulf Diederichs: *Who’s who im Märchen*. München 1995.)

Schumannstraße

Barmbek-Süd, seit 1876, benannt nach dem Pianisten und Komponisten Robert Schumann. 2001/2002 ergänzt um die ebenso bedeutende Ehefrau Clara Schumann. Neuer Erläuterungstext: benannt nach dem Musikerehepaar Clara Sch. (1819-1896), Pianistin und Komponistin, Herausgeberin der Werke ihres Mannes, und Robert Sch. (1810-1856), Pianist, Musikschriftsteller und Komponist
Clara Wieck erhielt bereits im Alter von 5 Jahren durch ihren Vater, einen Klavierpädagogen, eine Ausbildung zur Pianistin. Als Wunderkind trat sie ab ihrem 11. Lebensjahr im Leipziger Gewandhaus zum ersten Mal öffentlich auf. Es folgten Konzertreisen durch ganz Europa.

Gegen den Willen des Vaters heiratete sie, als sie volljährig war, Robert Schumann. Das Paar bekam 8 Kinder. Doch trotz der vielen anfallenden Hausarbeit gab sie weiterhin Konzerte und komponierte zahlreiche Lieder, ein Klaviertrio, Klavierstücke und Romancen.

1854 wurde Robert Schumann in eine Nervenheilanstalt eingeliefert. Er litt an Depressionen, was eine starke Belastung für die Familie bedeutete. Zwei Jahre später starb Robert Schumann. Clara Schumann musste nun den Lebensunterhalt für ihre zahlreichen Kinder selbst bestreiten. Nachdem sie 1878 nach Frankfurt a. M. gezogen war, erhielt sie dort eine Professur für Kla-

vier am Hoch'schen Konservatorium. Ihr letzter öffentlicher Auftritt war im Jahre 1888. Mit Unterstützung des Komponisten Johannes Brahms, mit dem sie eng befreundet war, gab sie den Nachlass ihres Mannes heraus. Clara Schumann hinterließ ein Werk von 25 Opus-Zahlen: Klaviermusik, Lieder, ein Klavierkonzert. Sie war eine der bedeutendsten Vertreterinnen der musikalischen Romantik in Deutschland.

Schopenhauerweg

Ottensen, seit 1945, benannt nach Arthur Schopenhauer. 2001/2002 ergänzt um die ebenso bedeutende Mutter Johanna Schopenhauer. Neuer Erläuterungstext: benannt nach Arthur Sch. (1788-1860), Philosoph und dessen Mutter Johanna Sch. (1766-1838), Schriftstellerin.

Nach Hamburg war das republikanisch gesinnte Ehepaar Schopenhauer mit seinem Sohn Arthur 1793 gekommen, als Danzig, die Geburtsstadt Johanna Schopenhauers, in der sie auch ihren zwanzig Jahre älteren, reichen Mann kennen gelernt hatte, von Preußen annektiert worden war. Johanna Schopenhauers Mann stürzte sich 1805 aus dem Speicher seines Hauses am Neuen Wandrahm 92.

Nach dem Tod des Ehemannes hielt Johanna Schopenhauer nichts mehr in Hamburg. Befreit von einer unglücklichen Ehe und ausgestattet mit einem beträchtlichen Erbe, zog es sie mit ihrer 1797 geborenen Tochter Adele nach Weimar. Ihr Haus wurde schnell zu einem geselligen Mittelpunkt der Stadt. Dies hatte zwei Gründe: Johanna Schopenhauer, die zeitlebens einen Widerwillen gegen den Gedanken hegte, „für ein gelehrtes Frauenzimmer zu gelten“, war eine weitreichend gebildete und gewandte Frau.

Als Johanna Schopenhauer und ihre Tochter Adele 1819 durch den Zusammenbruch eines Danziger Bankhauses einen großen Teil ihres Vermögens verloren, musste Jo-

hanna ihre schriftstellerische Tätigkeit zum Broterwerb machen. Schon ihr erster Roman „Gabriele“ (1819-1821), der der Heldin Opfer und Entsagung auferlegt, wurde ein großer Erfolg. Johanna Schopenhauer schrieb Reisebücher und Romane und wurde zu einer bekannten Unterhaltungsschriftstellerin.

Johanna Schopenhauer starb 1839 in Jena, unversöhnt mit ihrem Sohn Arthur, von dem sie zeitlebens ein schwieriges Verhältnis getrennt und den sie nach dem Bruch im Mai 1814 nie wieder gesehen hatte. Ihre Tochter Adele Schopenhauer wurde ebenfalls eine bekannte Schriftstellerin. Sie war außerdem noch Musikerin und Malerin.

Sentastraße

Barmbek-Süd, seit 1904. Gestalt aus Richard Wagners Oper „Der Fliegende Holländer“ (1843)

„Senta ist die Erlöserin, die zu grenzenloser Hingabe und zum Liebestod bereite Frau. Als die Tochter des norwegischen Seemanns Daland dem sagenhaften Holländer gegenübertritt, ist sie ihm schon im Traum begegnet und fühlt sich seit langem ihm zugehörig. Sie verspricht ihm Treue bis in den Tod und stürzt sich ins Meer, als er an ihr zweifelt.“ (Annemarie und Wolfgang van Rinsum: Lexikon literarischer Gestalten, Stuttgart 1988.)

Siebenschön

Lokstedt, umbenannt 1948. Früher Lindenallee. Märchengestalt aus: Karl Müllenhoff: Sagen, Märchen und Lieder. 1845. Motivgruppe: Holsteinische Geschichte, Sagen und Märchen

Siebenschön, Tochter armer Dorfleute, ist schöner als jedes andere Mädchen, arbeitssam, geschickt und sittsam. Wenn sie sonntags zum Gottesdienst geht, trägt sie als Zeichen ihrer Sittsamkeit einen Schleier vor dem Gesicht. Das weckt die Neugierde

des Königssohns. Nachdem er ihr dreimal Geschenke geschickt hat, treffen sich beide jeden Abend bei der großen Eiche. Als der König von der unstandesgemäßen Liebesbeziehung erfährt, läßt er Siebenschöns Elternhaus in Brand setzen. Dabei kommen Siebenschöns Eltern um. Siebenschön kann sich retten und nimmt in Mannskleidung unter dem Namen „Unglück“ eine Stellung als Diener am Hofe an. Der Königssohn, nun ohne seine Siebenschön, erwählt eine standesgemäße Braut. Als es zur Brautfahrt geht, an der alle Bedienten teilnehmen müssen, singt Unglück: „Siebenschön bin ich genannt. Unglück ist mir wohlbekannt.“ Der Prinz erkennt daraufhin Siebenschön. Es kommt zwischen den beiden zu einem Happy End.

Siegrunweg

Rissen, seit 1960. Sigrun, Gestalt aus der Nibelungensage

Schreibweise in der Nibelungensage: Sigrun. Eine Walküre, die Helgi, der Sohn Sigmunds und Sigyns, im Kampf gegen Hödbrodd als Gattin erkämpft. Sigrun stirbt aus Gram, nachdem ihr Bruder Dag an Helgi Blutrache verübt hat, weil dieser Dags Vater getötet hatte.

Slamatjenbrücke

Neustadt, seit 1960, Matjen = Mädchen; slam = Slum, unsauber

In der Nähe der Brücke, die an einer Stelle der Ost-West-Straße über das Alsterfleet führt, soll sich ein Bordell befunden haben.

Sophie-Dorothea-Stieg

Wilhelmsburg, seit 1997. Sophie Dorothea (1666-1726), Gräfin von Wilhelmsburg, Tochter des Herzogs Georg Wilhelm in Celle, des Gründers und Namengebers der Herrschaft Wilhelmsburg 1672

Siehe nähere biographische Angaben unter „Eleonorenweg“, benannt nach Eleonore

d’Olbreuse, die Mutter von Sophie Dorothea. Sophie Dorothea wurde später als die „Mutter der Könige“ bezeichnet: denn ihre Tochter heiratete den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. und wurde die Mutter Friedrich des Großen. Dorotheas Sohn Georg-Ludwig wurde 1727 Georg II. von Großbritannien.

Sophie-Kloers-Weg

Jenfeld, seit vor 1938. Geb. Kessler, Pseudonym Wilh. von der Mühle. Wandsbeker Schriftstellerin. In einschlägigen Lexika wird sie Kloerß geschrieben. (5.1.1866 Wandsbek – 31.1.1927 Hamburg)

Schon als Kind verlor Sophie Kloerß ihre Eltern. Im Alter von 21 Jahren veröffentlichte sie ihr erstes Buch, welches für die nächsten zwanzig Jahre ihr einziges Geschriebenes blieb, denn Sophie Kloerß hatte sich um ihren Haushalt und ihre Kinder zu kümmern – Zeit zum Schreiben fand sie dabei kaum. 1895 hatte sie nach langem Brautstand den Altphilologen Heinrich Kloerß geheiratet, der als Lehrer in Doberan, Berlin, Bärwalde, Arnstadt und schließlich in Schwerin tätig war.

Einige Werke von Sophie Kloerß: Hamburger Blut (Erzählung, 1909). Lieder und Balladen (1909). Vaterland und Vaterhaus (1915). Jungmädchengeschichten (1918). Jan Feuerkopf (1920). Der neue Geist (Roman, 1922). Hille Hadersen (Roman, 1925). Sturm in Schmalebek (Roman, 1926). Die verhexten Sparten. Geschichten von kleinen Leuten (1928). Die silberne Orgel. Geschichten von der Insel Sylt (1931).

Sophienallee

Eimsbüttel, seit 1863. Sophia geb. Arnthal. (26.3.1837 – 27.10.1895 Hamburg). Frau des jüdischen Grundeigentümers Samuel Ephraim

Im Wege der Umbenennung jüdischer Straßennamen während der NS-Zeit machten das Ingenieurwesen und das Staatsamt

1936/37 den Vorschlag, die Allee in Drägerstraße umzubenennen. Zu Dräger wurde erklärt: „Bernhard Dräger, gest. 12.1.1928, dem bahnbrechenden Ingenieur auf vielen Gebieten der Technik; hier sind zu nennen die bahnbrechenden Erfindungen für die Verwendung der Stahlflaschen für hohen Druck von Gasen; die von ihm herausgebrachten Sauerstoff-Atmungsgeräte; die von ihm gebauten Gasschutzgeräte und Groß-Gasschutzgeräte usw. Sein Schaffen hat sich besonders segensreich im Kriege ausgewirkt.“

Eine Umbenennung erfolgte nicht. Allerdings wurde dem Hamburger Adressbuchverlag mitgeteilt, dass in den Erläuterungen zum Straßennamen der Hinweis auf den jüdischen Ursprung zu unterbleiben habe.

Sophienstraße

Wilstorf, seit 1922. Sophie Juliane Wilhelmine geb. Oneken. Mutter des Syndikus Tilemann

Sophienterrasse

Harvestehude, seit 1861. Vermutlich nach Maria Sophia Friederica geb. Goldmann. Ehefrau des Geländebesitzers J.F.W. Reimers. (28.10.1825 St. Thomas/Westindien – 17.12.1918 Hamburg)

Sophie-Schoop-Weg

Bergedorf, seit 1995. Jüdisches Opfer des Nationalsozialismus. Setzte sich für französische und sowjetische Kriegsgefangene ein. (12.12.1875 – 3.1.1945 KZ Auschwitz)

Nach den Bombenangriffen auf Hamburg im Jahre 1943 meldete sich Sophie Schoop freiwillig zum Kartoffelschälen in der Notküche am Poßmoorweg. Da in der Gegend auch Kriegsgefangenenbaracken standen, sah Sophie Schoop das dortige Elend. Sie wies mutig auf die Missstände hin und gab den Kriegsgefangenen manche Zigarette und

Brot. Als ein in der Notküche zum Helfen eingeteilter Kriegsgefangener beschimpft wurde, stand sie ihm zur Seite und äußerte spontan: „Russen sind auch Menschen.“ Dieser Satz wurde ihr zum Verhängnis. Am nächsten Tag (Januar 1944) wurde sie von der Gestapo verhaftet. Ihr Mann, der ihretwegen zum mosaischen Glauben konvertiert war, erfuhr nur durch Zufall, wo seine Frau hingekommen war. Sophie Schoop saß im Gestapogefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel und wurde ohne Gerichtsverhandlung nach Auschwitz transportiert. Ein Jahr nach ihrer Verhaftung erhielt Herr Schoop aus Auschwitz die Sterbeurkunde seiner Frau. Ihrem Denunzianten wurde zwar nach dem Krieg der Prozess gemacht. Er wurde jedoch mangels Beweisen freigesprochen.

St. Annenbrücke

Altstadt, seit 1881, siehe Bei St. Annen
Die Brücke führt über das St.-Annen-Fleet.

St. Annenufer

Altstadt, seit 1890. Benennung als nach der Straße „Bei St. Annen“ führende Uferstraße am St. Annenfleet

Die Heilige Anna ist die Mutter Marias. Bereits im Jahre 550 wurde ihr zu Ehren eine Kirche in Konstantinopel erbaut. Das Fest St. Annas wird seit 1558 gefeiert und wird am 26. Juli begangen. St. Anna ist der Inbegriff der Mütterlichkeit. Sie wurde die Lieblingsheilige des katholischen Volkes, ist die Patronin der Bergleute und der Mütter und wird besonders bei einem Kinderwunsch angerufen.

Die Geschichte der Heiligen Anna: Anna und Joachim aus dem königlichen Geschlecht Davids bekamen keine Kinder. Anna und Joachim gelobten schließlich, wenn ihnen Gott ein Kind schenken würde, würden sie es ihm und seinem Dienst weihen. Die Hohepriester nahmen jedoch die Opfergabe des Ehepaares nicht an. Darauf-

hin floh Joachim ins Gebirge. Nach zwanzig Jahren erschien dem Joachim in der Wüste und der weinenden Anna in deren Kammer zur gleichen Stunde ein Engel mit der Botschaft, dass Gott sie erhört habe. Maria wurde geboren. Die ersten drei Lebensjahre blieb das Kind bei den Eltern, dann gaben die Eltern ihr Kind schweren Herzens in den Tempel von Jerusalem.

Sterntalerstraße

*Billstedt, seit 1952. Motivgruppe:
Märchengestalten*

Ein armes, elternloses kleines Mädchen besitzt nichts weiter außer ihrer Kleidung auf dem Leib und einem Stück Brot. Dies wenige verschenkt sie auch noch an arme Menschen. Schließlich steht sie nackt da. Und plötzlich fallen Sterne vom Himmel, die, sobald sie auf die Erde gefallen sind, zu harten Goldtalern werden. Das Mädchen hat nun auch wieder ein Hemdchen an und sammelt die Taler dort hinein. Sterntaler war das einzige Märchenmotiv auf deutschen Banknoten (Tausend-DM-Schein). „Nach altem Volksglauben sind Sternschnuppen ein Glückszeichen, hier verknüpft mit der Idee einer Belohnung für christliche Nächstenliebe.“ (Ulf Diederichs: Who's who im Märchen. München 1995.)

Susannenstraße

St. Pauli, seit 1860 und wieder seit Oktober 1945. Vermutlich nach der ältesten Tochter des Grundeigentümers Clas Julius Bieber. Zwischen dem 30.1.1934 und Oktober 1945: Heinrich-Dreckmannstraße

Susettestraße

*Ottensen, umbenannt 1950. Früher Ohlendorffs Allee. Susette Gontard geb. Borkenstein. Geliebte Hölderlins, seine „Diotima“. (6.2.1769 Hamburg – 22.6.1802 Frankfurt am Main)
Tochter des Kommerzienrats und Lust-*

spieldichters Heinrich Borkenstein aus Hamburg und älteste von vier Geschwistern. 1786 heiratete sie den Frankfurter Bankier Jacob Gontard und zog mit ihm nach Frankfurt. Zeitweilig besaß sie auch noch eine Sommerwohnung in Ottensen. 1795 erhielt Hölderlin eine Hauslehrerstelle bei den Gontards, um den Sohn Henry zu unterrichten. Susette Gontard und Hölderlin verliebten sich ineinander. Diese Liebe wurde für Hölderlin zum zentralen Ereignis seines Lebens und Susette wurde die „Diotima“ seines „Hyperion“. Seine Beziehung zu Susette empfand er als „eine ewige fröhliche heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in dies arme, geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat“. Susette Gontard schrieb an Hölderlin: „Wenige sind wie Du! und was auch jetzt nicht würckt, bleibt sicher für künftige Zeiten.“ Zwischen Hölderlin und Susettes Mann kam es wegen dieser Liebesverbindung zu einer Auseinandersetzung, woraufhin Hölderlin 1798 die Familie Gontard verließ. Susette Gontard hatte vier Kinder: Henry (1787-1816), Henriette (1789-1830), Johanna Helene (1791-1820), Friederike Amalie (1791-1832) und starb vier Jahre, nachdem Hölderlin das Gontardsche Haus verlassen hatte, bei der Pflege ihrer erkrankten Kinder an Röteln.

Suttnerstraße

Altona, umbenannt 1950. Früher Wielandstraße. Bertha Freifrau von Suttner geb. Gräfin von Kinsky. Österreichische Pazifistin und Schriftstellerin. Erhielt 1905 den Friedensnobelpreis. (9.6.1843 Prag – 21.6.1914 Harmannsdorf bei Wien)

Geboren als Tochter eines pensionierten Offiziers. Arbeitete als Hauslehrerin in der Familie Suttner, verliebte sich in den Sohn des Hauses, verlor daraufhin ihre Stellung und arbeitete einige Zeit als Sekretärin bei Alfred Nobel in Paris. Sie konnte alle Hei-

ratspläne ihrer Eltern erfolgreich vereiteln, um 1876 endlich heimlich den sieben Jahre jüngeren Baron Arthur von Suttner zu heiraten. Sie zogen in den Kaukasus und versuchten, durch Bertha von Suttners Schriftstellerei ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Es entstanden Romane und feuilletonistische Beiträge. Nach neun entbehrungsreichen Jahren im Kaukasus kehrten sie nach Österreich zurück. 1887 hörte Bertha von Suttner von der britischen Friedensbewegung. Damit begann ihr Einsatz gegen den Militarismus. Zwei Jahre später erschien ihr Antikriegsroman „Die Waffen nieder“, der seither in viele Sprachen übersetzt wurde und die Friedensidee populär machte. 1891 gründete sie die Österreichische Gesellschaft der Friedensfreunde und 1892 wurde sie Mitbegründerin der Deutschen Gesellschaft für Friedensfreunde. Zwischen 1892 und 1899 gab sie die Zeitschrift heraus, die den Namen ihres Romans trug. 1905 erhielt sie als erste Frau für ihre Friedensarbeit und für ihr Buch „Die Waffen nieder“ den Friedensnobelpreis. Da sie sich durch ihre Schriftstellerei finanzieren musste, schrieb sie neben politischen Artikeln auch Romane, in die sie ihre politischen Ansichten einflocht. Sie sympathisierte auch mit der Frauenbewegung. Sie setzte sich für die materielle Absicherung der Frau ein und unterstützte den radikalen Teil der bürgerlichen Frauenbewegung in ihrem Kampf um eine neue Sexualmoral: Frauen sollten ihre eigenen Ansprüche an Sexualität verwirklichen dürfen.

Tennigkeitweg

Poppenbüttel, seit 1985. Käthe und Richard. Widerstandskämpfer. Mitglieder der Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen. Käthe geb. Schlichting (2.4.1903 – 20.4.1944 Gefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel); Richard (5.9.1900 – 12.12.1944 KZ Neuengamme)

Kontoristin und Gymnastiklehrerin. Arbeitete als Angestellte im Hamburger Gewerkschaftshaus, machte dort für die Bäckergewerkschaft die frauenpolitische Arbeit. Als sie später im Metallarbeiterverband tätig war, lernte sie dort ihren zukünftigen Mann, den Dreher Richard Tennigkeit, kennen. Er war aktives Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschland, der KPD, der Metallarbeitergewerkschaft, Obmann der Werftlehrlinge und wurde 1926 Gemeindevertreter in Berne. Nach der Macht ergreifung durch die Nazis gingen Käthe und Richard Tennigkeit in den illegalen Widerstand. Beide waren aktive Mitglieder der Hamburger Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen. Das Ehepaar Tennigkeit gewährte vielen WiderstandskämpferInnen, die sich vor der Gestapo verstecken mussten, Unterschlupf. Im Februar 1944 wurden Käthe und Richard Tennigkeit von der Gestapo verhaftet. Käthe kam ins Gestapogefängnis Fuhlsbüttel und Richard ins KZ Neuengamme. Käthe Tennigkeit war besonders harten Haftbedingungen ausgesetzt, sie sollte den Aufenthaltsort ihres Genossen Heyckendorf (Helene-Heyckendorf-Kehre) verraten. Käthe starb am 20. April 1944 in ihrer Zelle in Fuhlsbüttel. Ob es Mord oder Selbsttötung war, ist nie aufgeklärt worden. Richard Tennigkeit erkrankte Ende 1944 an Typhus, erhielt nur unzureichende ärztliche Versorgung und starb am 12.12.1944 im KZ Neuengamme.

Therese-Giehse-Bogen

Bergedorf, seit 1985. Schauspielerin. (6.3.1898 München – 3.3.1975 München) Entstammte einer jüdischen Kaufmannsfamilie. 1918 bis 1920 Schauspielunterricht in München, ab 1920/21 Engagements in Siegen, Gleiwitz, Landshut, an der Bayerischen Landesbühne und am Schauspielhaus München. Von 1926 bis 1933 an den Münchener Kammerspielen

bei Otto Falkenberg. Profilierte sich als großartige Menschenbildnerin. 1929 lernte sie bei den Endproben zur „Dreigroschenoper“ Bert Brecht kennen. Am 1.1.1933 eröffnete sie in München zusammen mit Erika Mann das antifaschistische Kabarett „Pfeffermühle“. Im März 1933 Flucht aus München in die Schweiz. Am 30.9.1933 Neueröffnung der „Pfeffermühle“ in Zürich. 1934 bis 1936 Europatournee. Von 1937 an am Schauspielhaus in Zürich tätig. Wichtige Rollen spielte sie in den Zürcher Brecht-Uraufführungen. Sie war die Titelfigur in Brechts „Mutter Courage und ihre Kinder“ (UA 1941). Von 1949 bis 1952 spielte sie an Brechts Berliner Ensemble. Seit 1949 trat sie auch wieder an den Münchner Kammerspielen auf. Aus Sympathie für Peter Stein und sein Kollektiv-Theater spielte sie bei der Neueröffnung der Berliner Schaubühne am Hallschen Ufer die Titelrolle in Gorki/Brechts Stück „Die Mutter“ (1970). Sie hatte auch Gastspiele in Hamburg und trat in Filmrollen auf, spielte z. B. in dem Film „Mädchen in Uniform“. Friedrich Dürrenmatt schrieb für sie sein Theaterstück „Der Besuch der alten Dame“. 1955 erhielt sie den Bundesfilmpreis. Ab 1966 trat Therese Giehse mit eigenen Brechtprogrammen auf. Sie war eine Verfechterin des Sozialismus.

Thereseweg

Nienstedten, seit 1932. Frei gewählter Name

Theresestiege

Uhlenhorst, seit 1846. Conradine Therese geb. Sievert. Ehefrau des Miteigentümers der Uhlenhorst, Dr. August Abendroth. (1805 – 1874)

Thürestraße

Niendorf, seit 1982. Magda und Paul. Lehrerin, Politikerin (KPD),

Mitglied der Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen. Motivgruppe: Opfer des Nationalsozialismus. Magda Thürey geb. Bär: (4.3.1899 Hamburg – 17.7.1945 Hamburg). Paul Thürey: (16.7.1903 – 26.6.1944, enthauptet im Untersuchungsgefängnis Hamburg)

Verbrachte ihre Kindheit mit ihrem Bruder Curt im Hamburger Stadtteil Harvestehude und besuchte das Emilie-Wüstenfeld-Lyzeum. Die Mutter kam aus einer Großkaufmannsfamilie. Der Vater, aus einer Arbeiterfamilie stammend, war Kapitän und verstarb kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Von 1914 bis 1919 studierte Magda Thürey am Lehrerseminar Hohe Weide im Stadtteil Eimsbüttel. Magda Thürey arbeitete in der Wandervogelbewegung und bei der Freideutschen Jugend mit. Zudem war sie ein künstlerischer Mensch und schloss sich in der Studienzeit bohém-artigen Kreisen junger Menschen mit kommunistischen Ideen an. In den Jahren 1919 bis 1933 unterrichtete sie Volksschulklassen an den Schulen Lutterothstraße Nr. 80 und Methfesselstraße Nr. 28. Außerdem trat sie der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens bei. Anfang der 20er Jahre wurde Magda Thürey Mitglied der KPD und war kurz vor 1933 zeitweilig für ihre Partei in der Hamburgischen Bürgerschaft als Spezialistin für Schulfragen tätig. 1933 wurde sie von den Nazis sofort ohne jeglichen finanziellen Ausgleich aus dem Schuldienst entlassen, denn Paragraph 2 des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ verbot BeamtInnen eine Mitgliedschaft in der KPD.

Magda Thürey heiratete ihren langjährigen Freund Paul Thürey. Zu dieser Zeit war er bereits arbeitslos. Um sich eine Existenz aufzubauen, kauften die Eheleute von ihren Ersparnissen ein Seifengeschäft in der Osterstraße im Stadtteil Eimsbüttel, wel-

ches sie später in die Eimsbüttler Emilienstraße Nr. 30 verlegten. Als Paul Thürey 1939 in den Conz-Elektromotoren-Werken, einem Rüstungsbetrieb, Arbeit fand, führte Magda den Laden allein weiter, der seit Beginn des Nationalsozialismus für die KPD zu einem Treffpunkt für ihre illegale Arbeit geworden war. Nach dem Beginn des Zweiten Weltkrieges fungierte der Laden insbesondere als wichtige Verbindungsstelle für die kommunistische Bästlein-Jacob-Abshagen-Widerstandsgruppe. In Seifenkartons wurden Flugblätter und illegale Druckschriften versteckt; es fanden Treffs statt, bei denen Informationen ausgetauscht und neue Aktionen geplant wurden. 1942 nahm die Hamburger Gestapo Paul Thürey fest. Er wurde 1944 bei den Hamburger Kommunistenprozessen zum Tode verurteilt und am 26. Juni 1944 im Alter von 41 Jahren im Hamburger Untersuchungsgefängnis enthauptet. Magda Thürey wurde von der Gestapo am 30.10.1943 in „Schutzhäft“ genommen und ins Gefängnis Fuhlsbüttel gebracht.

Der Seifenladen wurde von der Gestapo zu einer Falle umfunktioniert, so dass es zu weiteren Verhaftungen kommunistischer Widerstandskämpfer und -kämpferinnen kam.

Magda Thürey litt seit ihrem 31sten Lebensjahr an Multipler Sklerose. Durch die Haftbedingungen verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand rapide. Aber erst nachdem sie fast völlig bewegungsunfähig geworden war, wurde sie 1944 in das Krankenhaus Langenhorn auf die Station für Nervenkrankte verlegt. Auch dort erhielt sie nicht die notwendige medizinische Versorgung. Magda Thüreys Bruder, ein Lehrer, der ebenfalls 1933 durch die Nazis aus dem Schuldienst entlassen worden war, konnte sie erst nach der Kapitulation Nazideutschlands aus der Gefangenschaft holen. Kurze Zeit später, am 17. Juli 1945, starb Magda Thürey im Alter von 46 Jahren. *Ingo Böhle*

Thusneldastraße

Stellingen, seit 1929. Tochter des Segestes, Gattin des Cheruskerfürsten Arminius

Ein Jahr nach ihrer Heirat mit dem Cheruskerfürsten Arminius (14 nach Christus) lieferte ihr Vater sie den Römern aus. Thusnelda wurde im Triumphzug des Germanicus mitgeführt. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt.

Tonistraße

Eilbek, umbenannt 1887. Früher Jungmannstraße. Mitglied der Familie von Carl Schomburgk. Vermutlich Sidonie = Toni, die Schwester des Architekten Schonburgk (Lüders) (geb. 1847 Hamburg – gest. 1895 Heiligenstadt)

Traunweg

Neuland, seit 1942, benannt nach Christian Justus Friedrich Traun. Ergänzt um die ebenso bedeutende Ehefrau Bertha Traun. Neuer Erläuterungstext: benannt nach dem Ehepaar (verh. v. 1818-1850) Christian Justus Friedrich T. (1804-1881), Fabrikant, Mitbegründer der unmittelbar westlich benachbarten späteren „New-York-Hamburger Gummiwaren Compagnie“, und Bertha T. (1818-1863), Vorkämpferin der Hamburger Frauenbewegung, Mitbegründerin diverser Frauenorganisationen

Die Tochter des reichen Stockfabrikanten H.C. Meyer war mit dem Kompagnon ihres Vaters, Christian Justus Traun, dem Mitbegründer der Harburger Gummi-Kamm-Comp. verheiratet. Über Geschäftsbeziehungen ihres Mannes zu Herrn Wüstenfeld lernte sie Emilie Wüstenfeld kennen. 1847 gründeten die beiden Frauen mit noch weiteren 30 Frauen den Frauenverein zur Unterstützung der Deutschkatholiken. Diese propagierten ein nicht an eine Konfession gebundenes, demokratisches Gemeindeleben. Hier erhielten auch Frauen Wahl- und Mitspracherecht, woran in den Amtskir-

chen nicht zu denken war. An exponierter Stelle stand der exkommunizierte Priester Johannes Ronge, der von Bertha Trauns fortschrittlich gesinntem Vater protegert wurde. Ronge trat auch für die Emanzipation der Frau ein.

Bertha Traun war auch Gründungsmitglied des Sozialen Vereins zur Ausglei-chung konfessioneller Unterschiede. Ebenso war sie am Zustandekommen der Hochschule für das weibliche Geschlecht beteiligt.

Bertha Traun fühlte sich von ihrem Mann nicht geliebt und als Ehefrau und Mutter nicht ausgefüllt. Sie verliebte sich in Johannes Ronge. Er erwiderte ihre Liebe und vertrat die gleichen Ansichten von der Emanzipation der Frau wie sie. Bertha Traun ließ sich scheiden und heiratete 1851 in London Johannes Ronge. Dorthin war das Paar mit dreien von Berthas sechs Kindern gezogen, nachdem in Deutschland der Druck der Reaktion auf die freien Gemeinden sich verstärkt hatte. In London richtete Bertha Ronge einen Kindergarten ein. Nachdem das Paar 1857 nach Manchester übersiedelt war, gründete Bertha Ronge das Manchester Fröbel Committee zur Verbreitung des Kindergartens und eine Ausbildungsstätte für Kindergärtnerinnen. 1861 kehrten die Ronges nach Deutschland zurück und zogen nach Breslau. Im selben Jahr initiierte Bertha Ronge dort eine Versammlung von Frauen, auf der sie die pädagogischen Vorstellungen Fröbels darlegte. Resultat dieser Versammlung war die Gründung eines Vereins, der die finanziellen Mittel für die Einrichtung von Kindergärten beschaffen wollte. Doch die Behörden wollten die Konzession für einen solchen Kindergarten nicht geben, in dem so viel „Unfug“ wie Radschlagen und Spielen betrieben wurde. Daraufhin entschloss sich Frau Ronge, eine Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen zu errichten. 1863 zog das Ehepaar Ronge nach Frankfurt am Main. Dort verstarb

Bertha Ronge zwei Jahre später, in den letzten Lebenswochen gepflegt von ihrer Freundin Emilie Wüstenfeld. Bertha Ronge wurde auf dem Hamburger Friedhof zu St. Petri neben ihrem ehemaligen Schwieger-vater beerdigt. Auch ihr erster Ehemann, der 18 Jahre nach Bertha Ronges Tod ebenfalls in Frankfurt am Main starb, erhielt seine letzte Ruhestätte neben seinem Vater und Bertha Ronge.

Als Bertha Ronges Sohn aus erster Ehe, der Senator Dr. Heinrich Traun, 1907 eine Grabstelle auf dem Ohlsdorfer Friedhof kaufte, ließ er 1908 seinen Großvater, seine Mutter und seinen Vater dorthin umbetten.

Unzerstraße

Altona, seit 1867, benannt nach Johann August Unzer (1727-1799), Arzt und Schriftsteller und seiner Frau Johanna Charlotte Unzer (1725-1782), Dichterin, und nach Johann Christoph Unzer (1747-1809), Arzt, Stadtphysikus, Dichter und nach Heinrich Friedrich Unzer (1783-1814), Arzt

Geboren in Halle an der Saale heiratete sie 1751 den Arzt Johann August Unzer. Er hatte bei ihrem Vater, einem Organisten und Komponisten, Musikunterricht erhalten.

Das Paar zog nach Altona und bekam zwei Kinder, die jedoch kurz nach der Geburt starben. Im Jahr ihrer Hochzeit erschienen unter Charlotte Unzers Namen eine Zusammenfassung und Erläuterung der damaligen Philosophie zugeschnitten auf das weibliche Geschlecht: „Grundriss einer Weltweibheit für das Frauenzimmer“ und „Grundriss einer natürlichen Historie und eigentlichen Naturlehre für das Frauenzimmer“.

Charlotte Unzers Bücher fanden ein großes Echo unter der Leserinnenschaft. Auch durch die Veröffentlichung ihrer Gedichte „Versuch in Scherzgedichten“, die teilweise anzüglich waren, erhielt sie große Popularität.

Charlotte Unzer war eine Vertreterin der Aufklärung und setzte sich für Frauenbildung ein.

Ursula-Querner-Straße

Bergedorf, seit 1985. Bildhauerin. Motivgruppe: Verdiente Frauen. (10.5.1921 Dresden – 23.6.1969 Hamburg)

1948 in Lübeck Meisterprüfung in Holzbildhauerei. 1946 bis 1949 Studium der Bildhauerei an der Landeskunstschule Hamburg bei Edwin Scharff. 1950 Atelier in Hamburg. 1952 Stipendium des Lichtwark-Preises Hamburg. 1953 Heirat mit dem Maler Claus Wallner. 1959 Rompreis (Villa Massimo). Wiederholte Aufenthalte in Italien. 1961 zusammen mit Claus Wallner Einrichtung eines Sommerateliers auf Ponza, einer kleinen italienischen Felseninsel. 1964 Edwin-Scharff-Preis der Freien und Hansestadt Hamburg. Werke von ihr befinden sich in der Kunsthalle Hamburg und in der Kunsthalle Rostock. Plastiken von ihr stehen auch auf Hamburger Plätzen, an Schulen, Kirchen und sonstigen Gebäuden. So die Bronzegruppen die „Bürger von Billstedt“, die Gruppe „Erlkönig“ in Neuwiedenthal, die „Twen-Gruppe“ in Rahlstedt und der „Taucher“ am Schwimmbad am Bondenwald in Niendorf. Nach ihrem Aufenthalt auf Ponza wurden drahtige Menschen ihre Lieblingsgegenstände bei der Gestaltung von Bronzen. Da sie eine begeisterte Taucherin war, modellierte sie Schwimmer und Taucher, so z. B. „Zwei Taucher“, „Auftauchender“, „Taucher mit Harpune“. Daneben schuf sie zerklüftete Torsen, bewegte Akte. Für die Hansestadt Hamburg schuf sie viele Plastiken, die heute auf öffentlichen Plätzen stehen. Ursula Querner hatte mit ihrem Mann zwei Kinder.

Uteweg

Rissen, seit 1951. Gestalt aus dem Nibelungenlied

Ute ist die Mutter Kriemhilds und der Burgundenkönige Gunther, Gernot und Gieselher. „Sie warnt ihre Kinder vergeblich vor den Folgen ihrer Handlungen; sie vermag die Träume, in denen sich die drohenden Gefahren ankündigen, zu deuten.“ (Annamarie und Wolfgang van Rinsum: Lexikon literarischer Gestalten. Stuttgart 1988.)

Wassermannpark

Schnelsen, seit 2003. H. Wassermann. 8-jährige Polin. Opfer des Nationalsozialismus. Kindermord in der Schule am Bullenhuser Damm (Geschwister-Witonski-Straße)

Werfelring

Bramfeld, seit 1961, benannt nach Franz Werfel. 2001/2002 ergänzt um die berühmte Ehefrau Alma Maria Mahler-Werfel. Neuer Erläuterungstext: benannt nach dem Ehepaar (verh. v. 1929-1945) Franz W. (1890-1945), Schriftsteller, und Alma Maria Mahler-W. (1879-1964), Komponistin und Musikschriftstellerin

Die ausgebildete Pianistin und Komponistin, Tochter des Wiener Malers Emil Schindler, heiratete 1902 den 19 Jahre älteren Komponisten und Dirigenten Gustav Mahler. Er verbot ihr schon während ihrer Verlobungszeit das Komponieren, ohne sich jemals mit ihren Kompositionen beschäftigt zu haben. Damit brach er ihre Schaffenskraft und sie komponierte fortan nie wieder. Nach dem Tod ihres Mannes 1911 verliebte sie sich in den Maler Oskar Kokoschka. Das Paar hatte eine dreijährige leidenschaftliche Beziehung. 1915 ging sie dann die Ehe mit dem Architekten Walter Gropius ein. Das Paar bekam zwei Kinder, die allerdings im Kindesalter starben. Fünf Jahre nach der Hochzeit mit Gropius ließ sich Alma Mahler scheiden.

1929 heiratete sie den Schriftsteller Franz Werfel, mit dem sie schon eine zehnjährige

Liebesbeziehung verband. Während der Zeit des Nationalsozialismus emigrierte das Paar 1938 über Frankreich und Spanien in die USA.

Nach dem Tod von Franz Werfel im Jahre 1945 übernahm Alma Mahler-Werfel die Verwaltung des künstlerischen Nachlasses ihres Mannes.

Wichernsweg

Hamm-Mitte, seit 1890, benannt nach dem Theologen Johann Hinrich Wichern, ergänzt 2001/2002 um die ebenso bedeutende Ehefrau Amanda Wichern. Neuer Erläuterungstext: benannt nach dem Ehepaar Johann Hinrich W. (1808-1881), Theologe, Gründer des Rauhen Hauses, und Amanda W. (1810-1888), Leitende Mitarbeiterin ihres Mannes

Nachdem Johann Hinrich Wichern 1833 mit seiner Mutter und seiner Schwester ins Rauhe Haus gezogen war, die ersten zwölf Jungen hier untergebracht worden waren und ein Jahr später bereits ein weiteres Haus gebaut worden war, wurden ab 1835 auch Mädchen im Rauhen Haus aufgenommen.

Im selben Jahr verlobte sich Johann Hinrich Wichern mit der Sonntagsschullehrerin Amanda Böhme. Sie heirateten, als das Vorsteherhaus errichtet war. Amanda Wichern unterstützte ihren Mann und leitete in seiner Abwesenheit das Rauhe Haus, ein Rettungshaus für verwaarloste Unterschichtskinder. Sie war auch für die aufgenommenen Mädchen und deren Arbeitsgebiete zuständig. Während des Aufbaus des Rauhen Hauses bekam das Ehepaar 9 Kinder.

Wiebkestieg

Rahlstedt, seit 1958. Wiebke Pogwisch: Gedicht von Detlev von Liliencron. Motivgruppe: Liliencron und Gestalten aus seinen Werken

Das Haupt des heiligen Johannes auf der Schüssel

Dei Gratia Domina,
Wiebke Pogwisch, Abbatissa,
Thront auf ihrem Fürstenstuhle
Vor dem adlichen Convent.

Heilwig Qualen, Mette Tynen,
Abel Rantzow, Geesche Ahlfeldt,
Barbe Wohnsfleth, Drud Rugmooren,
Benedicte Reventlow.

Diese Klosterfräulein lauschen
Sehr andächtig der Äbtissin,
Der Äbtissin Wiebke Pogwisch,
Dei gratia Dominae.

Vor den Schwestern auf der Schüssel,
Und die Schüssel war von Golde,
Liegt das Haupt Johannis des Täufers,
Schauderhaft aus Holz geschnitzt.

Eine Stiftung Isern Hinnerks,
Sohn von Geert, dem Großen Grafen.
Als er fromm geworden, schenkte
Isern Hinnerk diesen Kopf.

Doch er machte zur Bedingung,
Jedes Fräulein, das zur Nonne
Werden wollte, werden mußte,
Sollte küssen diesen Kopf.

Außerdem noch, wenn die Nonnen
Diesen Kopf behalten wollten,
Gab er sieben große Dörfer
An den adlichen Konvent.

Anfangs sträubten sich die Schwestern,
Gar zu scheußlich war das Schnitzwerk;
Doch die Schüssel ist von Golde,
Und die Dörfer bringen Zins.

Vor der Schüssel, vor den Frauen,
Auf den Marmorfliesen knieend,
Betet unter heißen Schauern,
Betet Caja von der Wisch.

Ihre jungen blauen Augen
Streifen jenes Haupt mit Grauen,
Und sie kann sie nimmer küssen,
Diese blutbemalte Stirn.

Immer lebt in ihr der Abend,
Als im Wald die Vögel sangen,
Als die holden blauen Augen
Küßte Detlev Gadendorp.

Wiebke Pogwisch, die Äbtissin,
Spricht zuerst mit milden Worten,
Redet dann in strengen, harten,
Hält ihr vor das Kruzifix.

Und mit totenblassem Antlitz,
Zögernd langsam geht das Mädchen,
Neigt den kleinen Mund zum Kuss,
Schallend klingt im Hof ein Huf.

Sporen klirren, Türen fallen,
Und die Treppe stürmt ein Ritter,
Vor den Schwestern beugt die Knie
Lächelnd Detlev Gadendorp.

Hat das Mädchen rasch im Arme,
Und zwei Ärmchen schlagen hastig
Sich um seinen starken Nacken –
Frei! Im Sattel ruht sie schon.

Steinerstarrt in ihren Sesseln
Sitzen stumm die Klosterfräulein,
Steinerstarrt auch die Äbtissin,
Dei gratia Domina.

Doch wie stets es noch gewesen,
Neugier macht ein Weib lebendig;
Um das Bogenfenster drängen
All die lieben Nönnelein.

Schauen in die Frühlingfelder,
Hören wie die Lerchen singen,
Fern am Waldesrand ein Hufblitz
Sendet letzten Gruß zurück.

Wilhelmine-Hundert-Weg

Bergedorf, seit 1995. Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus. Mitglied der Hamburger Widerstandsgruppe „Etter-Rose-Hampel-Gruppe“ (Erika-Etter-Kehre)

(4.7.1896 – am 8.5. 1945 für tot erklärt)

Sie wurde auf Betreiben der Hamburger Gestapo im April 1945 aus dem Frauenkonzentrationslager Ravensbrück in ein Arbeitskommando nach Oranienburg gebracht und dort umgebracht.

Wilhelminenbrücke

Altstadt, seit 1976

Die Brücke führt über das Kehrwiederfleet zur Straße „Am Sandtorkai“.

Wohlwillstraße

St. Pauli, seit 1948. Anna Wohlwill.

Langjährige Leiterin der Schule des Paulsenstiftes. (20.6.1841 Seesen/Harz – 30.12.1919 Hamburg)

Geboren als viertes von fünf Kindern des Lehrers an der Hamburger Stiftungsschule, einer jüdischen Stiftung, und späteren Direktors der Jacobsen-Schule in Seesen, Dr. Emanuel Wohlwill und seiner Ehefrau. Der Vater starb, als Anna Wohlwill 6 Jahre alt war. Frau Wohlwill zog daraufhin mit ihren Kindern nach Hamburg zurück und wohnte an der Alsterchaussee. Anna Wohlwill besuchte die Privatschule von Herrn Kröger. Dann erhielt sie mit einigen anderen Altersgenossinnen zwei Jahre Privatunterricht in Geschichte, Deutsch, Literatur, Naturwissenschaften und Mathematik. Außerdem wurde sie auch von ihren Brüdern Emil Wohlwill, dem späteren Naturwissenschaftler, der die „Norddeutsche Affinerie“

zu einem bedeutenden Unternehmen entwickelte, und Adolf Wohlwill, dem späteren Professor für Geschichte, unterrichtet. Da es zu ihrer Zeit noch keine Lehrerinnenbildungsanstalten in Hamburg gab, stand sie, ohne jemals eine Prüfung abgelegt zu haben, seit ihrem 15. Lebensjahr vor den Kindern, die Johanna Goldschmidt und Amalie Westendarp im Fröbelverein und im späteren Paulsen-Stift aufnahmen, um ihnen eine gute Erziehung und Elementarkenntnisse zu vermitteln. Es waren die Kinder der Armen, für die es damals noch keine staatliche Schule gab. Als sie am 3.11.1866, erst 25 Jahre alt, mit der Leitung der Schule des Paulsenstiftes betraut wurde, stellte sie ihre ganze Kraft in den Dienst der Anstalt, die von nun an eine Entwicklung von der Armenschule bis zur zehnstufigen höheren Mädchenschule durchmachte. Die Schule war bereits 1866 keine reine Armenschule mehr. Zu den aus den Kursen übernommenen Fächern kamen naturwissenschaftlicher Anschauungsunterricht und Englisch hinzu, 1867 Gymnastikunterricht, 1868 Pflichtenlehre, 1869 Maschinennähen und 1870 Französisch. Schon 1866 und 1867 wurden die Lehrerinnenbücherei, die Zeitschriftensammlung und die Schülerinnenbücherei angelegt. Als der Staat 1871 siebenstufige Mädchen-Volksschulen errichtete, verfolgte er einfacheren Lehrziele als die der Schule des Paulsenstifts. 1880 hatte diese acht Klassen mit 369 Kindern. Durch stete Verbesserung der Lehrweise erfüllte die Schule in acht Jahren die Anforderungen der damaligen neunjährigen höheren Mädchenschule. 1881 verfügte die Oberschulbehörde, dass die Schule in die Sektion für höhere Schulen aufgenommen wurde. Die endgültige Anerkennung als höhere Mädchenschule erhielt die Schule 1893, als sie aus Platzmangel in die Bülastraße 20 auf ein staatliches Grundstück gezogen war. Mit der Anerkennung als höhere Mädchenschule

wurde die Schule des Paulsenstiftes „halböffentlich“ – sie diente nun als Ersatz für eine fehlende staatliche höhere Mädchenschule. Auch wurde eine Freistellungsstiftung für begabte Kinder aus ärmeren Familien gegründet. Die Stiftung vergab 20 ganze und 50 halbe Freistellen. 1906 bekam sie anlässlich des 40. Dienstjubiläums von Anna Wohlwill 25.000 MK aus den Schulerparnissen. Zugleich erhielt sie den Namen Anna-Wohlwill-Stiftung.

Ostern 1894 war die Schule eine neunstufige Anstalt mit 562 Schülerinnen in vierzehn Klassen; zwei Jahre später, 1896, hatte sie in siebzehn Klassen 760 Schülerinnen, und 1908 konnte das zehnte Schuljahr „eingeweiht“ werden.

Von Anfang an kümmerte sich die Schule um die Ferienerholung ihrer stärkungsbedürftigen und armen Schülerinnen. Man suchte für sie Unterkünfte bei Bauern in der Umgebung Hamburgs und zahlte das Entgelt dafür. 1882 wurde für diese Zwecke die Ferienstiftung der Schule des Paulsenstiftes gegründet. 47 Schülerinnen fuhren nach vorheriger ärztlicher Untersuchung zur Erholung aufs Land. Da jedoch nicht jede Unterkunft bei einem Bauern vorbildlich war, wollte die Schule ein eigenes Heim gründen. Am 7. 6.1896 konnte dieser Plan realisiert werden, denn Frau Laura Beit hatte dem Paulsenstift ein Ferienerholungsheim am Timmendorfer Strand gestiftet. Es wurde „Olgaheim“ genannt, nach der verstorbenen Tochter der Stifterin. 1906, anlässlich ihres 50jährigen Lehrerinnenjubiläums, verlieh der Senat Anna Wohlwill eine goldene Denkmünze, die damit zum ersten Mal einer Frau zuteil wurde. Am 1.4.1911 wurde Anna Wohlwill im Alter von 70 Jahren pensioniert und übergab die Leitung der Schule an Hanna Glinzer. Obwohl sie erblindet war, blieb Anna Wohlwill im Schulvorstand und erteilte weiterhin Unterricht in sozialer Hilfstätigkeit.

Außerdem förderte sie die Waldschulidee und richtete zusammen mit ihrer Freundin Agnes Wolffson (Agnes-Wolffson-Straße) in der ersten Woche nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine Kriegsküche im Keller des Schulhauses ein. Nach ihrem Tode wurde die an der Lehrerfortbildungsanstalt entlangführende Straße nach ihr benannt. Als 1936/37 das Staatsamt und das Ingenieurwesen Vorschläge zur Umbenennung der nach Juden und Marxisten benannten Straßen machen sollten, schlugen sie Johann-Klefeker-Straße vor. Dazu ihre Erklärung: „Nach ihm war früher (1801) eine Straße benannt worden, die aber in einen üblen Ruf kam durch die Ansiedlung von Dirnen; später (1922) wurde sie umbenannt in ‚Mauerstraße‘. Vor kurzem hat nun ein unmittelbarer Nachkomme von Johann Klefeker, der Oberst Professor S. Klefeker, Direktor der Deutschen Heeresbücherei in Berlin und Schöpfer des Büchereiwesens des Reichsheeres, den Antrag gestellt, den Namen Johann Klefeker durch Benennung einer Straße nach ihm wieder zu Ehren zu bringen. Da der Syndikus Johann Klefeker sich seinerzeit um Hamburg sehr verdient gemacht hat, und zwar im diplomatischen Dienst als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, soll dieser Bitte entsprochen werden.“ Der Bitte wurde nicht entsprochen: „Auf Grund des Erlasses des Reichsministers des Inneren vom 27. Juli 1938 über jüdische Straßennamen“ wurde die Anna-Wohlwill-Straße in Felix-Dahn-Straße umbenannt. (Siehe weiteres dazu im Kapitel „Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit“.) Nach Anna Wohlwill wurde drei Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg wieder eine Straße benannt, diesmal im Stadtteil St. Pauli.

Wuthenowstraße

Jenfeld, seit 1947. Alwine Wuthenow geb. Balthasar, Pseudonym: Annmariek

Schulden. Niederdeutsche Schriftstellerin aus Pommern (16.9.1820 Neuenkirchen b. Greifswald – 8.1.1908 Greifswald)

Vater Pastor, später Superintendent in Gützkow. 1843 heiratete Alwine Balthasar den Bürgermeister von Gützkow. Alwine Wuthenow war eine plattdeutsche Dichterin, veröffentlichte zunächst in Fritz Reuters Unterhaltungsblatt plattdeutsche Gedichte. Lebte zeitweise in einer Heilanstalt.

Yvonne-Mewes-Weg

Alsterdorf, seit 1985. Lehrerin, leistete, ohne einer Widerstandsgruppe anzugehören, Widerstand. Motivgruppe: Verfolgte des Nationalsozialismus und Terroropfer. (22.2.1900 Karlsruhe – 6.1.1945 im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück)
Kam 1920 als 20jährige mit ihren Eltern (Zahnarztfamilie) nach Hamburg, studierte hier und wurde 1927, im Alter von 27 Jahren, Studienassessorin an der damals noch privaten evangelischen Heilwigschule in der Isestraße. Yvonne Mewes war Lehrerin für Deutsch, Französisch und Englisch. 1938 wurde sie auf eigenen Wunsch in den öffentlichen Schuldienst übernommen und wechselte an die Schule Curschmannstraße. Hier erlebte sie die Zwänge des NS-Schulalltags. 1942 kam Yvonne Mewes der Aufforderung der Schulbehörde, als Lehrerin in der Kinderlandverschickung zu arbeiten, nicht nach. Sie befürchtete, dass die Kinder dort durch die NSDAP und die Hitlerjugend stark beeinflusst würden und sie als Lehrerin über ihre Unterrichtsgestaltung nicht frei entscheiden könne. Daraufhin wurde sie mehrfach versetzt, zunächst an die Schule Caspar-Voght-Straße und dann zurück an die Heilwigschule. 1943 wurde Yvonne Mewes ausgebombt. Sie zog zu ihrer Schwester nach Passau und unterrichtete dort. Die Hamburger Schulbehörde forderte sie mehrere Male vergeblich auf zurückzukommen. Als sie schließlich zurück-

kehrte, kam sie an die Walddörfer-Oberschule für Mädchen, später wieder an die Heilwigschule. 1943 kam sie der erneuten Aufforderung zum Einsatz in der Kinderlandverschickung schließlich nach.

Seit sie in Passau gewesen war, hatte sie vergeblich um ihre Entlassung aus dem Schuldienst gebeten. Am 15.7.1944 reichte sie schließlich die Kündigung ein. Sie wurde mit der Begründung des Lehrerberarfs abgewiesen. Gleichzeitig wandte sich die Schulbehörde an den Reichsstatthalter Karl Kaufmann mit der Bitte, ein Exempel zu statuieren, da es sich hier um eine Art von Arbeitsverweigerung handele. Ein Kündigungsgesuch war keine strafbare Handlung, um aber Yvonne Mewes trotzdem belangen zu können, dachte sich die Schulbehörde einen raffinierten Plan aus: Yvonne Mewes sollte der Parteikreisleitung zur Flieger-schadens-Beseitigung zugewiesen werden und in der Flickstube der NS-Frauenschaft arbeiten. Man hoffte, dass sie diese Arbeit verweigern würde und man sie daraufhin gerichtlich belangen könnte. Aber Yvonne Mewes tappte nicht in die ihr gestellte Falle. Sie nahm den Dienst an. Daraufhin übergab die Schulbehörde den Fall Mewes an die Gestapo. Dabei stützte sie sich ausdrücklich auf eine Beurteilung des Schulleiters von Yvonne Mewes, Dr. Hans Lüthje, der sie 1943 in einem Brief an die Schulbehörde folgendermaßen charakterisiert hatte: „Ein bis zum Fanatismus wahrheitsliebender Mensch, der keine Bindung anerkennt und anerkennen will, sich rücksichtslos gegen alles stemmt, was nach Zwang aussieht, sich nach allen Kräften gegen die notwendigen Anforderungen der Gemeinschaft sträubt. Sie ist alles in allem der Prototyp eines Individualisten, in ihre Ideen verrannt, schwer, wenn überhaupt, belehrbar und anderen Gedanken kaum zugänglich.“ (Herbert Diercks: Friedhof Ohlsdorf. Hamburg 1992.) Die Gestapo brachte

Yvonne Mewes in die Gestapo-Haftanstalt Fuhlshüttel, wo sie starken Schikanen ausgesetzt war. So musste sie längere Zeit in Dunkelhaft sitzen und bekam in dieser Zeit auch keine Nahrung. Weder die Haftrichter noch die Staatsanwaltschaft stellten bei Yvonne Mewes ein strafbares Verhalten fest. Die Schulbehörde bestand aber auf einer strengen Verwarnung und Belehrung, anderenfalls wollte sie an der Übergabe Yvonne Mewes' an die Gestapo festhalten. Als die verantwortlichen Beamten der Schulbehörde dann doch allmählich Skrupel bekamen, war es zu spät: die Gestapo hatte Yvonne Mewes bereits in ihren Händen. Einen Tag vor Weihnachten 1944 wurde sie ins KZ Ravensbrück gebracht. Dort starb sie am 6.1.1945 an Hungertypus.

Zassenhausweg

Iserbrook, seit 2007. Nach Hiltgunt Zassenhaus (10.7.1916 Hamburg - 20.11.2004 Baltimore), Dolmetscherin für skandinavische Sprachen, Ärztin, betreute während des Zweiten Weltkrieges in Hamburg zahlreiche skandinavische Kriegsgefangene und genoss in diesen Ländern hohe Anerkennung, seit 1986 Trägerin der Hamburgischen Ehren-denkmünze in Gold, seit 1990 Ehrensensatorin der Universität Hamburg, Gegnerin des Nationalsozialismus

Aufgewachsen in einer Familie des Bildungsbürgertums (der Vater Direktor einer höheren Mädchenschule; als Historiker Anthologie über Albert Schweitzer) ging Hiltgunt Margret Zassenhaus nach dem Abitur 1935 für achtzehn Monate nach Dänemark. Anschließend studierte sie an der Hamburger Universität Skandinavistik und wurde 1938 Diplom-Übersetzerin für skandinavische Sprachen.

1938 bekam Hiltgunt Zassenhaus eine Anstellung bei der Hamburger Briefprüfstelle. Sie sollte nach Kriegsbeginn alle ins Aus-

land gehenden Briefe prüfen. So sollte sie Briefe von polnischen Juden aus den Ghettos vernichten, wenn darin Bitten um Essen und Kleidung geäußert wurden. Hiltgunt Zassenhaus schmuggelte die Briefe heimlich an die Adressaten.

Als norwegische und dänische Gefangene ins Zuchthaus Hamburg Fuhlsbüttel gebracht wurden, wurde Hiltgunt Zassenhaus als Dolmetscherin zur Besuchsüberwachung und Briefzensur von 1.254 norwegischen und dänischen Gefangenen verpflichtet. Hiltgunt Zassenhaus unterstützte heimlich die Gefangenen. Sie brachte nicht nur unter Lebensgefahr den Gefangenen Lebensmittel, Briefe und Medikamente ins Zuchthaus, sondern betreute in einem beispiellosen Einsatz „ihre“ Gefangenen weiter, als sie in andere Gefängnisse verlegt wurden.

Hiltgunt Zassenhaus, die 1943 mit einem Medizinstudium begann, erarbeitete auch eine Geheimkartei, die Namen und Informationen von über 1000 dänischen und norwegischen Gefangenen enthielt. Als bei Kriegsende die Gefahr drohte, dass die Gefangenen ermordet werden, übermittelte sie dem schwedischen Roten Kreuz ihre geheime Kartei. Dank dieser Kenntnisse konnte Graf Folke Bernadotte diese gefangenen Norweger und Dänen in letzter Minute aus Deutschland herausholen.

Nach Kriegsende setzte Hiltgunt Zassenhaus ihr Medizinstudium fort. 1952 emigrierte sie in die USA und eröffnete eine Praxis in Baltimore.

Ihr Buch „Ein Baum blüht im November“, in dem sie ihre Erinnerungen aufzeichnete ist ein Dokument der Menschlichkeit und Zivilcourage. Es erhielt 1981 den Evangelischen Buchpreis.

Anlässlich der Verleihung der Hamburgischen Ehrenedelmünze in Gold an Hiltgunt Zassenhaus am 24. Januar 1986 hielt

sie eine ergreifende Rede. Daraus folgende Zitate:

„Ich erinnere, wie meine Mutter uns die Worte Albert Schweitzers von der Ehrfurcht vor dem Leben erklärte. Doch fand ich damals die Geschichte von dem Tanz um das goldene Kalb so viel spannender und verstand noch nicht, warum mein Vater uns anschließend gefragt hatte: ‚Seht Ihr nun, dass wir den Mut haben müssen, uns unseres eigenen Verstandes zu bedienen?‘ (...) Noch etwas bleibt mir unvergessen: Wenn immer ich versuchte zu helfen, wurde mir geholfen: In jenen Jahren erfuhr ich, welch ungeahnte Kräfte in uns wohnen, wenn wir nur klar erkennen, welchen Weg wir gehen müssen. Schon bald nach dem Krieg verließ ich Deutschland, und oft hat man mich gefragt, warum: Ich wollte einen neuen Anfang. Ich musste vergessen, was ich so unmittelbar erlebt hatte an sinnlosem Leid und Sterben, ja – und auch an menschlichem Versagen! Doch bald schon verstand ich, dass meine Lehrzeit nicht zu Ende war. Ich erfuhr nun, dass Hitler nicht mehr lebte, dass aber sein Geist – oder richtiger – sein Ungeist nicht ausschließlich ein deutsches Phänomen gewesen ist. Man findet es überall in dieser Welt, wo immer wir Herz und Sinn verschließen und Mauern errichten aus Hass, Vorurteilen, Unwissenheit und vor allem aus Gleichgültigkeit.

Ich persönlich kann auch heute nur der Stimme meines Gewissens folgen bei der Suche nach einem Weg zur friedlichen Co-Existenz unserer Menschheits-Familie. Ich kam als Deutsche auf die Welt, und jetzt bin ich Amerikanerin, aber die Staatsbürgerschaft meiner Wahl ist es, ein Mensch zu sein.

Die großen unvergessenen Augenblicke des Lebens sind die, in denen wir zueinander finden. Dazu muss ich Ihnen von einem Erlebnis berichten aus der Zeit, der wir heute

hier gedenken. Ich hörte davon an einem Weihnachtstag mitten im Krieg, als ich norwegische Gefangene im Zuchthaus besuchte. Einer der Norweger teilte seine Zelle mit einem anderen Gefangenen; der hatte einen gelben Stern auf seiner Zuchthaustracht, denn er war Jude. Sonst unterschied sie nichts; sie waren von unbestimmbarem Alter, das Gesicht von Hungerödemen geschwollen und die Beine voller Geschwüre, so dass sie kaum gehen konnten.

Es war Heiligabend; sie saßen eingeschlossen in ihrer Zelle und warteten, denn heute an diesem besonderen Tage würde es eine Extra-Scheibe Brot geben! Endlich ging die Klappe herunter, doch hindurch kommen nicht zwei Scheiben, sondern nur eine, und dazu die Stimme des Gefängnisbeamten: ‚Also die ist für Dich, Norweger. Der Jude bekommt nichts. Der hat Deinen Jesus umgebracht!‘ Die Klappe geht zu – und in der Stille des Heiligabends nimmt der Norweger seine Scheibe Brot, bricht sie in zwei Hälften und teilt sie mit dem Gefangenen mit dem gelben Stern. Der bricht in Tränen aus und fragt: ‚Warum gibst Du mir das?‘ Der Norweger antwortet: ‚Weil Du mein Bruder bist‘.

Ich glaube, das ist der Weg, den wir als Menschen gehen müssen. Es kann dem Staat nicht überlassen bleiben, was in uns selbst wachsen muss. Zu oft glauben wir, dass wir als einzelne machtlos sind, wo ich doch weiß aus eigenem Erleben, dass letztlich unsere Gedanken und unser Tun die Geschichte der Menschheit schreiben. In jedem von uns sind ungeahnte Möglichkeiten zum Guten oder zum Bösen. Es ist an uns zu entscheiden, ob wir sie in den Dienst des Lebens stellen.“

Zweite Luisenbrücke

Hamm-Süd, seit 1930, siehe Luisenweg

Die Brücke führt beim Luisenweg über den Südkanal.

Zylberbergstieg

Schnelsen, seit 1992. Ruchla Zylberberg. 9jährige Polin aus Zawichost. Opfer des Nationalsozialismus. Kindermord in der Schule am Bullenhuser Damm (Geschwister-Witonski-Straße)

Tochter eines Schuhmachers. Er flüchtete vor den Deutschen nach Russland und wollte seine Familie nachholen, aber die Einwanderungserlaubnis erreichte die Familie zu spät.

Die Mutter kam mit ihren beiden Töchtern nach Auschwitz, wo sie und die jüngere Tochter ermordet wurden. Ruchla wurde ins KZ Neuengamme gebracht. Nach dem Krieg suchte der Vater seine Familie. Er wanderte nach Deutschland und dann in die USA aus.

Zylberbergstraße

Schnelsen, seit 1992. Siehe Zylberbergstieg

Auflistung der Straßennamen nach Stadtteilen

in der Reihenfolge der Benennungsjahre

Altona:

Kleine Marienstraße, Anna Maria Eiffler, vor 1737
Paulinenallee, Schwägerin d. Geländebesitzers, 1863
Unzerstraße, 1867 auch nach der Dichterin Charlotte Unzer, 2001
Helenenstraße, Helene Donner, Etatsrätin, 1893
Hexenberg, Flurname, 1950
Suttnerstraße, Bertha, Pazifistin, Schriftstellerin, 1950
Helenenstieg, Helene Donner, Etatsrätin, 1953
Louise-Schroeder-Straße, Politikerin, 1960

Altstadt:

Katharinenbrücke, nach der Heiligen K., 13. Jhd.
Katharinenstraße, nach der Patronin der St. Katharinen-Kirche, 14. Jhd.
Katharinenkirchhof, nach dem Kirchhof der St. Katharinen-Kirche, 15. Jhd.
Gertrudenkirchhof, Weg am Kirchhof, 18. Jhd.
Bei St. Annen, nach der St. Annen-Kapelle, 1869
St. Annenbrücke, siehe „Bei St. Annen“, 1881
Jungfernbrücke, ohne Bezug, 1887
St. Annenufer, nach der Uferstraße am St. Annenfleet, 1890
Jungfernstieg, 1931
Gertrudenstraße, Patronin der St. Gertrud-Kapelle, 1943
Katharinenfleet, nach dem Katharinenfleet, 1960

Wilhelminenbrücke, 1976
Ida-Ehre-Platz, Schauspielerin, Prinzipalin, 2000

Alsterdorf:

Julia-Cohn-Weg, jüd. Opfer des NS, 1985
Irma-Sperling-Weg, Euthanasieopfer des NS, 1985
Yvonne-Mewes-Weg, Gegnerin des NS-Regimes, 1985
Gertrud-Pardo-Weg, jüd. Opfer des NS, 1985
Elsa-Bauer-Weg, jüd. Opfer des NS, 1985
Dorothea-Kasten-Straße, Euthanasieopfer des NS, 1993
Elisabeth-Flügge-Straße, Schulleiterin, Gegnerin des NS-Regimes, 2002

Bahrenfeld:

Augustenhöh, Frau d. Grundeigentümers, 1892
Julienstraße, Frau v. Th. Gayen, 1898
Reichardtstraße, 1929, auch nach Luise R., Komponistin, 2001/2002
Lise-Meitner-Park, Kernphysikerin, 1997
Amália-Rodrigues-Weg, Fadosängerin, 2003

Barmbek-Nord:

Arnemannweg, Mathilde A., Wohltäterin, 1930
Marianne-Wolff-Weg, Wohltäterin, 1930
Amalie-Schoppe-Weg, Schriftstellerin u. Gönnerin Hebbels, 1930
Rudolphiplatz, Pädagogin, 1930
Elise-Lensing-Weg, Freundin Hebbels, 1948
Amalie-Dietrich-Stieg, Botanikerin, 1968

Barmbek-Süd:

Berthastraße, Tochter d. Grundeigentümers, 1866
Schumannstraße, 1876, auch nach Clara S., Komponistin, 2001/02
Elsastraße, frei gewählter Name, 1886

Elfriede-Lohse-Wächtler-Weg, 2008
Erika-Mann-Bogen, 2006
Grete-Zabe-Weg, 2008
Ortrudstraße, aus R. Wagners „Lohengrin“,
1904
Sentastraße, aus R. Wagners „Der Fliegen-
de Holländer“, 1904

Bergedorf:

Eva-König-Bogen, verheiratet in zweiter
Ehe mit Gotthold Ephraim Lessing,
Fabrikantin, 2003
Ida-Boy-Ed-Straße, Schriftstellerin, 1927
Augustastraße, Frau d. Grundstückseigen-
tümers, vor 1936
Elisabeth-Thomann-Weg, Heimat-
dichterin, 1949
Rahel-Varnhagen-Weg, Schriftstellerin,
1984
Henriette-Herz-Ring, Schriftstellerin, 1984
Henriette-Herz-Garten, dito
Gertrud-Werner-Weg, Hebamme, 1984
Gertrud-Bäumer-Stieg, Frauenrechtlerin,
Pädagogin, 1984
Fanny-Lewald-Ring, Schriftstellerin, 1984
Erna-Mohr-Kehre, Zoologin, 1984
Ebner-Eschenbach-Weg, Marie von E.,
Schriftstellerin, 1984
Anna-Siemsen-Gang, Frauenrechtlerin,
Pädagogin, 1984
Anita-Rée-Straße, Malerin, 1984
Ursula-Querner-Straße, Bildhauerin, 1985
Therese-Giehse-Bogen, Schauspielerin,
1985
Ricarda-Huch-Ring, Schriftstellerin, 1985
Erika-Etter-Kehre, Widerstandskämpferin,
1985
Del-Banco-Kehre, G. D., Malerin, 1985
Gordonkehre, Klara D., Oberin des Israeli-
tischen Krankenhauses, 1985
Agnes-Wolffson-Straße, Wohltäterin, 1985
Mary-Marcus-Kehre, Direktorin der
Israelitischen Töchterschule, 1985
Lisbeth-Bruhn-Straße, Widerstands-
kämpferin, 1985

Lucie-Suhling-Weg, Widerstands-
kämpferin, 1985
Marie-Fiering-Kehre, Widerstands-
kämpferin, 1985
Luise-Otto-Peters-Weg, Publizistin,
Frauenrechtlerin, 1985
Lily-Braun-Straße, Schriftstellerin,
Frauenrechtlerin, 1985
Otilie-Baader-Straße, Führerin der
proletarischen Frauenbewegung, 1985
Hilda-Monte-Weg, Widerstandskämpferin,
Schriftstellerin, 1986
Marta-Damkowski-Kehre, Widerstands-
kämpferin, Politikerin, 1986
Helene-Heyckendorf-Kehre,
Widerstandskämpferin, 1987
Auguste-Schmidt-Weg, Frauenrechtlerin,
1987
Annemarie-Ladewig-Kehre, Widerstands-
kämpferin, 1987
Erna-Behling-Kehre, Widerstands-
kämpferin, 1987
Gertrud-Seele-Kehre, Gegnerin des NS-
Regimes, 1987
Fanny-Elßler-Bogen, Tänzerin, 1987
Maria-Terwiel-Kehre, Widerstands-
kämpferin, 1987
Lilo-Gloeden-Kehre, Gegnerin des NS-
Regimes, 1987
Elisabeth-von-Thadden-Kehre, Gegnerin
des NS-Regimes, 1987
Rosa-Schapiro-Weg, Kunsthistorikerin,
1989
Elly-Heuss-Knapp-Ring, Politikerin,
Gründerin des Müttergenesungs-
werkes, 1991
Jeanette-Wolff-Ring, Widerstands-
kämpferin, 1992
Anna-von-Gierke-Ring, Kinderfürsorgerin,
Mitglied d. Nationalversammlung,
1992
Edith-Stein-Platz, Philosophin,
Karmeliterin, 1993
Margit-Zinke-Straße, Widerstands-
kämpferin, 1995

Margarete-Mrosek-Bogen, Gegnerin des NS-Regimes, 1995
Marie-Henning-Weg, Politikerin, Verfolgte des NS, 1995
Wilhelmine-Hundert-Weg, Widerstandskämpferin, 1995
Catharina-Fellendorf-Straße, Widerstandskämpferin, 1995
Liesbeth-Rose-Stieg, Widerstandskämpferin, 1995
Sophie-Schoop-Weg, jüd. Opfer des NS, 1995
Käte-Latzke-Weg, Widerstandskämpferin, 1996

Bergstedt:

Klabundeweg, 1962, auch nach Clara K., Gerichtspräsidentin, 2001/02

Billstedt:

Annaberg, frei gewählter Name, vor 1938
Luisenhofstieg, Tochter d. Besitzers, 1948
Meriandamm, 1948, auch nach Sibylla M. Naturforscherin, 2001/02
Sterntalerstraße, Märchen, 1952
Schneewittchenweg, Märchen, 1952
Rotkäppchenweg, Märchen, 1952
Rosenrotweg, Märchen, 1952
Gänselieselweg, Märchen, 1952
Aschenputtelstraße, Märchen, 1952
Kollwitzring, Käthe K., Malerin, 1971
Münterweg, Gabriele M., Malerin, 1971

Billwerder:

Luxweg, Frieda L., Frauenbeweg., Leit. d. Arbeiterwohlfahrt, 1956

Blankenese:

Auguste-Baur-Straße, Wohltäterin, vor 1903
Marienhöhe, Gut Marienhöh, 1928
Charitas-Bischoff-Treppe, Schriftstellerin, 1928
Anna-Hollmann-Weg, literarische Gestalt, 1942

Anne-Frank-Straße, jüd. Opfer des NS, 1986

Borgfelde:

Elise-Averdieck-Straße, Leit. d. Diakonissenhauses „Bethesda“, 1896

Bramfeld:

Herthastraße, Tochter des Bauern Siemers, um 1887
Werfelring, 1961, auch nach Alma Mahler-Werfel, Komponistin, Musikschritstellerin, 2001/02

Eidelstedt:

Antonie-Möbis-Weg, Widerstandskämpferin, Mitgl. d. Bürgerschaft, 1991
Nyswanderweg, Marie, amerikan. Spezialistin f. Methadontherapie, 1994

Eilbek:

Evastraße, frei gewählter Name, 1887
Tonistraße, Mitgl. Familie Schomburgk, 1887
Schlegelweg, 1904, auch nach Caroline Schlegel-Schelling, Schriftstellerin, 2001/02
Monikastraße, frei gewählter Name, 1957

Eimsbüttel:

Sophienallee, Frau d. Grundbesitzers, 1863
Henriettenstraße, Tochter des Geländebesitzers, 1865
Emilienstraße, Tochter des Geländebesitzers, 1865
Charlottenstraße, Verwandte (Tochter oder Schwiegermutter) des Grundstücksbesitzers, 1865
Amandastraße, frei gewählter Name, 1865
Marthastraße, Schwägerin des Geländebesitzers, 1870
Margaretenstraße, Frau d. Geländevorbesitzers, 1870

Agathenstrabe, frei gewahlter Name,
1899

Heymannstrabe, Lida Gustava H.,
Frauenrechtlerin, 1950

Henriettenweg, Tochter des Gelände-
besitzers, 1961

Else-Rauch-Platz, jüd. Opfer des NS,
1995

Fanny-Mendelssohn-Platz,
Komponistin und Pianistin,
2004

Eiendorf:

Hanne-Darboven-Ring, Konzeptkunstlerin
2011

Eppendorf:

Geschwister-Scholl-Straße, auch nach
Sophie Sch., GegnerIn des
NS-Regimes, 1947

Marie-Jonas-Platz, Dr. Marie Anne J.,
jüd. Opfer des NS, 2009

Farmsen-Berne:

Am Luisenhof, landwirtschaftl. Betrieb,
1927

Finkenwerder:

Poppenriehl, Wasserloch der Meta Popp,
1933

Cilli-Cohrs-Weg, Gestalt aus Gorch Fock,
1941

Fuhlsbüttel:

Angelikaweg, frei gewahlter Name, 1946

Helgaweg, frei gewahlter Name, 1946

Elfriedenweg, frei gewahlter Name, 1946

Mariannenweg, frei gewahlter Name, 1946

Hildegardweg, frei gewahlter Name, 1951

Giselaweg, frei gewahlter Name, 1951

Juttaweg, frei gewahlter Name, 1961

Groß Borstel:

Reitzeweg, Johanne R.,
Reichstagsabgeordnete (SPD), 1951

Katharina-Jacob-Weg, Widerstands-
kämpferin, 1992

Geschwister-Beschütz-Bogen, jüd. Opfer
des NS, 1993

Groß Flottbek:

Bertha-Uhl-Kamp, Direktorin eines
Lyzeums, 1979

Hamm-Mitte:

Luisenweg, Tochter d. Senators
Großmann, 1865

Wichernsweg, 1890, auch nach Amanda
W., leitende Mitarbeiterin ihres Man-
nes, 2001/02

Erste Luisenbrucke, Tochter d. Senators
P. H. U. Großmann, 1930

Hamm-Nord:

Marienthaler Straße, nach dem Witwensitz
der Baronin von Kielmannsegg, 1899

Am Elisabethgeholz, Tochter v. Dr. Karl
Sieveking, 1924

Hamm-Süd:

Zweite Luisenbrucke, 1930

Harburg:

Marienstraße, nach Krankenhaus
„Marienstift“, 1860

Amalienstraße, Frau eines Kaufmanns,
1875

Harvestehude:

Sophienterrasse, Ehefrau d.
Gelandevorbesitzers, 1861

Innocentiastrae, Nonne oder Papst
Innocenz IV., 1870

Heilwigstraße, Gemahlin des Grafen
Adolf IV., 1870

Nonnenstieg, Kloster Harvestehude,
1870

Frauenthal, Hochdt. Form des Klosters
Harvestehude, 1870

Jungfrauenthal, Hochdt. Form des

Klosters Harvestehude, 1870
Heilwigbrücke, Gemahlin des Grafen
Adolf IV., 1904
Helene-Lange-Straße, Pädagogin,
Frauenrechtlerin, 1950

Hausbruch:

Jungfernmühle, Mühlenbesitzerin, 1944

Hohenfelde:

Elisenstraße, Anna C. Diebenau, 1866
Armgarthstraße, Müllerin, 1872
Ackermannstraße, auch nach Dorothea
und Charlotte A., Schauspielerinnen,
1899
Bozenhardweg, 1958, auch nach Karli B.,
Schauspielerin, 2001/02

Horn:

Helma-Steinbach-Weg, Gewerkschafterin,
1929
Anna-Lühring-Weg, Soldatin, 1929
Lisa-Niebank-Weg, Widerstands-
kämpferin, 2001

Iserbrook:

Sapperweg, Agnes S., Schriftstellerin, 1953
Reinheimerweg, Sophie R., Kinderbuch-
autorin, 1953
Zassenhausweg, 2007

Jenfeld:

Elfsaal, Flurname, vor 1933
Elsa-Brändström-Straße, schwedische
Philosophin, Hilfe für Kriegsge-
fangene, 1936
Sophie-Kloers-Weg, Schriftstellerin, vor
1938
Wuthenowstraße, Alwine, plattdeutsche
Schriftstellerin, 1947

Kirchwerder:

Mette-Harden-Straße, der Hexerei
angeklagt, 1995

Langenbek:

Guttmanring, jüd. Opfer des NS, 1988
Elisabeth-Lange-Weg, Widerstands-
kämpferin, 1988
Blättnering, Georgine B., jüd. Opfer des
NS, 1988
Leiserweg, auch nach Hedwig L.,
jüd. Opfer des NS, 1988

Langenhorn:

Agnes-Gierck-Weg, Widerstands-
kämpferin, 1997
Anita-Sellenschloh-Ring, Widerstands-
kämpferin, 2002
Henny-Schütz-Allee, Verfolgte des NS,
2010

Lehmsahl-Mellingstedt:

Margaretenhof, Bauernhof, 1946

Lohbrügge:

Christinenstraße, Ehefrau d.
Geländebesitzers, 1865
Emilie-Günther-Weg,
Heimatschriftstellerin, 1942
Dethlefstwiene, Sophie D., Dichterin, 1948
Fanny-David-Weg, jüd. Opfer des NS,
Fürsorgeoberinspektorin, 1964

Lokstedt:

Lottestraße, von d. Terraingesellschaft so
benannt, um 1900
Siebenschön, Märchen, 1948
Dianaweg, Göttin der Jagd, 1952
Hildburgweg, Gestalt aus dem
Wolfdietrichepos, 1965

Marienthal:

An der Marienanlage, Lehmkuhle, vor 1907
Friedastraße, frei gewählter Name, 1909
Luisenstraße, frei gewählter Name, vor
1938
Marienring, Anlehnung an Stadtteilnamen
Marienthal, vor 1938
Rebeccaweg, Ehefr. v. M. Claudius, 1970

Marmstorf:

Nixenstieg, Märchengeister, 1950
Elfenwiese, Märchengeister, 1950

Neuland:

Traunweg, 1942, auch nach Bertha T.
Frauenrechtlerin, 2001/02

Neustadt:

Neuer Jungfernstieg, 1825
Reimarusstraße, 1902, auch nach Elise R.
Erzieherin, 2001/02
Slamatjenbrücke, 1960
Geschwister-Mendelssohn-Stieg,
Komponisten, 1999

Niendorf:

Mechthildweg, Bäuerin, 1948
Emmy-Beckmann-Weg, Pädagogin,
Frauenrechtlerin, 1980
Hanne-Mertens-Weg, Schauspielerin,
NS-Opfer, 1982
Thüreystraße, Paul u. Magda T.,
Widerstandskämpfer, 1982
Margaretha-Rothe-Weg, Gegnerin des
NS-Regimes, 1982
Bacherweg, Clara und Dr. Walter,
jüd. Opfer des NS, 1982

Nienstedten:

Theresenweg, frei gewählter Name, 1932

Ohlsdorf:

Elisabeth-Seifahrt-Weg, 2007
Erna-Stahl-Ring, 2007
Jette-Müller-Weg, 2007
Johanne-Reitze-Weg, 2007
Margaretha-Treuge-Weg, 2007
Paula-Westendorf-Weg, 2007

Osdorf:

Heimburgstraße, Wilhelmine,
Schriftstellerin, 1928
Droste-Hülshoff-Straße, Annette v.
Dichterin, 1929

Charlotte-Niese-Straße, Heimatdichterin,
1929

Bettinastieg, B. von Arnim, Dichterin,
1953

Othmarschen:

Agathe-Lasch-Weg, jüd. Opfer des NS,
Hochschullehrerin, 1971
Ilse-Fromm-Michaels-Weg, 2008

Ottensen:

Klopstockstraße, 1846, auch nach Meta
Moller, Schriftstellerin, 2001/02
Schopenhauerweg, 1945, auch nach
Johanna S., Schriftstellerin, 2001/02
Susettestraße, S. Gontard, Geliebte
Hölderlins, 1950
Alma-Wartenberg-Platz, Frauenrechtlerin,
1996
Betty-Levi-Passage,
Opfer des Nationalsozialismus, 1996

Poppenbüttel:

Gretchenkoppel, Flurname, 1947
Marienhof, Ehefrau d. Gutsbesitzers, 1950
Maike-Harder-Weg, lit. Person aus Werk v.
H. Boßdorf, 1984
Tennigkeitweg, Käthe u. Richard,
Widerstandskämpfer, 1985

Rahlstedt:

Nornenweg, altnord. Schicksalsgöttinnen,
1946
Wiebkestieg, Gedicht „Wiebke Pogwisch“
von D. Liliencron, 1958
Herschelstraße, 1958, auch nach Caroline
H., Astronomin, 2001/02
Liseistieg, Gestalt aus Theodor Storms
Werk „Pole Poppenspähler“, 1971
Anny-Tollens-Weg, Kommunalpolitikerin,
Leiterin Kinderstube Rahlstedt, 2002

Rissen:

Hexentwiete, Volksglaube, 1928
Kriemhildstraße, Nibelungen, 1933

Brunhildstraße, Nibelungen, 1939
Gudrunstraße, Heldenepos, 1949
Uteweg, Nibelungen, 1951
Hildeweg, Gudrungsage, 1954
Gerlindweg, Gudrungsage, 1957
Sieggrunweg, Nibelungen, 1960
Isoldeweg, aus Richard Wagners Oper
„Tristan und Isolde“, 1972
Hexenstiege, Volksglaube, 1980
Grete-Neumann-Weg, Politikerin,
Ortsausschuss Blankenese, 1981

Rothenburgsort:

Alexandra-Stiege, 2006
Reginenstraße, unbekannte Benennung,
1870

Rotherbaum:

Magdalenenstraße, Witwe d. Gelände-
besitzers, 1860

Sasel:

Isenweg, Ehefrau d. Besitzers, 1941

Schnelsen:

Goldmariekenweg, Märchen, 1948
Anna-Susanna-Stiege, Gestalt aus
Reimgedicht, 1948
Dornröschenweg, Märchen, 1950
Gretelstiege, Märchen, 1970
Zylberbergstiege, Ruchla Z., Opfer des NS,
Kindermord Schule Bullenhuser
Damm, 1992
Zylberbergstraße, Ruchla Z., Opfer des
NS, Kindermord Schule Bullenhuser
Damm, 1992
Mania-Altman-Weg, Opfer des NS,
Kindermord Schule Bullenhuser Damm,
1992
Jacqueline-Morgenstern-Weg, Opfer des
NS, Kindermord Schule Bullenhuser
Damm, 1993
Geschwister-Witonski-Straße, Opfer des
NS, Kindermord Schule Bullenhuser
Damm, 1993

Assorweg, Albertine A., Gründ. der
Diakonie- und Krankenanstalten, 1993
Riwka-Herszberg-Stiege, Opfer des NS,
Kindermord Schule Bullenhuser
Damm, 1993
Albertinenstiege, nach A. Assor, 1993
Albertine-Assor-Straße, 1993
Lelka-Birnbaum-Weg, Opfer des Natio-
nalsozialismus, Kindermord
Schule Bullenhuser Damm, 1996
Wassermannpark, Opfer des Nationalso-
zialismus, Kindermord Schule
Bullenhuser Damm, 2003

St. Georg:

Ellmenreichstraße, Franziska E.,
Schauspielerin, 1948
Heidi-Kabel-Platz, Volksschauspielerin,
2011

St. Pauli:

Antonistraße, frei gewählter Name,
1800
Karolinenstraße, Mutter d. Patrons d.
Vorstadt St. Pauli, 1841
Annenstraße, frei gewählter Name, 1856
Susannenstraße, vermutl. älteste Tochter d.
Grundeigentümers, 1860
Paulinenstraße, frei gewählter Name,
1860
Mathildenstraße, Schwägerin des Gelände-
besitzers, 1865
Paulinenplatz, frei gewählter Name, 1869
Brigittenstraße, frei gewählter Name, 1897
Wohlwillstraße, Anna W., Direktorin d.
Schule des Paulsenstifts, 1948
Augustenpassage, dt. Kaiserin, 1954
Bertha-Keyser-Weg, Helferin der Armen,
1983
Flora-Neumann-Straße, 2010,

Steinwerder:

Auguste-Victoria-Kai, dt. Kaiserin, 1902

Stellingen:

Anne-Barth-Weg, Verfolgte des NS, 2006
Emmastraße, Tochter d.

Grundeigentümers Wieck, vor 1915
Thusneldastraße, Tochter des Segestes,
1929

Sülldorf:

Mestorfweg, Johanna M., Direktorin d.
Museums f. vaterl. Altertümer, 1953
Frapanweg, Ilse F., Schriftstellerin, 1965

Uhlenhorst:

Theresenstieg, Ehefrau des Miteigentü-
mers der Uhlenhorst, 1846
Marienterrasse, Frau d.

Grundeigentümers, 1863
Feenteichbrücke, Flurname, 1904
Bei der St. Gertrudkirche, Heilige, 1913
Am Feenteich, nach dem Feenteich
benannt, 1948

Dorothea-Bernstein-Weg, Opfer des NS,
2010
Frieda-Wieking-Stieg, Verfolgte des NS,
2010
Martha-Muchow-Weg, Psychologin,
Verfolgte des NS, 2010

Veddel:

Meckelburgsweg, Margarete M.,
Wohltäterin, 1922

Volksdorf:

Amalie-Sieveking-Weg, Gründ. des weibl.
Vereins f. Armen- u. Krankenpflege,
1957

Maetzelweg, Malerin, 1960

Wandsbek:

Lydiastraße, Tochter d. Kaufmanns
J. Morewood, 1884
Behnkenkammer, Kammerdame, 1950

Wellingsbüttel:

Lagerlöfstraße, Selma L., Dichterin, 1947

Wilhelmsburg:

Ernastraße, frei gewählter Name,
vor 1928
Modersohnstraße, Paula M., Malerin, 1951
Eleonorenweg, E. d'Olbreuse, Gattin d.
Herzogs Georg W. von Braunschweig,
1956

Berta-Kröger-Platz,
Bürgerschaftsabgeordnete, 1982
Sophie-Dorothea-Stieg, Gräfin von
Wilhelmsburg, 1997

Wilstorf:

Sophienstraße, Mutter d. Syndikus
Tilemann, 1922
Nymphenweg, Märchengestalt, 1935

Winterhude:

Dorotheenstraße, Mutter d.
Geländebesitzers, 1863
Maria-Louisen-Straße, Frau d.
Geländebesitzers, 1863
Agnesstraße, Schwägerin d.
Geländebesitzers, 1866
Klärchenstraße, Ehefrau d.
Geländebesitzers, 1866
Bussestraße, Ehefrau d. Geländebesitzers,
1876

Klärchenbrücke, in Anlehnung an die
Klärchenstraße, 1904

Maria-Louisen-Brücke, Ehefrau d.
Geländebesitzers, 1904

Dorotheenstraßenbrücke, Mutter des
Geländebesitzers, 1904

Elebeken, Domina des St.
Johannisklosters, 1906

Gottschedstraße, 1910, auch nach
Luise G., Schriftstellerin, 2001/02

Cäcilienstraße, Domina im Kloster St.
Johannis, 1914

Maria-Louisen-Stieg, Frau d.
Geländebesitzers, 1953

Hertha-Feiner-Asmus-Stieg, jüd. Opfer
des NS, 1992

Dank

Herrn Thießen vom Staatsarchiv für die kollegiale, schnelle und zuverlässige Hilfe bei der Aktualisierung, Frau Holst und Herrn Beschütz (Geschwister Beschütz), Pastor Eisenblätter, Albertinen Diakoniewerk (Albertine Assor), Frau Bernhardt, Israelitisches Krankenhaus (Klara Gordon), Frau Dr. Randt † (jüdische Lehrerinnen), Frau Mangelsdorff (Marie Henning), Frau Büttner, Herrn Dr. Richter, Herrn Kohn, Herrn Sielemann Staatsarchiv Hamburg, Frau Oldenburg, Herrn Dreckmann, Museum für Bergedorf und die Vierlande (Elisabeth Thomann, Emilie Günther), Initiative für humane Hilfe Drogenabhängiger (Marie Nyswander), Herrn Dr. Garbe, KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Erna Behling, Erika Etter, Marie Fiering, Helene Heyckendorf, Annemarie Ladewig, Margarete Zinke), Dr. Cornelia Göksu (Flora Neumann, Frieda Wiekling, Hanne Darboven, Heidi Kabel, Henny Schütz), Dr. Hagener, Gesamtschule Bergedorf (Margit Zinke), Barbara Brix, Klosterschule (Clara Bacher), Gerd Spiekermann, NDR-Hamburg-Welle (Meike Harder, Cilli Cohrs), Jürgen Timm (Bertha Uhl), Ingo Böhle (Agathe Lasch, Magda Thürey), Anneliese Tuchelt (zur „Weißen Rose“, Elisabeth Lange, Margaretha Rothe), Dr. Knut Nevermann (Grete Nevermann), Ulf-Thomas Lesle, Institut für niederdeutsche Sprache (Meike Harder, Cili Cohrs), Frau Hennig, Arbeitsstelle für Mitteldeutsche Wörterbücher (Hildburg), Frau Fuchs und Herrn Kloevekorn (Wiebke Pogwisch), Kerstin Klingel, Brita Reimers für verschiedene inhaltliche Hinweise.